

JOHANNES TRALOW

KEPLER UND DER KAISER

Roman



VERLAG DER NATION

1. Auflage 1961

Verlag der Nation Berlin

Alle Rechte vom Verlag vorbehalten

Lizenz-Nr. 400/26/61

Schutzumschlag- und Einbandgestaltung: Hans-Joachim Schauß

Gesamtherstellung: Philipp Reclam jun. Leipzig

I

In der Mathematik ist der Plan für das Sein und Werden des Weltalls von aller Ewigkeit bis in alle Ewigkeit im voraus beschlossen ... Das war ein anspruchsvoller Satz, und der ihn sagte, war nur ein hagerer junger Mann, eher unter Mittelmaß als darüber. Eine schöne Stirn erhob sich freilich über dem blassen Gesicht mit den dunklen Augen und dem kleinen bartumrandeten Mund – aber Worte wie der soeben gesprochenen hätte man sich kaum von ihm versehen. Der Bart umschattete das Kinn, das vielleicht auf Kräfte des Willens hätte schließen lassen. Jedenfalls war er nötig, um dem Besitzer Autorität zu verleihen, was Talar und Barett des akademischen Lehrers allein nicht vermocht hätten. Der Autorität aber bedurfte Magister Kepler als Professor an der Landschaftsschule in Graz.

An diesem Frühsommertage des Jahres 1596 befand er sich freilich nicht in Graz, wo er eigentlich hätte sein sollen, sondern in der Pförtnerstube der Universität Tübingen. Außer ihm war nur noch der Torwärter Dürrenkofel zugegen. Ihn hatte Kepler ganz unbekümmert mit seinem Satz aufgescheucht. Freilich wäre dieser Satz allein schon neu genug gewesen, um unter den Mitgliedern Eines Hohen Universitätssenats allerhand Verwirrung, ja Entsetzen hervorzurufen. Dürrenkofel jedoch wußte zu seinem Glück nicht so genau, welche Gedanken alt und welche neu, welche erlaubt und welche unerlaubt seien, und so befiel ihn keineswegs Entsetzen, vielmehr nur die Erwartung von Neuigkeiten, denen nachzujagen stets seine Lust war.

Selbst die Bedienten, die des Tübinger Stiftes Dielen fegten, waren noch stolz auf diese Hochburg des Evangeliums und deutscher Gelehrsamkeit. Darin jedoch, daß er nicht nur steinerne Mauern, nicht nur die Schalen bewachen, sondern auch etwas von dem Kern, dem wissenschaftlichen Getriebe erhaschen wollte, war Dürrenkofel eine Ausnahme.

Besonders hatte es ihm die Mathematik angetan. Schon vor Jahren war sie die Ursache einer achtungsvollen Freundschaft zu dem jungen Theologiestudenten geworden. Kepler hatte den alten Mann niemals verlacht, sondern stets ernsthaften Gespräches gewürdigt. Auch jetzt war er zwar immer noch glücklich darüber, einen Satz von solcher Großartigkeit und Ausschließlichkeit gefunden zu haben, der nun, wie ihn dünkte,

unerschütterlich dastehe; aber zugleich bemerkte er doch, daß der alte Freund, weil er ohne Erläuterung mit der ganzen Großartigkeit nichts anzufangen wußte, seine Zustimmung zurückhielt.

„Mich würd’ es freuen“, begann Dürrenkofel zögernd, „wenn man es genau wissen könnte, daß alles im richtigen Schick sei ..., aber ich bin eben nicht gelehrt – ein Türhüter bin ich, sonst nichts.“

Kepler glaubte das zu kennen. Wenn sich der Alte dem Akademiker gegenüber solcherart hinter Unwissenheit verstecke, rieche das nach Ablehnung. Droben mochten sich die Herren des Senates über das Keplersche Werk bis zu roten Köpfen erhitzen, es stand übergenug darin, was sie schwerlich leicht hinunterschlucken würden, zumal nicht die Theologen. Brennend hatte der Magister daher zu wissen begehrt, ob sie ihm die Druckerlaubnis für sein „Mysterium Cosmographicum“ wohl trotzdem gewährten.

Um seinen früheren Lehrer, den hochberühmten Michael Maestlin, Professor der Mathematik und Astronomie, gleich nach der Sitzung abzufangen, saß er hier. Doch in diesem Augenblick war nur der alte Dürrenkofel da, dessen Zustimmung er durchaus erringen wollte. Wissenschaft müsse einfach, die größten wie die tiefsten Erkenntnisse müßten mit dem kleinen Einmaleins zu erfassen sein, war seine Meinung, sonst seien sie weder groß noch tief. Es würde ihn mehr als nur verdrießen, wenn es ihm nicht gelänge, diesen Mann aus dem Volke zu überzeugen.

„Nichts hindert einen Türhüter am Gescheitsein“, sagte Kepler. „Wenn ich Euch von Sachen erzähle, so man anfassen kann, und die haben ein Gesetz von allen Zeiten her zu allen Zeiten hin ...“

„Zum Anfassen?“ Dürrenkofel war sofort gefesselt. „Und ein mathematisches Gesetz? Wenn der Herr Magister mir das möchte erklären wollen?“

„Braucht nur herzuhören, Dürrenkofel.“

Und nun sprach Kepler von den fünf regelmäßigen Körpern. Mit einem Stück Kreide half er nach. Dürrenkofel gebrauchte sie, um alle Güter aufzuschreiben, die seinen Torweg passierten. Jetzt hinterließ sie Linien auf dem Tisch, um sein Verständnis für Gebilde zu erwecken, deren Außenflächen aus geometrischen Figuren bestanden: für den Vierflächner aus dem Dreieck, den Sechseckflächner aus dem Viereck, für den Acht-, den Zwölf-, den Zwanzigflächner.

„Mehr gibt es nicht“, schloß Kepler. „All die Millionen und Milliarden andere Körper sind unregelmäßig.“

Dürrenkofel sann nach.

„Ist doch wunderlich“, meinte er dann, „daß es in der ganzen weiten Welt so wenig gibt, was den Willen des Herrgotts tun möchte.“

„Hm“, machte Kepler und zog sein Notizbuch hervor, um eine Eintragung zu machen.

„Was schallet der Herr Magister da?“ „Ich merk’ mir, was Ihr sagtet.“

Dürrenkofel empfand das als zu schmeichelhaft um nicht mißtrauisch zu sein.

„Der Herr Magister macht einen Scherz.“

„Wüßte nicht, warum“, meinte Kepler beim Schreiben. „Ihr habt etwas gesagt, dem man nachgehen muß. Diese fünf Körper entsprechen dem Willen des Herrgotts, habt Ihr gesagt, und das ist so ungleich nicht, sie sind in Wahrheit Maße des Weltalls.“

Trotz großer Unterschiede des Alters, des Wissens und der Begabung einte den Jungen und den Alten die gemeinsame Annahme einer weltregierenden Allmacht. Bei Dürrenkofel war sie ein von Generationen überlieferter Glaube, dessen Bestätigung zu fordern ihm als Todsünde galt und den schon deswegen kein Grübeln erschüttern konnte.

Der Glaube des Theologen Kepler – denn das war er, Theologe! – verzehrte sich dagegen in einer gefährlichen Begierde nach dem Beweis. In den Gleichflächnern glaubte er denn das Gesetz der Planetenabstände gefunden zu haben. Für ihn war das nicht nur Astronomie – ungleich den jüdischen Priestern, die das Allerheiligste verschlossen, wollte er es aufdecken.

„Und das und noch mehr steht in dem Buch von dem Herrn Magister – oder muß man jetzt wohl ‚Herr Professor‘ sagen?“

„Man hat mich ausgetan und nach Graz geschickt – wenn Ihr das meint?“

Dürrenkofels Verlegenheit zeigte diese Meinung nur zu deutlich. Kepler bemerkte es, und auf sein Gesicht fiel es wie ein Schatten. Er wußte, daß sein Fortgang von vielen so gedeutet wurde, ob es nun wahr sei oder nicht. Aber der Alte sei ihm zugetan, besann er sich dann. Er hielt sich vor, daß wirklich kein anderer als er, Kepler, dagewesen sei, als das ferne Graz sich von der berühmten Universität einen Mathematikus erbeten halte, aber

das ändert nichts daran, daß er Theologe sei und nicht den Lehrstuhl, sondern die Kanzel begehre. Ausdrücklich vorbehalten habe er sich die Rückkehr zur geistlichen Laufbahn, versuchte er sich zu beruhigen, um dann neuen Zweifeln zu verfallen. Wohl habe er sich die Gelegenheit zu einer späteren Beendigung seiner theologischen Studien ausbedungen; aber wenn er einmal als Mathematiker abgestempelt sei – würde man sich in Tübingen später noch seines Vorbehaltes erinnern? Einen Mathematiker brauche man nicht in Tübingen, und wie sein Fortgang auch zustande gekommen sei, mit Gunst oder aus Mißgunst, so könne er doch leicht zur Folge haben, daß man ihm zuletzt überall das Beste wünsche ... nur nicht gerade in Tübingen.

Doch von Tübingen wollte Kepler nicht lassen. Wenn er hier für sein erstes Werk die Druckerlaubnis beantragt hatte, so war das mit Rücksicht auf den württembergischen Landesherren, dessen Stipendiat er gewesen war, und auf das Tübinger Stift geschehen, als dessen Angehöriger er trotz seines Grazer Lehramtes noch immer betrachtet werden wollte. Er hatte die Gefahr, die mit seinem Antrag verbunden war, nicht gescheut. Freilich hätte es Klarheit geschaffen, wenn man sich als nicht mehr zuständig erklärt hätte. Damit wäre seine Zugehörigkeit zur Tübinger Universität verneint worden. Doch wie nun, wenn ihm der Senat die Druckerlaubnis verweigerte? Das würde ihn vor die schwere Wahl stellen: entweder auf all seine Tübinger Hoffnungen und damit wohl auch für immer auf die geistliche Laufbahn oder auf den Druck eines Manuskriptes zu verzichten, von dessen Bedeutung er überzeugt war.

Kepler hatte einigen Grund zur Besorgnis. Aber Sorgen war er von Kind auf gewöhnt. Die vielen Prügel, die er wörtlich und bildlich hatte einstecken müssen, waren die Ursache seiner ausgeprägten Neigung zu einer Vorsorge, ohne die er wohl unbekümmerter hätte leben können. Mit seiner Geburt hatte es begonnen. Das herzogliche Stipendium war nach der Stiftungsurkunde für „Söhne frommer und armer Leute“ vorgesehen. Keplers Eltern waren durchaus nicht besonders fromm, und geradezu arm waren sie auch nicht. Der Vatersvater war sogar Bürgermeister der kleinen schwäbischen Reichsstadt Weil, über deren Dächern die drei Türme der gotischen Kirche weithin sichtbar die Landschaft beherrschten – seine Mutter war die Tochter des Wirtes und Schultheißen im württembergischen Eltingen. Eine vielköpfige, weit verzweigte Familie waren die Keplers, denen die Erinnerung an den verbürgten, einst abgelegten Adel nicht immer

zum Guten ausgeschlagen war. Vornehmlich die Frauen waren die Friedfertigsten nicht, und dasselbe galt von den Männern, was manche nicht gehindert hatte, tüchtige Landwirte und Handwerker zu werden, von denen mehr als einer zu Ehrenstellen gelangt war. Aber neben ihnen gab es auch unstete Gesellen, und einer von ihnen war des Magisters Vater gewesen, eine Tatsache, die Kepler, wie jeder andere seinen Erzeuger auch, mit dem Leben hatte hinnehmen müssen. Dieser Vater hatte noch als verheirateter Mann im elterlichen Bürgermeisterhause an der Weiler Marktecke gelebt, war dann Soldat im spanisch-niederländischen Krieg gewesen und hinterher Bürger in der württembergischen Stadt Leonberg geworden. Bald darauf hatte er wieder am niederländischen Krieg teilgenommen. Eine Bürgerschaft war ihm mit dem Verfall seines Vermögens vergolten worden, worauf er sich als Gasthauspächter in Ellmendingen bei Pforzheim versucht hatte, bis er zum zweiten Mal nach Leonberg in eine etwas stürmische Seßhaftigkeit gegangen war. Nach fünf Jahren wiederum von seiner Lust am Umtrieb ergriffen, hatte er dann seine Frau und seine vier Kinder endgültig verlassen. Das war gerade zu der Zeit gewesen, als sein Sohn Johannes ins Tübinger Stift gekommen war. Wenn Reisläufer den Vater auch als Hauptmann in Neapel getroffen haben wollten, so hatte die Familie sich dieses Glanzes nicht erfreuen dürfen. Nach seinem letzten Abschied hatte der Unstete sich nie mehr gemeldet.

Zwei Jahre! dachte Kepler. Vor zwei Jahren noch Kandidat der Theologie und jetzt bereits zwei Jahre Professor an der Schule der steiermärkischen Stände. Professor? Ein Titel mit kleinem Lehramt, das in der allgemeinen Achtung um vieles einem Kirchenamt nachstehe. Aber in diesen zwei Jahren habe er nicht nur seine Vorgesetzten und das Publikum durch Kalender ergötzt, in denen er mit Hilfe der recht zweifelhaften Astrologie und mehr noch des Glückes annähernd richtige Voraussagungen habe erscheinen lassen. Weit mehr sei geschehen! Nie, nie werde er den 19. Juli 1595 vergessen. Ganze drei Schüler seien zu der wenig beliebten Mathematikstunde erschienen, und denen sei das Grinsen gekommen. Doch nicht durch Sommerschwüle sei er übermannt gewesen, wie er da, mit der Kreide in der Hand, starrend gestanden habe. Ein Gedanke sei herniedergefahren, gleichsam ein Anruf aus dem All! Eine Bestätigung des Kopernikus aus dem Weltraum. Wie, wenn sich nun für die Verhältnisse der sechs Planetenbahnen unter den unermesslich vielen geometrischen Figuren fünf finden ließen, die vor allen anderen etwas voraushaben? Das sei der

Gedanke gewesen, und die Antwort habe die Geometrie des Euklid mit den fünf und gerade nur fünf regulären Körpern gegeben! Und dann die Berechnungen, Tag für Tag und Nacht für Nacht, die ganzen folgenden Monate, bis er geglaubt habe, sein Ja sagen zu können. Kopernikus sei nicht zu überwinden. Er, Kepler selbst, habe nur ein Tor geöffnet, durch das berufenere Astronomen als er hindurchgehen mögen zu neuen Erkenntnissen.

Und dann jener Dezembertag ... Beim Landschaftssekretär Speidel hatte er Barbara zum ersten Mal getroffen. Ganz unwirklich erschien ihm das alles. Er – der Urheber ganz neuer Gedanken? Er – der Verlobte Barbaras, des reichen Herrn Müllers Tochter, des Mühlenbesitzers, des Schloßherrn? Was sei er für den Herrn Müller? Ein Kalendermacher, ein Sterngucker, kein Mann eines ehrsamten Berufes, und es sei vieles Reden angesehener Männer vonnöten gewesen, bis der Vater in die Verlobung gewilligt habe. Mit drei Monaten Urlaub sei er, der Jungverlobte, von Graz abgereist, mit dem siebenten kehre er erst zurück. Was habe ihn so lange zögern lassen? Wohl auch die Druckerlaubnis; aber ebenso die Angst vor dem Wahrscheinlichen. Einem reichen Mann sei es leicht, seine Meinung zu ändern. Was könne ein Landschaftsmathematiker mit hundertfünfzig Gulden dagegen tun? Ein Kirchenamt müßte er haben, nichts als ein Kirchenamt! Auch darüber habe er sich versäumt.

„Sagt es nur grad’ heraus, Dürrenkofel, daß man mich für einen Ketzer hält.“

„Das nicht“, wehrte der Torhüter nicht gerade sehr nachdrücklich ab, „es ist nur von wegen der Abendmahlslehre. Der Herr Magister hätte mit den Leuten nicht so viel über diese ‚Ubiquität‘ reden sollen.“

Dem Vorwurf war schwer zu begegnen. Allzu freigebig hatte Kepler seine Meinung offenbart. Aber er neigte nun einmal mehr zu Melanchthon, der ebenso wie Calvin die Allgegenwart des geistigen Leibes Christi behauptete, während Luther die Allgegenwart, die „Ubiquität“, auch für Christi irdischen Leib in Anspruch nahm, der in der göttlichen Vereinigung untrennbar mit dem geistigen vereinigt sei. In Tübingen war man gut lutherisch und durch die Konkordienformel verpflichtet, jedes andere Dogma zu verwerfen.

„Ist etwas lange her, Dürrenkofel“, plädierte Kepler um Milderungsgründe. „Die Herren waren auch einmal jung und sollten wissen, daß Jugend sich ändern kann.“

„Das wohl. Aber der Herr Magister nimmt immer alles so hart.“

„Wenn es um die Wahrheit geht!“

„Es gibt auch eine andere Wahrheit“, sagte Dürrenkofel und erwies sich damit als ein Mann von Lebenserfahrung. „Wenn der Herr Magister sich entschließen könnte, eine Tübinger Professorentochter zu freien – sind genug da, und wird sich dann gleich alles schlichten.“

Kepler lachte. Natürlich war das Gerücht von seinem Verlöbnis schon längst bis hierher gelangt. Doch darüber zu sprechen, behagte ihm nicht. Lieber gab er Dürrenkofel noch die Erklärung, daß sich die Planetenabstände untereinander im Verhältnis der regelmäßigen Vier- bis Zwanzigflächner verhalten. So habe er, Kepler, es herausgefunden.

„Wenn man den Herrn Magister so hört“, begeisterte sich Dürrenkofel, „gibt sich alles ganz glatt. Die Sonne dreht sich um sich selbst, und daraus kommt dann eine Kraft – das ist klar –, die nun die Planeten bewegt, und das um so eiliger, je dichter sie bei der Sonne stehen, und um so gemächlicher, je weiter sie von ihr weg sind. Das kann sogar ich begreifen.“

Die Zustimmung dieses geringen Mannes stärkte Keplers Selbstvertrauen mehr, als es bei anderen das Gefühl einer akademischen Würde vermocht hätte.

„Gelt?“ sagte er. „Aber das Beweisen ist halt unser Professorengeschäft. Mit Glauben allein ist da nichts getan. Man muß alles erst wissen.“

Dürrenkofel nickte.

„Freilich, wissen muß man. Aber ich denk’ alleweil, unsere Theologen würden es lieber sehen, man würd’ weniger wissen und mehr glauben.“ Er unterbrach sich und zog Kepler hastig vom Fenster fort. „Ist nicht not, daß der Herr Magister hier gesehen wird.“

Kepler wurde rot.

„Meint Ihr?“

„Schickt sich nicht, daß der Herr Magister wie ein armer Sünder bei mir auf sein Urteil wartet. Ist keine Schande, ein Buch zu schreiben. Ich werd’ es schon dem Maestlin ausrichten, wo Ihr hinterher zu finden seid.“

„Nicht dem Herrn Professor Maestlin –“

„Alsdann dem Papius? Ist schon recht. Ein ganz Lustiger, unser Medizinischer, und den Maestlin wird er schon mitbringen. Ich sag’ es ihm.“

„In der Herrengasse, Dürrenkofel.“

„Beim Capus?“

Ganz Billigung war Dürrenkofel. Beim Capus trank man gut, und reputierlich war die Weinstube auch. Kepler steckte das Lob also ein und verließ die Pförtnerstube weit gelassener, als er sie betreten hatte.

Auch das bemerkte Dürrenkofel mit Wohlgefallen. Auf die akademische Würde seines jungen Freundes mochte er durchaus nichts kommen lassen.

II

Keplers Befürchtung, daß der Senat seinen Antrag auf Erteilung der Druckerlaubnis für sein Werk vielleicht gar nicht entgegennehmen würde, hatte sich als grundlos herausgestellt. Das war zweifellos ein Gewinn. Zugleich aber auch eine Beschränkung.

Für die Lutherischen war die Tübinger Universität dasselbe wie der Vatikan für die Katholischen. Bei ihr fragten die Konfessionsverwandten an, wie sie Kirchen- und Lehrämter zu besetzen hätten, und Kepler war keineswegs der einzige Akademiker in Graz, der von Tübingen ausgesucht und geschickt worden war. Daraus erklärte es sich, daß die theologische Fakultät nicht nur in Württemberg selbst die erste Geige spielte, sondern weit darüber hinaus, wenn auch nicht rechtlich, so doch tatsächlich, als vorgesetzte Behörde galt. Aus dieser Einschätzung war seitens der Fakultät allmählich so etwas wie ein Anspruch geworden. Außerdem hatte Kepler als Angehöriger des Stiftes, also auf Kosten des Landes Württemberg, studiert, dem er dafür zeitlebens verpflichtet war. Ebensowenig wie es im Stiftsinternat studentische Freiheiten gab, ebensowenig konnten nach bestandenen Examina die Gelehrten über sich verfügen.

Wie alle andern hatte auch Kepler nur mit Bewilligung des regierenden Herzogs seine Stelle in Graz antreten können. Aber diese Unfreiheit wurde durch das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer festen und hochgeachteten Gemeinschaft ausgeglichen. Bei Kepler war das in hohem Maße der Fall, und die Universität wiederum hätte es als einen Raub an sich selbst betrachtet, wenn der begabte junge Mann sich ihr hätte eigenwillig entziehen wollen. Solange er tat, was man ihm anschaffte, war er in Tübingen durchaus gelitten. Man würde es ihm sogar sehr verübelt haben, wenn er sich ohne die Tübinger Druckerlaubnis hätte behelfen wollen. Daher war die Angelegenheit als eine solche Selbstverständlichkeit empfunden worden, daß sich nicht einmal der ganze Senat mit ihr befaßte. Zu diesem Zweck hatte man lediglich einen Ausschuß gewählt, der namens des Senates zu einem Beschluß kommen sollte.

Und so saßen die Herren nun im Beratungszimmer der theologischen Fakultät. Das Rektorat hatte kein schöneres. Schräg fiel die Sonne durch das Bunt des Fensters auf den großen runden Tisch, in dessen Mitte die Bibel und Luthers Kommentare lagen. Dagegen fehlte wegen der leidigen

Ubiquität Melanchthons „Augsburger Konfession“, und auch ein Kreuz war keineswegs zu erblicken, was damit erklärt wurde, daß die gereinigte Lehre nicht in den katholischen Mißbrauch dieses ehrwürdigen Zeichens verfallen dürfe. Überhaupt war außer dem Glasfenster kein Bildwerk und Abbild im Raum. Das Fenster stammte noch aus einer Zeit lange vor der Reformation und war wegen der hohen Kosten eines Ersatzes geschont worden. Die Fresken aber, die dem Zimmer einst Farbe verliehen hatten, waren unter der dunkelbraunen Holztäfelung verschwunden. Bis hinauf an die kassettierte Decke reichten die Tafeln. In bezug auf die Möbel war man weniger hart gewesen. Bequeme Armsessel umstanden den Tisch. Und in denen saßen die Herren der Kommission.

Daß ein Theologe den Vorsitz hatte, verstand sich von selbst. Immerhin wirkte es wie das Zugeständnis Eines Hohen Senates an den Bittsteller Kepler, daß Matthias Hafenreffer, der jüngste Professor der Fakultät, ihn führte.

Freilich behagte das den andern beiden, dem sturen Erasmus Grüninger und dem herrschsüchtigen Lukas Osiander, nur wenig. Offenbar rechnete man mit Hafenreffers vermittelndem Einfluß. Knapp zehn Jahre war er älter als Kepler und ihm keineswegs abgeneigt. Die Philosophen vertraten Vitus Müller und Martin Crusius, der allerdings als Professor des Griechischen nur der Fakultät halber zu ihnen zählte, ebenso wie der grämliche Michael Maestlin, ein Mann Mitte der Vierzig, Keplers Lehrer in der Mathematik und Astronomie. Die Juristen waren überhaupt nicht vertreten, wohl aber die Mediziner mit Professor Papius, der noch vor kurzem Rektor der Stiftsschule in Graz gewesen war. Ungünstig wäre das alles für Kepler nicht gewesen, wenn er es nur auf das Imprimatur abgesehen hätte. Er aber wollte als Theologe gewertet werden, und gerade dieser Fakultät war er noch von früher her verdächtig.

Die Sitzung begann mit einer zwanglosen Unterhaltung, von der sich bald Zweiergespräche ablösten, die durchaus nicht Übereinstimmung verrieten. Es wurde Hafenreffer gar nicht leicht gemacht, sich durchzusetzen, zumal er manches Jahr im Ausland – das heißt außerhalb Württembergs – zugebracht hatte und ihm die weicheren schwäbischen Töne nicht zu Gebote standen. Es blieb ihm nichts übrig, als lauter zu sein als die anderen. Man möge doch nach der Ordnung verfahren, rief er nach einigen vergeblichen Ansätzen hörbar genug, um das Stimmengewirr zu

überbieten, und erst einmal den Kollegen Maestlin hören, der als Mathematiker und Astronom doch wohl dazu der Berufenste sei.

Aber wie ein Mensch, der vor dem Ertrinken seinen letzten Schrei ausstößt, erhob sich Hafenreiffers Fakultätskollege Grüninger dagegen.

„Mathematik?“ schrie er. „Theologie – das ist es, was der Kepler möchte! Seinen Kalender soll er machen, sonst nichts.“

Immerhin hatte er sich im Augenblick so weit ausgegeben, daß Maestlin beginnen konnte.

„So uneben ist es nicht, was der Herr Kollege da sagte“, meinte er mit einem vertrackten Lächeln. „Hab’ dem Kepler schon bedeutet, nicht immer so viel Wissen vorauszusetzen ...“

Das war aber zu viel, um Grüninger nicht hochzubringen. Ob der Herr etwa behaupten wolle, daß er, Professor Erasmus Grüninger von der theologischen Fakultät zu Tübingen, weniger wisse als ein Schulmeisterlein an einer minderen Stiftsschule?

„Vielleicht ...“ Es war die Pause, die für Grüninger dies eine Wort zur Ungeheuerlichkeit werden ließ, und es beruhigte ihn wenig, als Maestlin fortfuhr: vielleicht sei dem Herrn der grandiose Einfall Keplers entgangen. – Im Gegenteil! Er sei ein Diener am Worte Gottes, rief Grüninger wütend. Doch Maestlin ließ sich nicht stören. Begeistert hatten ihn seine Kollegen noch nie gesehen. Jetzt war er es, und damit machte er einen größeren Eindruck, als man merken lassen wollte.

„Ich meine Keplers Einfall, Anordnung und Größe der Planetenbahnen gleichsam aus dem Schoße der Schöpfung selbst hervorzulocken, wie er es mit der Entdeckung tat, daß sich die Abstände in dem Verhältnis der fünf regulären Körper zueinander verhalten. Die erste protestantische Universität im Reich – und das sind wir in Tübingen, nicht wahr, Herr Professor Grüninger? – sollte es sich zur Ehre anrechnen, das Skriptum mit ihrem Imprimatur erscheinen zu lassen. Welch ein Einblick in die Gesetze des Weltenbaus! Ich habe es nicht gefunden, und der große Meister Tycho Brahe ist auch nicht mit seinen trefflichen Beobachtungen zu einer solchen Erkenntnis durchgedrungen.“

Das war eigentlich mehr, als Maestlin hatte sagen wollen.

„Protest!“ schrie Grüninger denn auch. „Nie darf sich Tübingen so beschmutzen ...!“ Der Lärm von Widersprüchen und Zustimmung deckte ihn vorerst zu. Aber nur für einen Augenblick. Nicht zuletzt verdankte Grüninger das Ansehen, das er genoß, seiner kräftigen Stimme, und als er

sich erst richtig ins Zeug legte, wurde er auch mit dem Getöse fertig. „Gesudel möchte ich sagen. Jawohl! Das ist eine Sache für uns Theologen. Ich beantrage ein Gutachten von unserer Fakultät. Im Namen der Wissenschaft!“

Aber durch einen erstaunlichen Zwischenruf brachte Maestlin alle zum Schweigen.

„Man kann die Wissenschaft nicht teilen“, rief er. „Es gibt nur eine einzige.“

Der Philosoph Vitus Müller faßte sich zuerst. Er war sonst ein bequemer Herr, und gegen Kepler hatte er nichts. Aber was zu viel sei, sei zu viel, und daher wickelte er sich denn in den Mantel seiner Würde, der um so verschlissener war, je stattlicher sich der Herr Professor darin fühlte.

„Aber, aber ... mein lieber Maestlin, das geht zu weit“, sagte er in seinem besten Schriftddeutsch, dessen er sich auch in der Rede befleißigte. „Eine einzige Wissenschaft? Da muß ich doch sehr bitten. Wenn es nur eine einzige Wissenschaft gäbe, wären wir Dekane ja vollkommen überflüssig.“

„Vielleicht ...“

Dieses Mal sagte Maestlin die Ungeheuerlichkeit nur halblaut vor sich hin, höchstens noch, daß Professor Papius sie hörte. Das rettete Vitus Müller.

„Meine Herren Kollegen“, konnte er also ungekränkt fortfahren, „bedenken wir das Ende. Unsere Professorenschaft befindet sich, verschwägert oder zumindest gevatterlich verbunden, gottlob in so ungetrübten Beziehungen zueinander ...“

Jetzt konnte Papius nicht länger an sich halten. Man sagte ihm ohnehin nach, daß er als Mediziner die geistigen Wissenschaften nicht so ästimiere, wie er wohl solle.

„Keine Angst, Kollege!“ rief er Müller zu. „Kepler hat schon eine Braut in Graz!“

Ein allgemeines befreiendes Gelächter war die Antwort. Selbst Müller heiterte sich auf. Das freue ihn, sagte er, das beruhige ihn außerordentlich. In Graz also. Und er habe gar nichts dagegen, daß Kepler Kalender mache. Er, Professor Müller, ergötze sich gern an der Astrologie, und was den Herrn Kepler angehe, so gehöre sie zu dessen Beruf. Aber das solle ihm auch seine Grenzen weisen. Und um auf die Astronomie zurückzukommen, so sei sie – der Herr Kollege Maestlin möge verzeihen – nicht eigentlich eine geistige Wissenschaft, sondern – nun ja, man müsse es sagen – Keplers

Verhalten den wissenschaftlichen Disziplinen gegenüber sei nur mit jugendlicher Unbefangenheit zu entschuldigen. So schreibe der junge Mann über Physik, was ihm nicht zukomme, und mache sogar vor der erlauchten Philosophie nicht halt! Gerade weil unter diesen Umständen seine, Müllers, Zuständigkeit in keiner Weise bezweifelt werden könne, erkläre er mit der größten Entschiedenheit, daß er mit den Keplerschen Spitzfindigkeiten nichts anzufangen vermöge. Nur aus Beobachtungen wie denen Tycho Brahes könne die Astronomie Nutzen ziehen, und selbst wenn solche Beobachtungen nachträglich die Richtigkeit der Keplerschen Phantastereien ergeben sollten, so gehe das die geistigen Wissenschaften nichts an und habe in Sonderheit für die philosophische Fakultät nichts zu bedeuten.

Wiederum unterbrach Grüninger die Zustimmung und den Widerspruch der Herren. Er sei völlig überrascht, erkläre er, den verehrten Kollegen von der Zuständigkeit der Philosophie reden zu hören. Ausschließlich die theologische Fakultät und nur sie gehe der Fall an. Ob die Herren denn nicht die Vorrede gelesen hätten? In ihr versuche Kepler die Übereinstimmung abgeschmackter Theorien mit der Bibel zu beweisen. Welche Anmaßung! Inwieweit Theorien wie die des Kopernikus mit der Bibel übereinstimmen oder nicht, könne natürlich nur die theologische Fakultät entscheiden!

So weit ließ Hafenreffer den Streit sich entwickeln; denn wenn er auch der jüngste Theologe war, so war er doch nicht der dümmste. Und nun rechnete er auf die einsetzende Ermattung der Streithähne. Entschlossen steuerte er auf das zu, was er unter allen Umständen immer für das richtige hielt, nämlich auf einen handfesten Kompromiß. Von Anfang an war ihm klar gewesen, daß es zum Krach kommen müsse. Auch ihn hatten beim Lesen der Vorrede recht unangenehme Gefühle erfaßt.

„Freilich, freilich die Vorrede!“ sagte er und nickte. „Wenn die nicht wäre! Die ganze Astronomie ist nicht so viel wert, daß auch nur einer der Kleinsten, so Christo anhängt, geärgert werde. Die Vorrede muß raus! Lasset es uns wie die Pythagoräer halten. Unter vier Augen oder auch sechs können wir unsere Entdeckungen füglich einander vertrauen – und ich muß sagen, daß mir die Keplerschen Spekulationen großen Genuß bereitet haben –, dem Publico, der Öffentlichkeit, gegenüber aber nur keine Neuerungen. Verwirren wir das Volk nicht durch Wissen!“

Bis jetzt hatte Professor Osiander sich zurückgehalten. Seine Wünsche waren auf Stellung und Einfluß am Stuttgarter Hof gerichtet, und so war

sein Ehrgeiz, als diplomatischer Mann zu gelten, ganz natürlich. Die grobe Arbeit überließ er gern seinem Kollegen Grüninger, um dann, wenn diese Arbeit getan war, sein Verhalten so einzurichten, daß es sowohl von den Grobheiten des Grüninger wie von den Leisetretereien Hafenreffers abstach. Sich um jeden Preis von den andern zu unterscheiden – darauf kam es ihm an, und als Leisetreterei empfand er nun einmal Hafenreffers mildere und zuweilen sogar ehrliche Art: Osianders Zeit war demnach gekommen. Neues vorzubringen, woran niemand gedacht hatte – das war ihm die Hauptsache.

„Wir beschäftigen uns nun schon geraume Zeit mit Dingen, die uns Theologen Schwindel dünken. Da wäre aber doch vor allem erst einmal die Beschwerde des Rektors Regius von der Grazer Stiftsschule, daß der Kepler dort nicht guttue. Damit sollten wir uns befassen und nicht mit faulen Gehirndünsten.“

Daß der Mediziner Papius darüber aufgebracht werden würde, war allen klar.

„Der Regius hat die Gescheitheit auch nicht mit dem Löffel gefressen“, sagte er nun. „Stände ihm besser an, er würde sich nicht so aufblasen. Ich, als ich Rektor in Graz war, ich bin alleweile gut mit Kepler ausgekommen ...“

„Weil Ihr als Mediziner auch recht freie Ansichten hegt!“ bellte Grüninger ihn an, was des Papius Wut gerade deswegen so steigerte, weil sein Gegner im Grunde recht hatte.

„Manchem ist Magister Kepler freilich ein Ärgernis, weil der gleich alles sagt, was er denkt. Und da das meist richtig ist, können viele das nicht vertragen!“

Der Streit nahm bereits vielversprechende Formen an, und wenn der Theologe Hafenreffer sich nicht ins Mittel gelegt hätte, wäre es den beiden anderen Herren der Fakultät wohl gelungen, die Diskussion zur Entgleisung zu bringen. Daß Hafenreffer es verhinderte, rechneten ihm seine Fakultätskollegen als Verrat an. „Freidenker“ und „Feind des reinen Gotteswortes“ war das Geringste, was sie hinterher über ihn verbreiteten. Vorerst aber mußten sie sich fügen.

„Die Herren Kollegen ... ich muß doch bitten!“ rief Hafenreffer sie kraft seines Amtes zur Ordnung. „Wir haben Professor Papius gehört, ich denke, das müßte uns genügen. Wir sind nicht wegen des Herrn Regius eingesetzt und sollten schauen, daß wir die Sache zu Ende bringen,

deretwegen wir hier sitzen. Und da meine ich, daß es sich nicht darum handelt, ob man dem Herrn Kepler in der Abendmahlslehre nicht trauet ...“

„Gibt es Höheres als die Religion?“ fragte Grüninger heiligen Giftes voll.

Aber Hafenreffer kannte seine Leute und meinte, daß es natürlich nichts Höheres gebe, daß man darüber aber die Politik nicht vergessen dürfe. Er wußte, was er sagte. Dies eine Wort „Politik“ machte sogar Grüninger kleinlaut. Das Steckenpferd der Jesuiten sei die Astronomie, fuhr Hafenreffer fort, und gerade sie hätten die neue Universität in Graz erhalten. Man dürfe einen Mann wie Kepler nicht verscheuchen, sonst könne es ihn gelüsten, statt an der minderen Stiftsschule zu lehren, an der Grazer Universität ein richtiger Professor zu sein, was für das gereinigte Wort eine Blamage wäre.

„Das glaub’ ich nicht!“ erklärte Maestlin.

„Was nicht?“ fragte Hafenreffer.

„Daß Kepler abfällt“, knurrte Maestlin und gab damit dem Vorsitzenden das gewünschte Stichwort.

„Einige von unseren Theologen behaupten, er sei bereits abgefallen“, konnte Hafenreffer nun feststellen. „Wollt Ihr – wenn es darauf ankommt – einen vergraulten Württemberger bei einem österreichischen wie dem Ferdinand in Gunst wissen? Seit Herzog Ulrich und den höllischen Bauernkriegen ist Südwürttemberg – ein österreichisches Lehen. Wie bestimmt aber der Augsburger Religionsfriede von 1555? Was der Landesherr glaubt, das haben auch die Untertanen zu glauben. Das ist es, was der Friede bestimmt! Aber was mich betrifft, mir würde es schlecht schmecken, wenn Württemberger Volk wegen der österreichischen Oberherrschaft in die Messe müßte.“

Der Herr Vorsitzende hatte sich nicht getäuscht. Als er das Schreckgespenst der Tübinger Universität beschwor, schwiegen alle. Es war auch wirklich so, wie er sagte. 1564 waren die österreichischen Länder unter den Söhnen Kaiser Ferdinands I. aufgeteilt worden, und im Erbgang hatte mit Steiermark, Kärnten und Krain dessen Enkel Ferdinand auch die Oberlehensherrschaft über Südwürttemberg erhalten. Allerdings waren die Protestanten inzwischen im Reich zu mächtig geworden, als daß er es hätte wagen können, seine Rechte aus dem Augsburger Religionsfrieden so ohne weiteres und in ihrer ganzen Härte geltend zu machen. Doch das ließe sich bei irgendeiner Machtverschiebung leicht ändern.

Wer konnte schließlich eines jungen Menschen wie Erzherzog Ferdinand versichert sein, der zugunsten seiner religiösen Vorurteile im Endergebnis jedem Wirklichkeitssinn entsagt hatte? In seinen Händen zappelte ein sehr bewegliches Ding, Macht genannt, und dieses Ding konnte er gebrauchen, um eine ungeheure Katastrophe auszulösen. Daß er dieser Katastrophe mit seinem bißchen Macht, die ihn jetzt noch berauschte, nie gewachsen sein würde, brauchte den jungen Helden nicht zu kümmern. Die von ihm selbst heraufbeschworene Höllenfahrt würde er in öffentlichen Kundgebungen einen unerforschlichen Ratschluß Gottes nennen, vor dem er sich in Demut beuge. Unterdes mochten andere für seine Dummheiten sterben.

Der junge Ferdinand, Sohn einer bigotten Wittelsbacherin und Schüler der Jesuiten, war als katholischer Eiferer bekannt. Hatte er doch geäußert, daß er lieber über eine Wüste als über ein Land voller Ketzer herrschen wolle. Mochten damit auch in erster Linie seine eigenen Länder gemeint sein, in denen die Protestanten den Katholiken an Zahl nicht nachstanden – in solchen Händen konnte eine fast vergilbte Oberlehensherrlichkeit ebenfalls zu einer Verwicklung werden, die vielleicht auch die Herren Professoren von ihren Stühlen fegen würde.

„Na also!“ sagte der gescheite Hafenreffer in das Schweigen, um dann stracks den Beschluß zu verlesen, der schon zu Beginn der Sitzung vor ihm gelegen hatte. Der Text war lateinisch. Er besagte, daß dem p. p. Kepler die Druckerlaubnis der Universität Tübingen für sein Büchlein „Mysterium Cosmographicum“ in Ansehung dessen Fleißes und Geschicklichkeit wohlgeneigtest erteilt werde.

„Ohne die Vorrede!“ trumpfte Grüninger noch auf. Aber das war schon wie ein abziehendes Gewitter.

„Selbstverständlich ohne die Vorrede“, konnte Hafenreffer die Unterbrechung wie eine überflüssige Bemerkung zu Fall bringen. „Kein Einspruch sonst?“ fragte er dann. Und da niemand sich meldete, setzte der geschickte Mann seinen Punkt: „Demnach angenommen.“

„Einstimmig“, fügte Professor Osiander noch hinzu, und das sogar mit einer gewissen Genugtuung.

Die Herren Theologen waren ganz zufrieden. Ein Versuch der Naturwissenschaften, in die geistigen Wissenschaften und zumal in die Theologie einzubrechen, war abgeschlagen und dem unbequemen Kepler die kirchliche Laufbahn gründlich versalzen worden. Auf den Jahrmarkt

gehöre der Dürftige, das Siebenmonatskindlein, und nicht auf die Kanzel. Möge das Möchtegernmännlein hinfort seine Kalender machen und damit basta!

Mit diesen christlichen Vorbehalten endete alles im Guten und Wohlmeinen.

III

Kepler war ein junger Mann von sehr einnehmendem Wesen. Daher hatte er sich auch in Graz gesellschaftlich durchsetzen können und manchen Freund gefunden. Diesen Freunden standen allerdings auch Feinde gegenüber, und das kam keineswegs von ungefähr. In aller Unschuld übertrug der junge Kepler sein wissenschaftliches Verhalten auf die Gesellschaft, und dadurch wurde seine Aufrichtigkeit zuweilen undiplomatisch. Ebensowenig wie bei einer mathematischen Erkenntnis kam es ihm im Verkehr mit Menschen in den Sinn, Folgerungen aus seinen Beobachtungen nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit zu äußern wie das Ergebnis einer algebraischen Gleichung. Schon in seiner Jugend war er auf diese Weise in den Seminaren von Adelberg und Maulbronn zu seinen Mitschülern in Schwierigkeiten geraten, und in Graz hatte er gar zum evangelischen Pastor Zimmermann über dessen mißratenen Sohn eine Bemerkung gemacht, die zwar der elterlichen Verantwortung völlig gemäß war, dem kirchlichen Würdenträger aber durchaus nicht hatte angenehm sein können. Je wahrer derartige Äußerungen waren, desto mehr verletzten sie, und das ganz ohne zwingenden Grund.

Diese Eigenschaft Keplers war es, die ihn in gewissen Kreisen Tübingens als unbequem erscheinen ließ. Dort legte man auf den festen Zusammenschluß des Lehrkörpers das größte Gewicht und verlor einen ehemaligen Stiftszögling gerade dann nicht aus den Augen, wenn er dank seiner Begabung möglicherweise als Anwärter für eine Professur auftreten konnte. Den Osiander, Grüninger, Müller und anderen waren zweifellos nicht nur Keplers Respektwidrigkeiten in bezug auf geheiligte Dogmen bekannt, sondern auch Grazer Vorgänge, wie die mit dem Pastor Zimmermann. So bedeutungslos die Beschwerde des Rektors Regius auch sachlich sein mochte, so schwächte sie dennoch Keplers Tübinger Aussichten.

Unter diesen Umständen war es nicht gerade ein Glück für ihn, daß er keine Stadt so wie Tübingen liebte, nicht die Reichsstadt Weil, nicht Leonberg, das nach des Vaters Verzicht auf das Weiler Bürgerrecht der Wohnsitz der Familie geworden war, nicht Ellmendingen bei Pforzheim, wo er als Knabe unter der Last schwerer Feldarbeit fast zusammengebrochen wäre, nicht Adelberg und Maulbronn, die Schauplätze seiner

Seminaristenzeit, und nicht einmal die Hauptstadt Stuttgart, in der man ihm erst jüngst am herzoglichen „Trippeltisch“ für mittlere und niedere Beamte freie Kost bewilligt hatte. Seine Heimat war Tübingen. Immer, wenn er sich ihrer erinnerte, sah er die Veste Hohentübingen wie zum ersten Mal. Aus den herrlichen Wäldern des Schönbuchs erhob sie sich über das Neckartal und unter ihr die vom Fluß zur Veste aufsteigende Stadt. Vom ersten Augenblick an war Tübingen für ihn die Burg, das Bergende, und die Vorstellung, daß nur dort seine Arbeit umhegt und geborgen sei, wurde immer stärker, je mehr sie aus dem Alltag seiner Studentenjahre in die Ferne einer Sehnsucht entschwand.

Jetzt freilich, da er nicht nur im Geist, sondern leibhaftig die Straßen durchschritt, wurde er ihrer trotzdem nicht froh. Mochte er sich noch so oft wiederholen, daß man ihm die Druckerlaubnis wohl nicht gut verweigern könne – nichts half es ihm. Seine Selbstsicherheit war dahin.

Einige Male mußte er grüßen, und mit einem Mißtrauen, das ihm sonst nicht eigen war, forschte er in den Gesichtern der Begegnenden nach der Wärme oder Kälte des Gegengrußes. Er fühlte Mißgunst um sich, ohne zu ahnen, woher sie ihm kommen könne und welchen Anteil er selbst an ihr habe.

Geduckt bog er in die Herrengasse ein, um dann mit geringem Behagen die Capussche Weinstube der Honoratioren zu betreten, denen sich Kepler als ein wenn auch mäßig bestallter Mann immerhin beizählen durfte. In den Butzenscheiben brachen sich letzte Sonnenstrahlen. Kepler wich ihnen aus und setzte sich mit seiner unguten Laune und einem Schoppen Württemberger Roten in die dunkelste Ecke des holzgetäfelten Weinschanks.

Der Wein war noch jung und spritzig, was die alten Herren, die aus ihren gepflegten Bäuchen keine Gärtinnen machen wollten, nicht gerade liebten. Kepler jedoch kümmerte das wenig. Er starrte ohnehin nur ins Glas, als werde ihm daraus, wenn er es nur ernstlich so weitertreibe, zuletzt ein Gesicht anblicken. Nichts dergleichen geschah. Auch Barbaras Gesicht tat ihm nicht den Gefallen. Hol es der Teufel! In einem Zug goß er den Wein hinunter, und beim zweiten Schoppen wurde ihm wohler.

Eigentlich sei er nicht ganz klar im Kopf, deutete er seinen Zustand. Warum ihm wohl die Barbara im Wein erscheinen solle, trage er sie doch im Kapselchen bei sich, das sie ihm als ihrem Zukünftigen zum Abschied gereicht habe. Damit holte er das Gehäuse aus dem Wams und besah ein

hübsches, eher schon sehr hübsches Mädchenbild. Es war zu Barbaras erster Hochzeit mit dem wohlhändigen Hoftischler Lorenz gemalt worden, und damals war sie erst sechzehn gewesen. Nach zweijähriger Ehe hatte der Herr Hoftischler ihre und seine Tochter Regina nebst seinem Geld zurückgelassen, was von dem zweiten, dem Herrn landschaftlichen Bauzahlmeister Max Müller, nicht zu sagen war. Dessen Hinterlassenschaft hatte nach nicht viel längerer Ehe aus eitel Schulden bestanden. Das alles war Kepler mit genauen Angaben über liegende Gründe und beweglichen Besitz mit dem Hinweis berichtet worden, daß diese verwitwete Tochter eines vermögenden Vaters das köstlichste Ziel für eine Bewerbung sei. Ein erstes Zusammentreffen mit ihr im Speidelschen Haus war für beide Teile kein reiner Zufall gewesen. Nur der Herr Landschaftssekretär Speidel hatte nichts gewußt.

Ein wenig molliger als auf dem Bild war die junge Frau und Mutter in den letzten sieben Jahren geworden, und es traf sich gut, daß der dürre Johannes vor weiblichen Rundungen keinerlei Abscheu empfand. Alles andere! Dreiundzwanzig Jahre war sie jetzt und trotz zweifacher Ehe mit älteren, kränkelnden Männern kaum verbrauchter als an ihrem ersten Hochzeitstag und – auch kaum viel klüger. Ihr Leben hatte sie auf die Hoffnung verwiesen, und so war sie immer voll unerfüllter Sehnsüchte. Daß ihr Johannes jung war, hatte für sie den Reiz von etwas bemerkenswert Neuem, und darüber, ob er bei dieser Jugend auch die besondere Wissenschaft habe, um einer begehrliehen Frau zur rechten Kurzweil zu dienen, machte sie sich keine Gedanken. Ihre ersten Männer waren nicht gerade Kapazitäten der Liebe gewesen. Ihr hätte es zum Glück und ihm zum Lobe gereicht, wenn sie um seine Gefühle dieses Augenblicks gewußt hätte. Besaß er auch nicht einmal seiner Barbara Erfahrungen, so kannte er doch seine ehelichen Pflichten, und ihnen mit Ernst und ohne Versäumnis obzuliegen, wäre ihm unter allen Umständen als Selbstverständlichkeit erschienen. Aber wie er sich jetzt beim dritten Schoppen in ihr Bildchen versenkte, dachte er überhaupt nicht mehr an liegende Gründe und an bewegliches Gut, sondern einzig an die Freuden eines hochgetürmten und wohlverhangenen Bettes. Und die Geister des Weines beschwingten ihn weiterhin derart, daß ihn der Herr Müller auf Gut Mühleck immer weniger schwierig und das künftige Aufsehen seines Erstlingswerkes immer gewichtiger dünkte. Ganz zum Schluß empfand er die Verbindung der Barbara Müllerin mit dem Magister Johannes als eine durchaus vernünftige

gegenseitige Ergänzung. Reichtum und Ruhm würden sich vereinen, ob nun der Herr Schwiegervater etwas von wissenschaftlichem Ruhm verstehe oder nicht. Das würden ihm schon die anderen sagen.

Fast unwirsch war er, als ihn der Eintritt der erwarteten Freunde aus seinen Träumen scheuchte. Es waren der Mediziner und der Astronom. Von beiden war der Astronom Maestlin brummig wie gewöhnlich. An alles andere hätte Johannes Kepler eher gedacht als daran, daß dieser zwanzig Jahre ältere Mann mit einer Begeisterung für ihn eingetreten war, die dessen Kollegen so verblüfft hatte. Tatsächlich war es auch sehr zweifelhaft, ob der Astronom ohne des Papius Zureden mitgekommen wäre. Nach der Sitzung hatte er sich, wie zu erwarten gewesen war, über seinen eigenen Mut erschreckt, und so befand er sich jetzt nur im Schlepptau des anderen. Professor Papius war ganz sein Gegenteil.

„Herrschaften, gibt's denn das auch! Licht her! Und das gleich!“ polterte er in seiner Art los, die man nur ihm nachsah, und auch das nur als einem Medizinmann, der ohnehin Gift in die Bäuche schütte und sie hinterher aufschneide. Jedenfalls stöberte sein gespielter Unwille und noch einiges mehr an kernigen Flüchen immerhin ein knicksendes Etwas, nämlich die Kathi, die Priesterin dieses dionysischen Tempels, mit gleich zwei Lichtern herbei. „Schämt ihr euch nicht? Professor Kepler sitzt dahier im Dunkeln und ...“ – Papius langte sich ohne viel Umschweife Johannes' Glas. „Das habe ich mir gedacht“, grollte er, „bei einem ganz grünen Wein sitzt der Knabe Johannes, als wenn es keine Franzweine gebe oder am Rhein keine Reben. Einen Wein wollen wir, aber einen richtigen! Unsere Kehlen sind dürrer als die Lüneburger Heide“, dröhnte er, um sich gleich wieder an Maestlin zu wenden: „Mann der Engelszungen, setzt Euch hier auf den Ehrenplatz“, worauf Papius Keplers bemäkeltes Glas der Kathi zuschob: „Fort mit dem Zeug und was Anständiges her am Tage des Sieges!“

Kathi zog ab. Sie kannte die medizinische Marke und fragte nicht lange.

Daß sich neben Doktor Papius irgendein lebendes Wesen hätte Gehör verschaffen können, wäre ausgeschlossen gewesen. „Tag des Sieges“ aber war für Johannes das Stichwort.

„War es denn ein Sieg?“ fragte er, im letzten Augenblick noch von jäh aufsteigender Angst erfaßt.

Ein Höllengelächter von Papius war die Antwort.

„Hört Ihr es, Mann, Professor, Dekan, Spektabilität! Ob das ein Sieg war! fragt der Knabe. Lasset uns Victoria trinken.“ Er nahm der Kathi eins der drei Gläser aus der Hand: „Alsdann: Victoria!“

„Ihr habt das Imprimatur“, knurrte Maestlin in den Lärm zu Johannes hinüber.

Der war bei der lauten Fröhlichkeit seines früheren Grazer Rektors mißtrauisch geworden, und nun erquickten ihn die vertrauten Brummlaute des Meisters. Tief holte er Atem, als er sein Glas ergriff.

„Victoria!“ sagte auch er nun.

„Meinetwegen Victoria!“ grämelte Maestlin als letzter.

Und dann tranken sie alle drei, und bis sie ihre Gläser wieder hinsetzten, dauerte es eine Weile.

„Die Herren wissen gar nicht, wie glücklich es mich macht, daß ich noch zum Stift und zu Tübingen gehöre“, sagte Johannes. „Man hat mich also nicht austun wollen, als ich nach Graz habe gehen müssen. Das ist gut. Denn nun weiß ich’s wahrlich: ich muß wieder zurück in die Theologie.“

„Hm.“ Maestlin räusperte sich nur; aber dieser rasselnde Laut bereitete seines Schülers aufstrahlender Freude ein jähes Ende.

„Tübingen“, ergriff schließlich Papius das Wort, indem er sich vorbeugte und alles ganz leicht zu nehmen versuchte.

„Was wollt Ihr alleweil mit Tübingen, Kepler? Graz ist viel schöner. Wir beide wissen es.“

Damit hatte er nicht unrecht. Es gab Leute, die Graz schöner fanden, und guter Glaube war ihnen nicht abzusprechen: der Schloßberg mit der Residenz der Steierischen Habsburger, die staddurchschäumende Mur, schöne Plätze und trauliche Gassen, in denen ein Hauch aus dem Süden umging, von der Adria und von Istrien her, das Steiermark zugehörte ... Wenn der leidige Streit zwischen Katholiken und Protestanten nicht gewesen wäre, hätte es ein Paradies sein können.

„Muß ich Euch an Eure Freude erinnern, Herr Professor Papius, als Euch der Brief aus Tübingen ins Haus fiel? Ihr solltet nach hier kommen, stand darin. Ich weiß mich des Haarbeutels noch gut zu besinnen, den wir anderntags hatten.“

„Das schon ...“ Papius sah ein, daß es mit einer fröhlichen Überrumpelung nicht getan sei, und war ziemlich ernst geworden. „Nur ist es mit Euch ein ganz ander Ding, Kepler. Schaut her. Tübingen ist eine berühmte Universitas, aber nicht wegen der Medizin. Die Großkopfeten

hier sind die Theologen, und mit denen werdet Ihr nimmer übereinkommen. Was geht es mich an, ob die Erde stillsteht, wie es der Ptolemäus will, oder sich umeinander dreht, wie es der Kopernickl haben möcht'? Deswegen werden die Kranken nicht gesund und die Gesunden nicht krank. Mich lassen sie zufrieden, die Herren Theologen, aber nicht Euch. Kämet doch nur in Ungemach, und gäbe kein Ende mit dem Zank hier in Tübingen. Bleibt in Graz, ist auch ein schönes Städtl, und wenn es Euch nicht mehr commod ist, sucht Euch eine andere Stelle. Euch kann es nimmer fehlen.“

Auch Maestlin glaubte an das neue Buch und daran, daß es Kepler bekannt machen würde. Dieses günstigen Urteils ungeachtet, konnte ihm Johannes aber gründlich auf die Nerven fallen. Jetzt zum Beispiel, da ihn Kepler beschwor:

Aber der Herr Professor könne doch in Wirklichkeit gar nicht an den Almagest des Ptolemäus glauben. Wenn er es auch vom Katheder nicht frei heraus sage – Herr Maestlin müsse doch vom Kopernikus überzeugt sein, er könne doch gar nicht anders!

Ein besserer Menschenkenner als Kepler hätte dem guten Maestlin ein derartiges Bekenntnis nicht mit solcher Gewalt abverlangt. Der Arme fürchtete viel zu sehr, sich in der Sitzung eine Blöße gegeben zu haben. Und ob man ihm denn nicht seine Ruhe lassen könne, fragte er. Er sage ja nichts gegen Kepler – nein wahrlich, das tue er nicht –, aber Tycho Brahe, der große Astronom und jetzt kaiserlich römischer Majestät Hofmathematikus in Prag, halte auch in der Grundkonzeption am Ptolemäus fest. Was also wolle Kepler von ihm, Maestlin?

Darauf sagte er rücksichtslos, was zu sagen war, nämlich, daß Kepler wohl das Imprimatur gewährt sei, aber ohne Vorrede, in der die Übereinstimmung des Kopernikus mit der Bibel bewiesen werden sollte, und überhaupt ohne alle Stellen, in denen von Theologie die Rede sei.

„Aber deswegen habe ich es doch geschrieben!“ rief Kepler verzweifelt. Eine weit schärfere Zurückweisung seiner theologischen Ansprüche war dieses Gewähren, als es ein einfaches Nein gewesen wäre.

Was sei ihm die Astronomie? Ein Mittel. Nun lasse man ihm das Mittel, doch den Weg zum Ziel wolle man ihm verstellen? Das traf ihn tiefer als die verlorene Aussicht auf ein Kirchenamt. Kalender machen, an die er nicht glaube? Und die nur teuflischer Zufall gelingen lasse? Horoskope stellen, um die es nicht besser beschaffen sei, nur weil er das Geld brauche? Ausgestoßen kam er sich vor – von Kirche und Wissenschaft verleugnet.

„Daß Ihr Eure schöne Entdeckung mit der Theologie vermischtet, gerade das war gefehlt“, sagte Maestlin. „Man hat hier ein gutes Gedächtnis. Glaub’ es gern, daß Ihr an Eure Abweichung von der Ubiquitätslehre gar nicht mehr denkt. Aber wenn man Euch hier Eure Jugendsünde auch nicht groß nachträgt, vergessen ist sie nicht. Und nun noch die Vorrede! Hab’ es ja gleich gesagt, daß sie weg muß, die Vorrede!“

Für Johannes war jedes Wort eine grausame Enttäuschung, aber bei ihm bedeutete Enttäuschung noch nicht Unterwerfung, zumal in der Abendmahlslehre nicht. Wenn er in den letzten Jahren nicht mehr mit seinen Zweifeln hervorgetreten war, hatte er es nur unterlassen, weil er dieser Lehre für die Frage nach Erlösung oder Verdammnis längst keine Bedeutung mehr beimaß. Ihm kam die Calvinsche Prädestinationslehre, nach der aller Menschen Erlösung oder Verdammung ungeachtet ihrer Werke im voraus bestimmt sei, schrecklich vor, das heißt schrecklich für die armen Leute, die daran glaubten. Dagegen war er vorurteilsfrei genug, mit Calvin, dem Genfer Kirchendespoten, darin übereinzustimmen, daß Brot und Wein lediglich die Bedeutung von Christi Leib und Blut im Abendmahl hätten, während die katholische Kirche die Transsubstantiation, die mystische Verwandlung des Brotes, lehrte. Damit nicht genug, hielt Luther es zur Erlangung der Seligkeit gar für unerlässlich, an die Konsubstantiation, an die sakramentale Durchdringung des Brotes durch die leibliche Substanz Christi, zu glauben, weil durch die Vereinigung der menschlichen und göttlichen Natur in Christo auch dessen menschlicher Leib allgegenwärtig sei. Diese Auslegung war in die Konkordienformel aufgenommen worden, in das Glaubensbekenntnis, dessen Anerkennung in allen evangelischen Ländern mit Schärfe gefordert wurde, um gegen den verhaßten Calvinismus einen Damm aufzuwerfen.

Maestlin und Papius, beide tüchtige Männer, übersahen ganz nüchtern, in welche Verwirrung die naive Klarheit eines genialen jungen Menschen wie Johannes gestürzt werden mußte, falls er an der Theologie hängenblieb. Die große Stunde der Reformation war vorbei. In einem Zustand hoffnungsloser Zersplitterung und orthodoxer Erstarrung traf sie die große Gegenbewegung, in der sich die katholische Kirche aus dem Ungeist, in dem sie versunken gewesen war, zu erheben suchte. Diese hatte ihren Einfluß auf Kaiser und Reich behauptet und war eine Macht geblieben, während die zahlreichen Nachfahren der Reformatoren sich zu diensteifrigen Bütteln der Landesfürsten, von deren Gunst sie lebten,

erniedrigt hatten. Die Luther, Zwingli und Calvin hatten auf katholischer Seite die Jesuiten gezeitigt.

War für Menschen, die sich in ihrem Gewissen bedrängt fühlten, denn jeder Ausweg längst verbaut? Gab es für sie in dem Kampf der beiden Religionsbekenntnisse nur noch die Rolle von Ketzern oder von Überläufern oder ... vielleicht einen Ort jenseits der Konfessionen, einen erhabenen, aber gefährlichen Platz, der leicht mit einem Martyrium enden konnte?

Dennoch war dieser Platz für die Mutigen, die ihn zu behaupten vermochten, immer noch besser als der im Käfig der engherzigen, unduldsamen Kirchen.

Es war weniger klare Erkenntnis als ein Gefühl, das die beiden Älteren die Gefahr für Johannes wittern ließ, wenn er weiterhin den Weg ging, der ihn nur in eine Wüste führen konnte, um dort seine Kräfte nutzlos zu vergeuden. Um nicht aus Amt und Brot gejagt zu werden, hatten sie selbst die Konkordienformel natürlich vorbehaltlos unterschrieben, und bei Maestlin kam noch eine Sentimentalität für die angestammte Konfession hinzu. Wenn ihn Zweifel ankamen, flüchtete er mit der Selbstrechtfertigung in seine Mathematik, daß er den Theologen nicht ins Handwerk pfuschen wolle. Aber er wußte auch um die Unbedingtheit seines Schülers, die ihn verdroß und die er zugleich bewunderte. Seine Gefühle für Johannes waren zwischen Haß und Liebe geteilt. Er war bereit, den Tübinger Druck des „Mysterium Cosmographicum“ zu überwachen, und der junge Autor konnte dessen gewiß sein, daß es mit großem Fleiß und jeder nur denkbaren Sorgfalt geschehen, doch ebenso gewiß auch, daß Maestlin ihm das damit gebrachte Opfer immer wieder vorhalten werde.

Papius' Stellung zu dem Freund, den er in Graz vor manch Unangenehmem bewahrt hatte, war weniger problematisch. Er hatte dafür Verständnis, daß sein Schützling durch die Theologie in das angesehenere und besser bezahlte Kirchenamt gelangen würde, und er wäre für ihn eingetreten, wenn er das nicht für eitel Zeitverschwendung gehalten hätte. Er wußte zuviel von Kepler und dessen Meinung von der Freiheit, die das Geld verleihe. Wer darbe, sei ein Sklave, hatte Kepler einmal in Graz gesagt – ein Wort, das von Papius als ein Wesentliches der Keplerschen Natur gedeutet worden war. Der Magister hatte also die bedrückenden Erlebnisse seiner Kindheit und Jugend noch nicht abgestreift, was ihm vom Leben eigentlich gar nicht so schwer gemacht wurde. In einem Kirchenamt

würde er nie dazu kommen, es zu tun. Papius sah hier einen Widerstreit zwischen Keplers angestrebtem Ziel und seiner eigentlichen Berufung, übrigens war es gar nicht abzusehen, ob sich Keplers Wünsche nach einem Kirchenamt je verwirklichen könnten, während sein Talent in einer Zeit nutzlosen Wartens auf keinen Fall verdorren durfte.

„Ein so anschlägiger Kopf“, sagte er und besah sich seinen Johannes, „nur auf das Nächstliegende kommt Ihr nicht. Nichts als rauf auf den Bock und hin nach Graz – das ist es, was zu tun wäre.“

„Um mich auslachen zu lassen?“ murrte Kepler.

„Warum denn auslachen?“

„Wenn ich nur irgendwelche begründeten Aussichten hätte – dann hättet Ihr vielleicht recht. Aber so ... da würde sich der Herr Müller schön freuen.“

Gesagt wurde das freilich mehr, damit Papius ihm widersprechen möge, und der ließ mit seiner Zurechtweisung auch nicht auf sich warten.

„Ihr seid ein Querkopf!“ erklärte er. „Habt Ihr Euer Imprimatur oder nicht? Von Eurer Universität Tübingen? Ist das gar nichts? Ein Angsthase seid Ihr, und mit den Verliebten ist es überhaupt ein Kreuz. Ich habe da einen Brief aus Graz und soll Euch sagen, daß es keine Art für einen Bräutigam sei, so lange auf sich warten zu lassen ...“

...von Frau Barbara gewiß nicht“, verdarb Johannes seinem Wohltäter das Konzept.

Natürlich nicht, warf Papius hin, und ob sie vielleicht mit ihren Betten einem Rumtreiber nachlaufen solle? Aber mit den Grazer Freunden stehe er im eifrigen Briefwechsel. Nun wohl, es sei wahr, man habe dort an des Herrn Mathematici Heirat lange gezweifelt, aber sich nun darauf geeinigt, daß man die Aufhebung des Verlöbnisses durch den Vater nicht ruhig hinnehmen würde. Und die Barbara sei ihm sicher, das habe sie selbst bestätigt. Auf diese Weise seien die Briefe mittelbar doch von der Barbara. Nur schnell zurückkehren – das müsse Johannes!

Man stieß an, und selbst Maestlin lachte. An zünftigen Witzen über Bräutigame im allgemeinen und diesen saumseligen insbesondere fehlte es ebenfalls nicht, und so wurde der Ubiquität und sogar der Vorrede bald nicht mehr gedacht. Dafür erntete Papius von Maestlin Beifall und Bekräftigung, als er dem Freiersmann riet, in Ulm sich nach gutem Seidenrupfen oder wenigstens bestem Doppeltaflet auf ein ganzes Kleid für die Frau Eheliebste und nach Stoff für sich selbst umzutun.

IV

Graz. In der Steiermark gab es mancherlei Leute, die ein Ansehen genossen, darunter auch einfache Bürger. Mit ihrem ererbten oder erworbenen Wohlstand besaßen sie es. Ein Patriziat, wie in den großen Reichsstädten, hatte sich unter der fürstlichen Herrschaft aus ihnen freilich nicht bilden können. Den Beamten ließ man im allgemeinen den Vorrang, vor allem den studierten und unter ihnen wieder den Kirchenherren. Daß aber die kaiserliche Verleihung der Ritterwürde eine Sehnsucht aller Erfolgreichen war, verstand sich von selbst. Freilich war ein Ritter noch lange kein Standesherr.

Mit den Standesherrn konnten auch die Ritter, mochte ihr Adel jung oder alt sein, es nicht aufnehmen. Jene Freiherren und Grafen saßen als wirkliche rechte freie Herren in den Burgen und Schlössern ihrer ererbten Standesherrschaften, die ihnen Sitz und Stimme im Landtag gaben oder in der „Landschaft“, wie man sagte. Mit ihnen hatte auch der Landesherr zu rechnen; denn sie bewilligten oder verweigerten die Hauptsache, nämlich das Geld. Aus dem Vielerlei von zünftigen, städtischen, ritterschaftlichen, kirchlichen, landschaftlichen und endlich fürstlichen Gerechtsamen waren die der Landschaft und des Herzogs die ausschlaggebenden, und daraus ergab sich eine Doppelherrschaft der beiden letzten, die sich die Waage halten mußte, wenn Friede sein sollte.

Meist herrschte auch Friede; denn darüber, daß dem gemeinen Volk alle Lasten aufzubürden seien, war man sich mit Einschluß aller sonst noch Privilegierten vollkommen einig, und ebenso wie der Landesherr, der von sich gern behauptet hätte, daß er der Staat sei, war auch die Landschaft ein Staat im Staat mit eigenem Besitz, eigener Finanzverwaltung, eigenen Einrichtungen und mit eigenen landschaftlichen Beamten.

Das Gut Mühleck bei Gössendorf, zwei Wegstunden von Graz, war keine Standesherrschaft, aber der Besitzer hatte Fleiß angewandt, aus der Großmühle von einst ein Gut zu machen und dem stattlichen Müllerhaus das Ansehen wenn auch keiner Burg, so doch eines kleinen Herrnsitzes zu geben, wie sie bei den Großen anstelle alter Burgen immer mehr aufkamen. Wiesen und Wasser, Obstbäume und Gärten taten das ihre – Altes und Neues mischte sich. Die hohen Pappeln der breiten Auffahrt hatten noch zur

Mühle gehört, neu waren die Brücke über dem rasch dahinströmenden Mühlenbach und das hohe Tor der Einfahrt.

Dennoch war alles nicht so wie vordem, als die Mauern noch ihre Erbauer um Jahrhunderte überlebt hatten. Abwehren sollten sie einst, was die elegant beschwingten Schlösser und Herrensitze jetzt geradezu einluden: die Angst. Schutz boten Burgen und Städte nicht mehr, Mauern und Türme vermochten nichts gegen Kanonen, die Waffen des Widerstandes nicht viel gegen die des Angriffs.

Und der Haß stieg von Tag zu Tag. Die Katholischen bestritten den Evangelischen und die Evangelischen den Katholischen jeden menschlichen Wert, und beide waren doch ein und derselben Mutter Kinder. Über dem Haß im Innern vergaßen viele, was sie von außen bedrohte. Es war nicht wenig, und vor allem waren es die Türken. Seit der Eroberung Konstantinopels, der Kaiserstadt, 1453 hatten sie gebrandschatzt und geraubt. Immer wieder. Und die Steiermark war nicht Brandenburg, Kurtrier oder Holstein – sie war Grenzland. Auch in den Zeiten der Waffenstillstände hörten vom Frühjahr bis Herbst die Plänkeleien nicht auf. Die Häuser wurden verbrannt, die Alten erschlagen, Mädchen und Knaben jedoch entführt, ihren Herren zur Lust und später, wenn die Lüste vorüber waren, zum Nutzen. Nach erfolgreichen Streifzügen kaufte man auf den Sklavenmärkten hübsche steierische Mädchen für ein paar Stiefel und glatte Knaben zu gleichem Preis.

So war es in friedlichen Zeiten. Jetzt aber sammelten sich die Türken zum regelrechten Krieg. Man sprach von sechshunderttausend Mann.

Doch man sprach wohl vom Krieg; aber glauben, wollte man nicht daran. Dabei war die Türkendrohung mit all ihren Schrecken noch nicht die gefährlichste. Leute, die ihren Verstand gebraucht hätten, wären vielleicht zum Schluß gekommen, daß Bürgerkriege weit schrecklicher sein können. Aber wer gebrauchte seinen Verstand? Ein Krieg komme von Gott, war der gültige Glaube, wodurch jeder Versuch, einen zu verhindern, zum Eingriff in göttliche Vorbehalte, also zu etwas wurde, was nach der Meinung der anständigen Leute einem Religionsverbrechen bedenklich nahestehe. Nur ohne vermessene Gedanken konnte das Leben nach den Wünschen etwa eines Herrn Müller auf Mühleck mit Zurschaustellung von Reichtum, dem der Anspruch auf fernere Mehrung bereits innewohne, von Tag zu Tag weitergehen. Und des Erreichten war genug, um einen minderbemittelten

jungen Mann vor dem Glanz von Mühleck und dem dahintersteckenden Geld zaghaft machen zu können.

Zu seinem Glück hatte Johannes beides noch nicht mit eigenen Augen gesehen, weder den Glanz noch das Geld – ihm hatte Barbaras Mietwohnung in der Stempfergasse und der solide Hausrat schon den Atem verschlagen. Dies jedoch war das Haus von Barbaras Vater, und wenn die alte herrschsüchtige Magd Walpurga nicht gewesen wäre, die der Haustochter schon die Kindheit vergrault hatte, würde Barbara dort als Nachfolgerin ihrer verstorbenen Mutter geboten haben. In Wirklichkeit gebot sie durchaus nicht, auch jetzt nicht.

Von ihrem Herrn Vater war sie aufs Gut befohlen worden, und ihr einziges Kind, die achtjährige Regina aus der ersten Ehe mit dem Hoftischler Lorenz, hatte sie auch mehr zu eigenem Schutz mitgenommen, als um das Kind nicht fremden Händen anvertrauen zu müssen. Aber in diesem Augenblick, wo sie so sehr eines Schutzes bedurfte, war das Kind nicht da. Die alte Walpurga hatte das Reginerl hinausgezerrt, wie es der Alte ihr angeschafft hatte, und nun war seine Tochter so da, wie er sie haben wollte: allein und ohne Zeugen.

Den meisten Menschen waren ihre Lebensgrenzen fest abgesteckt, höchstens daß sie die Kaste, in die sie hineingeboren waren, mit einer niedrigeren vertauschen konnten. Je mehr jeder festgelegt war, um so weniger war Auflehnung möglich. Auch von den vielen gab es immer noch genug, die etwas zu verlieren hatten oder es doch glaubten. Die Kaste stützte sie gegen die, die weniger hatten und auf die sie den größeren Teil ihrer eigenen Lasten abwälzen konnten. Schließlich gelangten diese Lasten in ihrer ganzen Schwere immer dorthin, wo sie hingehörten. Von denen, die gar nichts mehr zu verlieren hatten, mußten sie wohl oder übel getragen werden. Dafür wurden sie dann auch in den Kirchen damit getröstet, daß etliche zum Dienen und etliche zum Herrschen geboren seien, und auf Gottes unerforschlichen Ratschluß einschließlich himmlischem Ausgleich verwiesen.

Jobst Müller aber erbrachte den Beweis für die Unmöglichkeit, die sogenannte Ordnung einer menschlichen Gemeinschaft unwiderruflich festzulegen, und dafür, daß es immer einzelne gibt, die festgefügte Kastenmauern mit Gewalt durchbrechen oder mit List übersteigen. Anfangs hatte Jobst Müller zu denen gehört, die nichts besaßen, weder Geld noch

Gut, weder Wissen noch Geschicklichkeit, sondern lediglich die Kraft ihrer Arme, ihres Rückens, ihrer Lenden.

Wie er da in seinem schweren Luthersessel an einem Tisch aus der gleichen Zeit saß, wäre es jedem glaubhaft erschienen, daß Herr Müller einst mit Zentnersäcken gespielt hatte. Mit den legendären drei Kreuzern war er als Müllergeselle von irgendwoher aus dem Reich in die Steiermark gekommen, und jetzt war er allen Ernstes ein Herr.

Außerdem war er auch Vater. Und das zu beweisen, schickte er sich gerade an.

Bis jetzt hatte Barbara ihm ausweichen können. Doch ihr Vater war nicht der Mann, sich an der Nase herumführen zu lassen, von wem es auch sei.

„Hier bleibst du“, befahl er, „hier in dieser Stube und überhaupt in Mühleck. Du weißt ganz genau, warum ich dich nicht in Graz haben will!“

Barbaras Stärke lag jedoch in ihrer Verstocktheit.

„Wenn mir der Herr Vater es nicht sagt, weiß ich gar nichts“, log sie.

„Alsdann: Ich leid’ es nimmer, daß du den Sterngucker heiratest, den Hungerleider, den miserablen!“

Im Grunde war Barbaras erste Ehe eine Flucht vor Walpurga gewesen, der sie sich noch als mannbares Mädchen hatte unterwerfen müssen. Die Erinnerung daran war von der Zeit ihrer fraulichen Reife nicht getilgt worden. Im Gegenteil! Wachsende Selbstbesinnung hatte sie gehärtet – vor allem gegen den Vater, der mit einer blindgehorsamen Tochter wie mit etwas Selbstverständlichem rechnete. Mehr Angst als vor dessen Gewalttätigkeiten hatte sie, die Mutter eines Kindes und Witwe zweier Männer, mit ihren dreiundzwanzig Jahren aber davor, noch ein drittes Mal zu einem um vieles älteren Mann ins Bett zu müssen. Nachgerade hatte sie davon genug. Sie wollte einen jungen. Und in der Tapferkeit ihrer Verzweiflung war sie jetzt ihrem Vater eine ebenso unerwartete wie unangenehme Überraschung.

„Der Herr Vater hat es selbst zugegeben, daß ich ihn nehme“, bockte sie, „und dabei hat es nun zu bleiben.“

„Nichts hat zu bleiben“, herrschte er sie an, „wenn ich es mir anders überlege!“ um dann einen seiner Wutanfälle zu bekommen: „Ich will nicht – hörst du? – will nicht, daß er in Graz um dich herumscharwenzelt!“

In der langen Wartezeit hatte Barbara mehr als einmal den Entschluß gefaßt, den Bummler Johannes fortzuschicken, wenn es ihm endlich zu

kommen beliebte. Aber jetzt griff ihr ein Schreck ans Herz.

„Ja, ist er denn da?“

An kein Fortschicken dachte sie mehr, nur ärgerlich war sie, daß sie sich gerade jetzt von Graz hatte fortlocken lassen.

„Geht dich gar nichts an“, meinte ihr Vater. „Und jetzt pack dich!“

Aber den Gefallen, sich zu packen, tat die Tochter ihm nicht. In ihrer Wut ganz sein Ebenbild, stand sie vor ihm, und wenn sie auch die ihr einst eingebleuten Formeln einer kindlichen Ehrerbietung gebrauchte, so widersprach ihnen ihr Ton ganz entschieden.

„Der Herr Professor ist ehrbar und ein Mann von Geist. Mag der Herr Vater es sich befragen, wenn er nicht weiß, was das ist.“

„Eine Gans bist, schon eine saudumme!“ rief er. „Mit hundertfünfzig Gulden auf das Jahr ist man ein Hungerleider, aber kein Mann von Geist. Merk dir das. Ein Mensch hat genauso viel Geist, wie er ein Geld machen kann. Willst du dich gegen den Herrn Landschaftssekretär Speidel aufwerfen, der mir einen Mann für dich weiß? Groß in einen Grundstückshandel könnte ich mit dem kommen, sagte der Speidel.“

„Alsdann der Herr Speidel“, lachte Frau Barbara voll Hohn. „Und diesmal soll es ein Grundstückshandel sein? Wie alt ist es denn, das Grundstücksmännchen? Geht er auf die Sechzig, auf die Siebzig wieder einmal?“

„Hüt dich! Du sprichst vom Herrn Landschaftssekretär und nicht von einem Kalendermacher, einem ganz windigen!“

Daß ein Landschaftssekretär ein Mann in hoher Stellung und von großem Einfluß sei, hätte auch Barbara nie bestritten. Beim Speidel hatte sie Johannes kennengelernt, aber dieser Gedanke erhöhte nur ihren Zorn. Weil man dem sauberen Herrn die Absichten bei diesem Treffen nicht vorher mitgeteilt habe, sei er gekränkt und bringe alles durcheinander. Doch nun sei sie endlich wohl alt genug, um selbst zu entscheiden, mit wem sie künftig zu hausen und bei wem sie nachts zu liegen gedenke. Ihre Empörung beeinträchtigte jedoch keineswegs ihre Neugier, und so war sie sehr begierig, den Namen des neuen Kandidaten zu erfahren. Dabei stellte sich jedoch heraus, daß der Vater nicht einmal den Namen kannte.

„Er hätte einen, hat der Herr Speidel gesagt, weiter weiß ich auch nichts. Aber wenn es der Herr Speidel sagt“, fuhr er mit einem Stimmaufwand fort, der sich mit der Schwäche seiner Position erhöhte, „dann ist es auch so!“

Leider war Barbara nicht nach Wunsch einzuschüchtern.

„So schaut es sich an“, meinte sie. „Nicht einmal zu nennen traut sich der Herr Vater den Mann, dem er seine Tochter geben möchte?“

„Halt den Mund, sag' ich dir. Ich weiß ihn nicht, den Teufelsnamen! Der Speidel hat ihn nicht genannt, und ich hab' vergessen zu fragen. Geh, sperr dich nicht, Mädchen, was ist das schon groß, ein Name? Mann ist Mann.“

„Vergessen zu fragen!“ höhnte Barbara weiter. „ ‚Mann ist Mann‘ ist schon recht. Was geht Euch ein Mann an, den ich freien soll, gelt? Ihr braucht ihn ja nicht zu nehmen. Es ist dem Herrn Vater doch nur um einen Handel zu tun. Schacher mit Grundstücken oder einer Tochter. Mann ist Mann!“

„So redest du mit mir? Wer hat dir zu essen gegeben und Kleider? Wer hat dich was lernen lassen? Ich, dein Vater! Solltest dich schämen! Solltest daran denken, wie du auch mal deinem Vater einen Vorteil bringen möchtest.“

„Vater ...“, sagte Barbara, und sie sagte es fast weich und mit der Absicht zu überreden, „zwei Alte hat der Herr Vater mir schon aufgeladen, um mit seinen grauhaarigen Schwiegersöhnen groß ins Geschäft zu kommen ...“

Weiter kam sie nicht. Ihr Herr Vater lachte sie aus.

„Schöne Geschäfte hast du mir gebracht! Der Lorenz, dein erster, halte Geld; aber damit arbeiten? Keine Spur! Und zuletzt, was machte er? Ein Testament machte er. Alles für seine Tochter, das Reginchen; für dich, für seine Witwe, fast nichts, und fremde Leute zu Testamentsvollstreckern. Das war es, was er machte. Ein schönes Geschäft! Und mit deinem anderen, dem Herrn landschaftlichen Bauschreiber? Ein Beamter, ein großmächtiger? Was war es mit dem? Faule Fische waren es mit seinen Kassen. Kaum daß man ihn begraben hatte, kam es heraus. Mußt es jetzt wieder einbringen, was dein Seliger mir schuldig geblieben ist!“

„Einbringen?“ schrie Barbara. „Ja, warum verkauft der Herr Vater mich nicht gleich den Türken? Es stehen ja eh sechshunderttausend vor der Steiermark ...“

„Schweig!“ Die Türken waren Herrn Müllers heimliches Gespenst. Von den Türken mochte er nichts hören. Nicht zum ersten Mal bedrohten sie das Land, diese Teufel mit Hörnern und Rüsseln am Kopf und einem Kuhschwanz hinten raus. Er hatte sogar einmal kriegsgefangene Türken

gesehen, aber niemals hatte er an sie geglaubt. Ihnen hatten die Hörner und der Kuhschwanz gefehlt, und nicht einmal einen Rüssel hatten sie gehabt. Für Herrn Müller durften das auf keinen Fall richtige Türken gewesen sein. „Willst es berufen mit den Türken? Schön würde ich ausschauen mit meinem Schlößl, mit ganz Mühleck und all meinem Geld. Die kaufen nichts, die Türken, die nehmen! Und bild dir nichts ein: den Türken war die Frau Bauschreiberin viel zu minder. Die nehmen nur die ganz Jungen und halben Kinder, die Heiden.“

Daß sie schon zu alt sei, hätte der Herr Müller seiner Tochter nicht sagen dürfen. Jetzt raste sie über die letzten Hemmungen hinweg.

„Was sagst du? Zu alt sei ich, sagst du? Nun alsdann würde der Herr Vater vielleicht mehr verdienen an meiner Schande in einem Hurenhaus ...“

Das Wort war sinnlos, es sollte nur verletzen und erfüllte auch seinen Zweck. Aber zugleich machte es Herrn Müller zum Hüter der Moral. Dadurch bekam er Boden unter die Füße. Viel wohler fühlte er sich.

„Was?!“ schrie er wie befreit. „Ist nicht alleweil alles ehrlich und christlich zugegangen? Unterstehen hättest du dich sollen, mir einen Bankert ins Haus zu bringen. Rausgeschmissen hätte ich dich. An die Schandsäule hätte ich dich gebracht, ich selbst hätte es getan als ein christfrommer Mann, der ich bin ...“

Aber lange überließ Barbara ihren Vater nicht seinen gehobenen Gefühlen. Zu geübt war sie in zahlreichen Eheschlachten, um ihre Chance nicht wahrzunehmen. Je aufgeregter der Mann sich gab, um so ruhiger wurde die Frau. Plötzlich vertrat Barbara die reine Vernunft.

„Was regt der Herr Vater sich auf? Wüßte nicht, daß meine Regina ein Bankert sei.“

„Wer hat denn das gesagt?“ knurrte der Müller nur noch ärgerlich und ohne jeden Schwung.

„Ich nicht.“

„Ich auch nicht“

„Und was die Leute sagen – daran denkt der Herr Vater wohl überhaupt nicht? Erst Verlöbniß und dann einen anderen Mann.“

Aber der Herr Müller wäre nicht reich geworden – und das war er –, hätte er immer daran gedacht, was die Leute wohl sagen würden.

„Die Leute schwätzen viel und werden auch wieder still. Wenn du Geld hast, kannst du machen, was du willst. Doch wenn du so viel auf die Leute gibst, geh zu deinem Hungerleider, dem Kepler – aber als Bettelweib. Die

Schulden von deinem seligen Bauschreiber mußt du freilich bezahlen, in bar mußt du zahlen, wenn du nicht heiraten magst, wie ich dir es anschaff.“

„Ja, zahlen ... in irgendeinem Bett muß ich zahlen.“

In Geldsachen war die junge Witwe völlig unerfahren, und so lange war es seit dem Tode ihres letzten Mannes nicht her. Auch in Graz ließen die Ämter sich Zeit. Die Frage, ob sie das Erbe antrete oder nicht, war Frau Barbara daher noch gar nicht gestellt worden, und so wußte sie nicht, daß sie mit einem einzigen Wort sich aller Verpflichtungen entledigen konnte. Darauf baute ihr Vater. Auf's Geratewohl war ihm unter allen falschen Gründen gegen eine Ehe mit Kepler auch dieser entschlüpft. Sehr erstaunt war er, welchen Eindruck er damit machte. Nun waren die Schulden des Bauschreibers sein stärkster Trumpf geworden.

„Im Bett von deinem Sterngucker wirst du das Geld freilich nicht finden“, sagte er nun. „Gelt, Mädchen, sei gescheit“, lenkte er dann ein, „setz dich nicht gegen deinen alten Vater, der es nur gut mit dir meint. Reden wir nicht mehr von deinem Kalendermacher ...“

„Vom Herrn Professor!“ berichtigte Barbara, und Müller steckte es ein.

„Alsdann vom Herrn Professor, und wenn er ein Kirchen ..., aber er hat keines, ein Kirchenamt. Doch das mag sein, wie es will, von dem rede ich nicht. Mußt gut aufpassen, was ich dir jetzt sage. Das mit deinem ersten, deinem Hoftischler, das war schon eine Unverschämtheit, das mußt du selbst sagen. Fast nichts ließ er dir zurück, nur soviel er grad hat müssen. Und alles für das Reginchen ...“

Sehr großväterlich klang es nicht, wie er den Namen der Enkelin aussprach, so wenig, daß Barbara sich zu einem Einwurf bemüßigt fühlte.

„Ist doch mein Kind, Vater“, sagte sie.

„Das eben mein' ich. Dein Kind ist sie. Du bist die Mutter davon!“ Nichtssagende Worte waren das, aber gierig vorgebracht, um die Tochter günstig zu stimmen. „Das ist eine Schande, sage ich, daß du, die Mutter, nicht selbst den Vormund für dein eigenes Kind solltest machen können. Wenn man es schlau einfädelt, könnte man vielleicht das Testament umstoßen, und als Vormund würdest dann du, wie sich das gehört, an Reginchens Geld kommen.“

Als Müller später einmal seinem Sohn und Liebling Michael gegenüber auf diese Stunde zu sprechen kam, bekundete er, daß die Barbara sich so verhalten habe, wie es nach ihrem Umgang mit Spintisierern und Lateinern

nicht anders zu erwarten gewesen sei. Seine vordem so geduldige und gehorsame Tochter! Keinen Respekt habe sie mehr gehabt.

Nein, Barbara hatte keinen Respekt und keine kindliche Ehrfurcht mehr.

„Du, Vater, du würdest an Reginas Geld kommen! Das möchtest du. Herr Koloman Zehentmaier ist dir zu minder, und der Herr Medikus Doktor Oberdorfer ist dir zu minder, und der Herr Diakon Professor Osius von der Stiftskirche ist dem Herrn Jobst Müller zu minder. Mir sind sie recht. Sie sind vornehme, gelehrte Herren. Mich freut das Testament vom Lorenz. Gut hat er dich gekannt, mein Seliger, daß er dem Reginchen sein Geld vermachte und nicht mir, die ich ein zu schwaches Weibsbild bin, und daß er die drei Herren zu Vormündern für das Geld einsetzte. Nun kannst du nicht heran. Versuch es nur! Ich geh’ zu den Kirchenherren, wenn du es versuchst – zum Kirchenrat geh’ ich ...“

Weiter kam sie nicht. Die Faust des Vaters verschloß ihr den Mund.

Die Erwähnung des Kirchenrats war zuviel für Jobst Müller gewesen. In der Steiermark lebten die Evangelischen unter einer katholischen Herrschaft, und so hielten sie darauf, etwaige Streitigkeiten untereinander vor ihrer Kirchenbehörde auszutragen. Die kirchliche Autorität übertraf die des Staates bei weitem. Eine Auflehnung gegen die Kirche bewirkte die gesellschaftliche Ächtung, der fast immer schwere wirtschaftliche Nachteile, wenn nicht der Ruin, folgten. Mehr als alle landesherrlichen Gerichte wurde die Ächtung gefürchtet. Niemals war die Bestimmung des Religionsfriedens, daß der Landesherr über die Religion seiner Untertanen entscheide, durchzuführen gewesen. Die Spaltung ging nicht nur durch Deutschland, sondern durch alle Länder bis hinunter zu den kleinen Gemeinden. Jobst Müller fürchtete nicht so sehr die Sünde wie den Kirchenrat, und ihn auch nur zu nennen, erschien ihm als ein Verbrechen der Tochter, fast so, als habe sie einen Vatemord versucht.

Blut lief der jungen Mutter aus der gespaltenen Lippe. Sie schrie, und dies Geschrei der erwachsenen Tochter drang aus dem väterlichen Zimmer in die Welt der Mägde und Knechte. Es bedrohte erst recht die Familienreputation. Ob der Bankert nicht schweigen könne, dachte Müller, nichts als das, und immer wieder schlug er besinnungslos auf die Tochter ein. Keines seiner Worte hatte noch eine Beziehung zur Wirklichkeit, sondern kündete nur von Haß und Wut.

„Hurenbalg, grindiger, willst du still sein! Drecksau, unverschämte!“

„Hilfe! So helft mir doch! Mord! Mörder!“

Ebenso außer sich wie ihr Vater, gebrauchte sie die Waffen einer Frau. Doch log sie nicht. Sie glaubte, ihr Auge sei ausgeschlagen, nichts sah sie mehr, blutüberströmt wie sie war. An einem Totschlag fehlte nicht viel. Sie stürzte zu Boden und erhielt noch einen Tritt.

„Um Gottes willen, was macht der Herr Müller da?“ jammerte die alte Walpurga – gerade zur rechten Zeit war sie gekommen.

„Still sein soll sie, das Bankert!“

„Ich weiß nichts von einem Bankert. Dies ist unsere Barbara, die Frau Bauschreiberin. Der Herr Müller sollte sich schämen.“

„Wally – Wally ...“, wimmerte Barbara. War auch sonst die Freundschaft zwischen den beiden Frauen nicht groß – in diesem Augenblick und gegen den Mann hielten sie zusammen. Er war auch zum Fürchten. Wie ein Gorilla stand er da, atemrasselnd, mit rotunterlaufenen Augen. Langsam kam er zu sich. „Gehorchen soll sie“, keuchte er.

So liebedienerisch die Wally sonst um der Macht willen war – jetzt ergrimnte sie doch. „Es könnte dem Herrn Müller gar nicht schaden, wenn er selbst ein bißchen gehorchen wollte, nämlich seiner Vernunft“, zischelte sie ihm halblaut zu, und am liebsten hätte sie ihm dazu noch einen derben Knuff gegeben. – „Kommt herein“, rief sie dann zu den Mägden hinüber, die vor der Tür wisperten. „Die Frau Bauschreiberin hat sich verfallen. Helft mir sie tragen.“

„Mein Kind, meine Regina“, stöhnte Barbara, als man sie forttrug.

„Und der Herr Müller“, sagte die Magd Walpurga, „täte auch gut, sich in der nächsten Zeit nicht sehen zu lassen, nicht in Graz und nicht hier.“

„Wo soll ich denn hin?“ brummte er wie ein Bulle, der gelernt hat und nun wieder den Nasenring spürt.

Mannsbilder seien auch zu dumm – behauptete die Altmagd. Nicht einen Augenblick könne man sie allein lassen, gleich sei alles gefehlt. – Eine Antwort war das freilich nicht, und damit folgte sie auch schon den anderen.

Der Herr Müller aber hatte viel Mitleid mit sich. Er kam sich sehr einsam und von allen verlassen vor.

V

„Und wie steht es mit Frau Barbara?“ fragte Johannes. „Bringt Ihr mir Grüße von ihr ...?“

Die beiden gelehrten Herren sahen sich jedoch bedenklich an, und von Johannes fielen alle Erwartungen ab, wie Kirschblüten im Sturm. Ein Schreck, nicht unähnlich dem der Barbara, als sie von seiner Rückkehr nach Graz vernommen hatte, griff auch ihm ans Herz, nur daß sein Schreck bar jeder Freudigkeit war. Nackt und kahl stand er in seiner Studierstube da.

Er bewohnte zwei Stuben im Stift, also im Schulgebäude selbst, und das Studierzimmer war die eine davon. Die Möblierung entsprach nicht ganz ihrer Größe; aber ohne Behagen war sie auch nicht. Keplers Freunde, und er hatte welche, waren bedacht, ihm hier mit einem Stuhl, dort mit einem Sessel gefällig zu sein, und hatten dadurch die Dürftigkeit der Stiftsmöbel angenehm gemildert. Aber in diesem Augenblick hatte er für nichts Sinn als für seine Heirat und für sein eigenes Verschulden, falls sie nun doch nicht zustande kommen sollte.

Leider hatte er den Rat des Doktor Papius nicht so wörtlich befolgt. Noch über zwei Monate hatte er sich in Tübingen und anderswo mit Geschäften herumgetrieben, die entbehrlich gewesen wären. Das Ulmer Münster, das in himmelstürmender Gotik seine Turmspitze ins Gewölk stieß, hatte ihn beinahe den hochzeitlichen Seidenrupfen vergessen lassen. Glücklicherweise war ihm eine Notiz darüber noch rechtzeitig in die Augen gekommen, was ganz überflüssig gewesen sei, fand er jetzt; denn was half ihm der Seidenrupfen nun noch! Die Antwort, die ihm kommen würde, glaubte er schon im voraus zu wissen.

Mit der Heirat, hieß es denn auch, habe das noch manchen Haken.

„Ich weiß“, gab Johannes zu, „ich bin allzulange draußen geblieben. Aber daß Frau Barbara deswegen ...“ Es handele sich nicht um Frau Barbara. „Nicht?“

„Der Herr Müller möchte nicht mehr.“

Der es sagte, war der Arzt Doktor Oberdorfer, einer der Inspektoren an der Schule, und sein Begleiter war Heinrich Osius, früher ebenso wie Johannes Professor am Stift und jetzt Diakon an der Stiftskirche. So fernab das zu liegen schien, so mußte Johannes doch daran denken: der Osius –

ja – der habe es erreicht, was ihm selbst mißglückt sei – erst das Kirchenamt und nun die Heirat; alles mißglücke ihm.

Trotz seines Buches, auf dessen Erfolg er hoffen durfte, kam er sich wie ein Schiffbrüchiger vor, der nur noch Trümmer seines Lebens in eine trübe Zukunft retten könne. Sei es nicht wie verhext gewesen, daß er sich aus Angst vor dem, was er nun ja auch antreffe, so lange mit Nichtigkeiten habe verweilen müssen?

„Möchte mich nicht aufdrängen“, sagte er mit einem Versuch zum Hochmut.

Aber Pfarrer Osius empfand das Verhalten des Herrn Jobst Müller als eine dem ganzen Stift angetane Schmach, eine Auffassung, der auch Herr Doktor Oberdorfer nicht fernstand.

„Wie könnt Ihr von Aufdrängen sprechen?“ verwies er dem Johannes jede Nachgiebigkeit. „Vergeßt nicht, Magister Kepler, daß Ihr Professor am Stift seid. Ihr sollt Euch dessen nicht überheben, das nicht, aber Ihr dürft auch für das Stift und Eure Mitbrüder, die Herren Professoren und Lehrer, keine Schande zulassen. Eure Sache ist Sache des Stiftes und der ganzen Gemeinde, so sich in Graz zur gereinigten Lehre bekennt.“

Hier hätte ein „Amen“ hingehört, dachte Johannes, nicht sehr beglückt. Seine erste Abwehr gegen die ihm widerfahrene Unbill war der Trieb gewesen, sich zu verkriechen. So schnell wie möglich fort aus Graz, ganz gleich wohin: Oh, Tübingen! durchdrang ihn ein scharfer Schmerz, dort sei keine Zuflucht mehr. Irgendwohin denn! – Aber nun erkannte er mit recht zwiespältigen Gefühlen, daß er zwar keineswegs alleinstehe, daß es aber nicht viel anders als in Tübingen sei. Die Gemeinschaft, der er angehöre, nehme ihm seine persönliche Angelegenheit aus den Händen. Ob er den Schutz begehre oder nicht – danach werde gar nicht gefragt.

„Es geht uns alle an“, erklärte Doktor Oberdorfer, und um Johannes das zu sagen, deswegen seien sie hier, er, der Oberdorfer, und der Herr Professor Osius. Kaum daß sie die Ankunft des Erwarteten erfahren haben, seien sie zu ihm geeilt. Er solle die Hiobsbotschaft nicht aus ungerufenem Munde erhalten. „Geschieht derzeit gar viel zu Graz, nicht nur mit der Frau Barbara. Ist manches anders geworden. Vielleicht habt Ihr es schon bemerkt?“

„Wenn Ihr das meint, daß ich meinen Seidenrupfen arg am Zollturm habe versteuern müssen, wo ich doch sonst für meine eigene Notdurft frei habe einführen dürfen?“

„Einen Katholischen hätten sie nicht so gedrückt“, entrüstete sich Osius. „Zusammenhalten müssen wir Evangelischen in allen Dingen, auch in denen des Freiens. Da darf der Herr Jobst Müller mit all seinem Geld nicht kommen und uns vor den Katholischen wegen Versündigung an einem Verlöbnis verächtlich machen. Ein ehrliches Verlöbnis vor Gott gilt nicht minder als eine heilige Ehe am Altar und kann nur gelöst werden von der Gemeinschaft der Gläubigen. Wo ein Verlöbnis nichts gilt, ist keine Furcht Gottes, und da ist auch eine Ehe nichts wert.“

Die Sache stand ernst – das erkannte auch Johannes. Um ein Geringes pflege sich Pfarrer Osius nicht zu ereifern, und auch dann nur, wenn er stärkere Kräfte hinter sich wisse.

„Und wie steht es mit dem Herrn Landschaftssekretär Speidel?“ fragte Oberdorfer. „Ich habe mir immer gedacht, Ihr seiet Freund miteinander, Kepler? Und gerade der Speidel hat den Müller aufgehetzt mit einem reichen Mann für Frau Barbara.“

Von Unfrieden mit dem Herrn Sekretär wisse er nichts, sagte Johannes. Im Gegenteil! Für seinen letzten Kalender seien ihm von der Landschaft zwanzig Gulden verehrt worden, und das habe der Speidel gemacht. „Vielleicht möchte der Herr sein Patenkind – denn das ist die Barbara – besser versorgt wissen?“ schloß Johannes mit einer Bescheidenheit, die er, wie seine Freunde meinten, oft am unrechten Platz zeige.

Oberdorfer wollte denn auch nichts davon hören. Was es mit einem Professor an der Stiftsschule auf sich habe, sei dem Johannes schon vom Pfarrer ausgedeutet worden. Und sein Auskommen als ein verheirateter Mann werde er ebenfalls haben. Zweihundert Gulden auf das Jahr habe die Landschaft ihm bewilligt. Freilich müsse er dann die Wohnung im Stift hier aufgeben. Aber die brauche er dann nicht mehr, grinste Oberdorfer, in der Stempfergasse sei es wärmer und weicher.

Bei dieser fast unvermeidlichen Anzüglichkeit des Mediziners teilten sich ein Lächeln und gerunzelte Brauen in Pfarrer Osius' würdiges Gesicht, womit weltlicher Heiterkeit und sittlichem Ernst gleicherweise Rechnung getragen wurde.

„Und wenn ich zu ihr hingehen würde?“ fragte Johannes, wobei er wegen seiner Kühnheit ein wenig Bangnis fühlte.

„Wenn sie da wäre!“ rief aber der Doktor schon. „Das ist ja die Sache! Fort ist sie, und ihr Mädels hat sie mitgenommen. Kein Mensch weiß, wo sie ist. Zum Vater sei sie – sagt man.“

„Dann gehe ich nach Mühleck“, erwärmte sich Johannes allmählich.

Das habe ebenfalls keinen Zweck, erklärte Oberdorfer. Eine Patientin von ihm wohne in der Nähe von Mühleck, und so habe er im Vorbeifahren nach Barbara gefragt. „Aber was war?“ Auch in Mühleck sei sie nicht.

Johannes teilte diese Meinung nicht, nur war er durch Nackenschläge behutsamer geworden und wollte sich den Gönner nicht vergrämen. Außerdem schien es ihm auch gleichgültig zu sein, wo sich Barbara jetzt wohl aufhalten möge. Diese Heirat war ein Krieg, und er war, wenn es nur irgendwie sein konnte, für den Frieden.

Er wäre bereit gewesen, den Heiratsplan, der ihn so aussichtslos dünkte, fallenzulassen. Da er das nicht konnte, wollte er wenigstens Klarheit, und die vermochte nur Barbara zu geben.

„Klarheit möchte ich“, sagte Johannes.

„Klarheit?“ wiederholte Osius. „Es gibt nur eine einzige Klarheit, nämlich die, daß Ihr, wie es der Verspruch besagt, die Frau heiraten sollt. Ihr aber, Professor Kepler, scheint mir so beschallen, daß Ihr beim ersten weiblichen Wankelmut davonlaufen möchtet – und nicht einmal ungern.“

„Das wohl“, bestätigte Oberdorfer, „aber verschimpfiet mir den Kepler nicht so sehr, Pfarrer. Beim ersten Anzeichen von seiner Allerliebsten, daß sie zu ihm hält, verbeißt sich der Kepler so fest an ihr, als wenn sie ein mathematisches Problem wäre.“

Die Gleichstellung der molligen Barbara mit einem mathematischen Problem war erheiternd, und zuletzt erwies sich das nun einsetzende Gelächter auch wirklich als klärend: eine größere Leidenschaft als die für die Lösung eines Problems hätte Johannes für die schönste Frau nicht aufzubringen vermocht. Selbst er konnte sich nicht verhehlen, daß sein schwacher Widerspruch nicht ganz zu Unrecht hinweggelacht wurde.

Erzherzog Ferdinand von Österreich, Herzog der Steiermark und von Krain, von Istrien und Triest, Graf von Görz und Herr von noch einem ganzen Haufen anderer schönbetitelter Länder und Städte, hatte vor kurzem das Alter von achtzehn Jahren und damit nach dem Vermeinen aller Ordnungsliebenden und Vernünftigen die Reife erlangt, das Schicksal der Menschen zu werden, die seine Länder bewohnten. Nach des Jünglings Willen sollte dieses Schicksal natürlich katholisch sein. Ferdinand war seiner kirchenfrommen wittelsbachischen Mutter Sohn und kam zugleich mit seinem bayrischen Vetter Maximilian frisch aus der Obhut der

Ingolstädter Jesuiten. Jetzt warte die Welt darauf, von ihm wieder eingenenkt zu werden – dieser Meinung war der junge Mann.

Allerdings stellte sich der löblichen Absicht vorerst noch mancherlei entgegen. Die Mehrheit in den Städten war evangelisch. Und dann Eine Ehrsame Landschaft! Diese Vereinigung adeliger Kleingötter hing ebenfalls überwiegend dem gereinigten Evangelium an. Und gerade die Landschaft mußte das Geld bewilligen, und in allen militärischen Angelegenheiten hatte sie auch mitzureden. Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die Landstände auch das Recht erlangt hatten, sich auf ihren Burgen und Schlössern Geistliche zu halten und den Gottesdienst nach ihrem eigenen Geschmack einzurichten, während man den protestantischen Bürgern ihre eigenen Kirchen, Stifte und Schulen hatte einräumen müssen. Es war sogar vorgekommen, daß Kinder katholischer Eltern des besseren Unterrichts wegen auf evangelische Schulen geschickt worden waren, bis dann die Gründung der Jesuiten-Universität in Graz solchem Greuel ein Ende bereitet hatte. Beinahe wäre es zu spät gewesen. Ein friedliches Nebeneinander der beiden Konfessionen hatte bereits bedenklich um sich gegriffen. So wenigstens sah es der Erzherzog, und es brauchte nicht viel, daß er danach handelte. Aus dem Machtverhältnis zwischen dem Landesherrn und dem ständischen Landadel mit der Bürgerschaft hatten sich Verträge ergeben, die von den Vorgängern der Fürsten niemals in Zweifel gezogen worden waren. Sonst wäre der Landesfriede auch nicht aufrechtzuerhalten gewesen. Aber was bedeutete der Friede schon für einen jungen Herrn, der auf der hohen Schule zu Ingolstadt von seinen Patres gelernt hatte, daß es besser sei, über eine Wüste zu herrschen als über ein blühendes Land voller Ketzer? Ketzer hatten nicht zu blühen, sondern ihr Schicksal hatte aller Welt zu beweisen, daß Abfall von der katholischen Kirche ins Elend führe. Es konnte daher gottwohlgefällig sein, dieses Elend hervorzurufen und auszubreiten. Und dann gab es, an den Folgen gemessen, doch keine größere Macht als die, Krieg entfesseln zu können. Geradezu etwas Verlockendes hatte das für den jungen Erzherzog, der sich an seiner Macht, die ihm noch neu war, berauschen wollte und darüber vergaß, daß bei guter Gelegenheit ein Narr leicht einen Krieg beginnen könne, den hinterher sieben Weise nicht zu löschen vermöchten.

Das etwa waren Peter Casals Gedanken, und sie waren seltsam genug für einen Franziskanerpater und Privatsekretär Seiner Durchlaucht. Doch er

dachte in diesem Augenblick auch nichts anderes als der Baron Herberstein, der ein eifriger Protestant und als Landeshauptmann der erwählte Führer der Landschaft war. Der trat jetzt ein.

Seine hochfürstliche Durchlaucht hatte den Baron kommen lassen, und das schon war eine Neuerung; denn die Landesherrschaft hatte bisher stets geziemend gebeten, wenn sie Rat und Auskunft vom Herrn Landeshauptmann begehrte. Um so fester stellte sich Herberstein jetzt auf den Teppich, auf den Rand zwar, aber nicht auf den Estrich. Auf dem Teppich war sein Platz, und den ließ er sich nicht nehmen, wenn ihn der junge Herr auch gern wie einen Bittsteller an die Tür gebannt hätte.

Herberstein war über die Mitte seines Lebens schon hinaus und trug sich betont anders als sonst die Kavaliers. Sein graues Haar fiel ihm nicht in Locken auf die Schultern. Kurz geschnitten war es, und kein Bart wurde geduldet. Aus dem nackten Gesicht stachen die graublauen Augen, und wegen der starken Nase übersah man leicht den dünnlippigen Mund. Sein Gewand in Tuch und Seidensamt war mit Einschluß der Schuhschnallen und des federlosen Hutes völlig schwarz. Das war nicht Zeichen einer Trauer, sondern seine gewöhnliche Tracht, von der sich der breite Kragen und die Manschetten zwar blendend weiß, aber ohne die geringste Andeutung von Spitzen abhoben. Als einzigen wirklichen Schmuck trug er seine goldene Kette. Sie war ihm vom Kaiser verliehen worden, und der junge Erzherzog hatte keinen Einspruch erheben können, weil es zu einer Zeit geschehen war, als Seine hochfürstliche Durchlaucht noch in die Windeln gemacht hatte.

So gut wie bartlos war auch Erzherzog Ferdinand, doch ein leichter Flaum auf der Oberlippe des Neunzehnjährigen bewies wenigstens gute Absichten und seine Kleidung im Gegensatz zu der seines strengen Besuches eher Lebensfreude als Abstinenz. In der Mode freilich blieb er in seiner spanischen Hoftracht mit seinen gebauschten Kurzhosen gegen den Besucher zeitlich zurück. Sie überließen Ober- und Unterschenkel einem lichtgrauen Trikot. Grau und hellgrün waren die Farben des Anzuges, aus dem am Stehkragen und an den Handgelenken weiße, in Achtern gelegte goldgesäumte Rüschen das Hemd des hohen Herrn symbolisierten. Auch er trug eine Kette. Es war die des Goldenen Vlieses. Bei seinem Regierungsantritt hatte er sie erhalten. Der fürstliche Anzug bewies, daß der Wunsch zu imponieren größer gewesen war als der, den Besucher als belanglos abzutun.

„Der Herr Landeshauptmann Baron Herberstein“, stellte Casal vor. Aber der Baron brauchte sich nicht über die erzherzogliche Rechte zu neigen, weil sie ihm gar nicht geboten wurde. So blieb es denn bei einer tiefen Verbeugung.

„Belieben der Herr, sich zu setzen“, sagte Ferdinand und wies auf ein Tabouret, einen Hocker ohne Rücken- und Armlehne.

Aber Herberstein besah sich das Ding ganz ohne christliche Milde und wandte sich dann dem Prunkstuhl des steierischen Herzogs zu. „Jenes Gestühl“, bemühte er sich um sein steifstes Schriftdeutsch, „kommt einem Landeshauptmann nicht zu. Eine Rückenlehne und zwei Armstützen fehlen.“

Ferdinand biß auf seine Unterlippe. Er war zu weit gegangen, und Pater Casal brauchte ihm nicht einzuflüstern, was rechtens sei. Auf Krieg und Verwüstung kam es Ferdinand unter Umständen nicht an, aber vor einer Verwüstung der Hofetikette schreckte er doch zurück. Sie war die Ordnung aller Ordnungen, und wenn sie jetzt aus einem rebellischen Untertanen eine ehrengeschätzte Persönlichkeit machte, so verwandelte sie dafür auch jeden regierenden Durchschnittsmenschen in einen Stellvertreter Gottes auf Erden. Ein ärgerlicher Laut aus hochfürstlichem Munde und eine ebensolche Befehlsgeste der nicht weniger fürstlichen Rechten bewirkten denn auch, daß die beiden Lakaien an der Tür sich auf das Tabouret stürzten, um es mit einem Stuhl zu vertauschen, wie er dem Rang des Freiherrn gemäß war.

„Wäre es jetzt gefällig?“

Ferdinands Frage war ein Befehl und Herbersteins Sieg nicht von Dauer. Zwar setzte der Herzog sich ebenfalls; aber wie? In solchen höfischen Feinheiten war er trotz seiner Jugend erfahren, und seine Jugend mußte ihm obendrein helfen. Er setzte sich also auf die Armlehne seines Sessels, der jedem Thron Ehre gemacht hätte, und schlenkerte mit dem Bein. Dies war das letzte Bild, das die Lakaien mit sich hinausnahmen, als eine Handbewegung sie abtreten ließ, während der Landesherr fortfuhr, mit einem jugenhaften und maliziösen Lächeln auf den lieben und getreuen Vertreter seiner edlen Stände herabzublicken.

Ohne seine Augen von Herberstein abzuwenden, streckte Ferdinand nur die Rechte aus.

„Kennt der Herr das?“ fragte er und ergriff gleichzeitig ein Dokument, das ihm Casal in die Hand steckte.

Herberstein wäre beinahe aufgesprungen. Mehr Schwerfälligkeit als Gelassenheit bewahrte jedoch seine Würde. Aber er wußte jetzt, daß seine Lage weit schlechter war, als er es bei seinem Eintreten für möglich gehalten hätte. Deshalb rettete er sich sofort in den Angriff. Gewiß, sagte er, das sei die Beschwerdeschrift der Stände mit allen Gravamina. Aber die Schrift sei an kaiserliche Majestät nach Prag gegangen, und er, Herberstein, begreife nicht, wie Durchlaucht an sie gelangt sein könne?

Doch kein Kurier war überfallen, kein Einbruch verübt, niemand bestochen worden. Keiner Unlauterkeit war der Herzog oder seine Kanzlei zu zeihen.

„Wer es uns gegeben hat, dies Papierchen?“ wiederholte Ferdinand genießerisch die Frage, „nun, halt kaiserliche Majestät.“ Herberstein war nicht blind dafür, wie sehr die Richterrolle des jungen Mannes Stolz schwellen ließ. „Hätten es mehr commod haben können, meine getreuen Stände, wenn sie gleich zu mir gegangen wären. Der Herr ist Protestant, soweit ich mir habe erzählen lassen? Gut oder eigentlich nicht gut, wie ich glaube. Der Herr will Schutz, und ich sei dessen schuldig, sagt der Herr? Aber ich bin auch meinen eigenen Glaubensgenossen Schutz schuldig.“ Das war nicht die diplomatische Sprache, die Herberstein gewohnt war, und da er um die Machtmittel der Stunde wußte, erbitterte sie ihn. Es gab Probleme genug, besonders an der Adria und in Venedig, für deren Bewältigung der junge Herr seine Stände oder jedenfalls Geld brauchte, was auf dasselbe hinauslief.

„Etwa Schutz für Katholiken, durchlauchtigster Herr, daß sie ungehindert unseren evangelischen Gottesdienst stören können? Wem Schutz, Durchlaucht, den Störern oder den Betern?“

„Haben sie dem Herrn seinen eigenen Gottesdienst verleidet?“

„Das nicht. Aber ich würde sie hängen lassen, die Störer. Auf meinem Gebiet und in meinem Schloß habe ich das Patrimonialgericht.“

„Aber nicht das Halsgericht!“ ereiferte sich Ferdinand, und als Pater Casal ihm bedeuten mußte, daß Dero hochseliger Vater den Herrn Baron für erwiesene große Dienste mit der hohen Gerichtsbarkeit für Schloß und Herrschaft zu belehnen geruht habe, sprang er auf.

„Hat mich zwanzigtausend Gulden gekostet, die hohe Gerichtsbarkeit!“ warf Herberstein ein, ohne daß der Herzog ihn auch nur hörte.

Das sei nicht zu dulden, rief Ferdinand vielmehr. Wer sei denn Herr in der Steiermark: er, der Herzog, oder die Herren Barone, womöglich auch

noch die Stadtbürgermeister?

Da der Herzog aufgesprungen war, stand auch Herberstein und sah den jungen Mann im Zimmer auf und ab laufen. Wie so viele reiche Leute war der Baron sehr aufs Geld aus und meinte, daß bar gekaufte Rechte eben auch bezahlte Rechte seien und höchstens mit Aufschlag zurückgekauft werden könnten. Das konnte er ruhig sagen, weil vom Rückkaufen aus Geldmangel beim Herzog überhaupt nicht die Rede sein konnte.

„Alsdann, so ist das?“ rief der junge Herr und blieb stehen. „Ihr habt Geld und Wir haben keins. Das meint der Herr?“

Doch Herberstein war durch nichts von seinen zwanzigtausend Gulden hinunterzubringen.

„Als ich sie gezahlt hatte, meine zwanzigtausend, waren sie Geld der hochseligen Durchlaucht geworden und hatten mir nicht mehr gehört. Dasselbe ist es mit den Steuern, Abgaben und Gefällen ...“

„Mein getreuer Adel zahlt nichts!“ empörte sich Ferdinand.

Das hätte er nicht sagen dürfen! Ernstlich erschrocken war der Landeshauptmann und Pater Casal nicht minder. Der Herzog sei doch ein christfrommer Herr, wie er da nur so etwas sagen könne!

„Wie denn? Der Adel zahlen?“ Herberstein schüttelte verständnislos den Kopf. „Wer hat, zahlt nichts, damit er behält, was er hat. Würde ein schönes Durcheinander geben, Durchlaucht, wenn es anders wäre. Schon die Bibel ...“

„Ich weiß schon“, gab Ferdinand zu und dachte an seine eigenen hochfürstlichen Privilegien, „habe mich verrannt. Aber habe ich mich damit ebenfalls verrannt, daß die Evangelischen Spottbilder auf den Heiligen Vater verbreiten, und die Sprüch’, so Eure Prädikanten auf der Kanzel gegen die Katholischen machen, sind wohl auch nicht wahr? Hat der ... der ...“

„... Balthasar Fischer“, half Casal aus.

„Recht so! Der Balthasar Fischer! Die Tortur verdient hätte er! Den Scheiterhaufen ...!“ Er unterbrach sich. „Baron Herberstein“, sagte er und trat dicht an seinen Gegner heran. „Ihr seid evangelisch, Baron. Schade um Euch. Aber billigt Ihr, wenn Euer Balthasar auf der Kanzel seinen Talar lupft und fragt, ob es sich schicke, wenn Mädchen sich drunterduckten? Und dann – so ein Gottesschänder! – fragt er, ob es nicht säuischer wär’, wenn Mönchsleute wie auf dem schönen Bild sich unter dem Mantel der Mutter Gottes verkröchen? Sprecht!“

Herberstein spürte die ehrliche Erregung eines Menschen, dem man sein Heiligstes beschmutzte, und wurde von dieser Erregung mitergriffen. Es sei eine Schande, sagte er, und wenn nicht sein heiliges Amt den Pfarrer schützte ...

„Heiliges Amt?“ fragte Ferdinand voll Hohn. „Prädikanten haben kein Amt, und heilig sind sie auch nicht. Störenfriede sind sie. Austun muß man sie. Und daß ich es gleich sage: ich will keine Evangelischen mehr bei der Stadtwache, bei der Zeughauswache! Und zahlen müssen sie, die Lutherischen für die Leichen, was verlangt wird. Und ich leid’ es nicht, daß für ein evangelisches Spittel gesammelt wird. Ist schon eins da!“

„Nur daß die Evangelischen nicht ‘reinkönnen‘“, bemerkte Herberstein bitter.

„Sollen sie zuschauen!“ Ferdinand ließ sich auf nichts ein, und nichts unterließ er, was das Feuer nur irgendwie schüren konnte. „Aber das Geld, was sie gesammelt haben, die Evangelischen, kriegt das Hospital, das alte! Aus dem neuen wird nichts. Ohne das evangelische Geld kann das alte nicht bestehen.“

Herberstein stand schon in Flammen.

„Demnach: die Evangelischen zahlen für die Katholischen, und selbst kriegen sie nichts!“

„Es wird noch anders kommen, wenn ich erst aus Italien zurück sein werde“, erwiderte der junge Herr mit einer Gelassenheit, die Heilige in Wut gebracht hätte, und Herberstein war kein Heiliger. Aber das Wort „Italien“ hatte ihm seine Besonnenheit wiedergegeben.

Italien! dachte Herberstein. Die Reise des Erzherzogs nach Italien sei beschlossen: Was könne für die evangelischen Untertanen dabei Gutes herauskommen? Nur mit Katholiken und mit katholischen Pfaffen würde der junge Herr dort zusammenkommen und darunter auch mit dem Papst. Wie leicht sei ihm ein Gelübde abgeschwatzet ...

Herberstein hob die Augen. Er sah seinen Herzog triumphierend und völlig unzugänglich vor sich. Auf den Gedanken, daß man Kinder nicht mit Feuer spielen lasse, kam er nicht. Daß ein Knabe regierender Herzog war, galt ihm, Herberstein, als unabwendbares Gesetz. Herberstein war nicht klüger als andere seiner Zeit und seines Standes. Aber er hatte ein Gefühl, daß die Zeit zum Unglück erfüllt sei und daß ein kleines Feuer eine ganze große Welt in Brand stecken könne. Er wußte sehr genau um die beträchtliche Macht, die in seinen, des Landeshauptmanns, Händen ruhte;

aber er wußte auch, daß es unter den Evangelischen selbst viel Hader gab, während die Katholiken als eine viel einigere, geschlossene Macht auftraten. Das alles überlegte Baron Herberstein und pochte nicht auf Recht und Macht. Eher wie ein Bittsteller war er, als er sich jetzt verbeugte.

„Gnädiger Herr“, sagte er, „haltet am Frieden mit Euern Untertanen fest, mit allen Untertanen! Hat lange genug gewährt, bis es so war, wie es ist, und wir wissen nicht, wie es sein möchte, wenn es anders würde.“

Aber der junge Fürst irrte sich wieder einmal. Aus dem Angebot hörte er das Geständnis einer Niederlage heraus, während die Schlacht noch gar nicht begonnen hatte. Er behandelte Herberstein voreilig als einen Besiegten, und da ihm Großmut fremd war, behandelte er ihn schlecht.

„Von Frieden redet der Herr? Aber ihr Evangelischen wollt ja keinen Frieden. Es könnte jedoch sein, daß ich dem Hader ein Ende machte, doch dann dürfte es ein katholischer Friede sein.“

Herberstein richtete sich steif auf, und ebenso war seine Antwort.

„Ich werde Einer Ehrsamem Landschaft Eurer hochfürstlichen Durchlaucht Meinungen verkünden.“

Da keine Antwort erfolgte, war das ein Schlußwort. Jedenfalls hinderte der Erzherzog den Landeshauptmann nicht, sich rückwärtsschreitend zu entfernen.

„Was war das, Pater?“ fragte Ferdinand, als sich die Tür hinter Herberstein geschlossen hatte. „Kriegserklärung, Hoheit.“

„Da seht Ihr es, Hochwürden, man redet und redet, und am Ende hat es gar keinen Zweck gehabt. Soldaten – das ist es, was wir brauchen.“

„Und zu Soldaten brauchten wir nur noch Geld“, warf Casal wie eine Nebensache hin.

Etwas bedenklich wurde der junge Herr doch, oder er versuchte wenigstens, nachzudenken. Aber dann zerriß er jäh die Pause.

„Meinetwegen Krieg!“ sagte er. „Zu einem so guten Zweck muß mir der Heilige Vater das Geld geben.“

VI

Johannes verließ Haus Mühleck durch einen Nebenausgang. Einem Hund oder einer Katze hätte die alte Walpurga in ähnlicher Weise Auslauf verschafft. Aber der Vergleich stimmte nicht ganz. Bei einem Hund oder einer Katze hätte sie mit deren Rückkehr gerechnet, was bei Johannes wegfiel. Nicht etwa, daß sie ihm aufsässig gewesen wäre. Aber nach dem Tode von Barbaras Mutter, der geborenen Niedenaus, hatte sie sich vom Dienstmädchen zur tatsächlichen Herrin im Jobst Müllerschen Haushalt und in dessen Familie aufgeschwungen. Dieser ihrer Macht und deren Erhaltung ordnete sie alles andere unter. Warum also hätte sie zugunsten irgendeines ihr gleichgültigen Menschen den Kampf gegen ein Vorurteil ihres Herrn aufnehmen sollen? – Als Kraftverschwendung erschien ihr jeder Widerstand gegen etwas, das sie nichts angehe. Sonst wäre ihr Johannes vielleicht nicht einmal so unwillkommen gewesen.

Denn daß Frau Barbara wieder heiraten müsse, stand für die Wally fest, und das so bald wie möglich. Jetzt freilich lag die Tochter des Hauses noch fiebernd in einer entlegenen Stube, und jedermann vom Gesinde, der von ihrer Anwesenheit etwas ruchbar werden ließe, war mit sofortiger Entlassung bedroht worden. Auch einen Arzt hatte man daher nicht zugezogen. Ob die junge Frau etwas früher oder später wieder auf ihren Beinen stehen würde, empfand der Vater kaum als wichtig – zu viele Scherereien waren mit deren Genesung zu erwarten. Daß Barbara sterben könnte – damit freilich rechnete auch die Wally nicht. Um Jobst Müllers Schuldgefühl wußte sie deswegen doch, mochte er ihr gegenüber noch so gewaltig mit biblischen Sprüchen um sich werfen, wie dem, daß man die Kinder aus reinem väterlichen Pflichtgefühl zusammenschlagen müsse. Seine Angst entging ihr nicht, der Totschlagversuch an seiner Tochter könne aufkommen und seiner Reputation gefährlich werden. Das sei nicht so leicht zu nehmen, dachte sie.

Wie nun, wenn eine genesene Barbara sich diese Angst zunutze machen und als Ausgleich für das zerbrochene Verlöbniß die Schlüsselgewalt im Hause des Vaters verlangen würde? Gar nicht daran denken mochte die Wally.

Ja freilich, wenn die Tochter absterben möchte, dann würde der grobe Jobst zeit seines Lebens nicht mehr sein Maul gegen seine Magd auf tun

dürfen! Aber das werde natürlich nicht sein, scheuchte Wally solcherart Hoffnungen sofort in ihre Schlupfwinkel zurück. Eigentlich hätte sie also gar nichts gegen Johannes als Barbaras Ehemann gehabt; denn daß der Kalendermann ihr niemals gefährlich werden würde, hatte die ehrengedachte Jungfer Walpurga Griesenhofer mit dem ersten Blick erfaßt, zugleich aber auch, daß von ihm als Gegner des Jobst Müller und des Landschaftssekretärs Speidel wohl ebenfalls nicht viel zu erwarten sei.

„Alsdann“, sagte sie jetzt zu Kepler, „wenn Ihr durch den Obstgarten geht, dann kommt Ihr stracks zur Landstraße. Habt genügsam Zeit und könnt alleweil noch ein wenig rasten, die Postkutsche kommt eh nicht so früh.“

Ohne sich dessen bewußt zu sein, entrang sich Johannes ein Seufzer. Hätte er geahnt, wieviel Arbeit und Ungemach ihm die Werbung eintragen würde, so hätte er sich nie darauf eingelassen. Was ihn dazu bewogen habe, gestand er sich jetzt freilich ohne Beschönigung: ‚die Tochter des reichen Jobst Müller‘, ‚die reiche Frau Barbara‘! – so oder ähnlich habe es ihm in die Ohren geklungen. ‚Und zum Reichtum eine hübsche Frau‘ sei als seine eigene Meinung hinzugekommen, jünger als er, und eine Wohllebigkeit, die dem damit Beschenkten in dieser irdischen Welt nun einmal einen erhöhten Rang gebe. Selbst ein Edelmann bedeute ohne Geld nicht viel. Kaspar von Kepler habe als letzter seines Geschlechts den Adel getragen. Was sei er gewesen? Hofpoststallmeister in Worms sei er gewesen, ein Verwalter von Pferden und Ställen, die ihm nicht eigen gewesen seien. Dessen Sohn habe auf den väterlichen Rang verzichtet, um in eine Zunft eintreten zu können, und eigenes Haus, eigene Werkstatt, eigenes Gesinde zu haben. Für Johannes bedeutete Besitz, vor allem sich selbst zu haben. Unabhängigkeit bedeutete er ihm von Rektoren und Vorgesetzten. Nur noch seiner Wissenschaft verpflichtet zu sein, träumte er, und das war der Sinn seiner Werbung um die junge Witwe gewesen.

Er besaß freilich genug Verstand, um nicht gleich alles als wahr hinzunehmen, was ihm Jobst Müller von den zerrütteten Vermögensverhältnissen seiner Tochter erzählt hatte. Immerhin glaubte er, daß es mit der ersehnten Unabhängigkeit sobald nichts sein würde, und wenn jetzt der andere Mann für Barbara dagewesen wäre, hätte er, Kepler, sich ... möglicherweise ... dessen erfreut. Der andere aber war nun einmal nicht da, und unter diesen Umständen fühlte sich Kepler durch das

Verlöbnis, auf das plötzlich so viel Wert gelegt wurde, für Barbara noch verantwortlich.

Und da geschah es! Mitten in seine Grübeleien fiel ihm etwas auf den Kopf, und da er keinen Kürassierhelm, sondern die leichte Kappe des Gelehrten trug, spürte er es auch. Es war ein Apfel, ein Spätapfel, einer von den guten Sorten, die nach der Ernte noch auf dem Schrank oder in der Apfelkammer lagern, um zu Weihnachten, schön ausgereift, eine Festfreude zu werden. Auch einen Namen hatte dieser längliche Apfel, auf dessen gelblichem Grund sich die rotgesprenkelten Streifen erst andeuteten. Es war ein Nonnenapfel, und es hatte alles seine Richtigkeit mit ihm. Doch dann erschien es Johannes sonderbar, daß dieser kerngesunde Apfel ohne irgendeinen Wurmbiß zum Fallobst gehören solle. Er hob den Kopf, und da sah er zwei dünne Beine, die vergebens nach oben strampelten, denn so alt war der Baum noch nicht, daß sich ein Mädchen, und selbst ein kleines, in ihm hätte verstecken können.

„Schau, daß du herunterkommst“, rief Johannes hinauf, um es dann mit der Überredung zu versuchen. „Geh her, Kleine, sei gescheit, sonst brichst du noch Hals und Beine.“

„So dumm bin ich nicht!“ krächte das Mädchen zurück. „Wenn ich komm’, nachher haust du mich!“

„Warum sollte ich dich hauen?“ fragte Kepler verständnislos.

„Weil ich dir den Apfel auf dein’ Glatzen worfen hab’.“ Johannes fand diese Unterstellung kränkend. „Ich habe keine Glatze“, verwahrte er sich – freilich vergebens.

„Ein’ Glatzen hast, ein’ Glatzen hast!“ kam die junge Dame ins Singen und Wippen, bis Johannes die Kappe abnahm und über seine dunklen Haare fuhr. Es war auch nichts von einer Glatze zu sehen.

„Alles Haar“, sagte er, „siehst es nun?“

Doch jetzt konnte er nur noch die Arme ausbreiten. Das Wippen hatte der Zweig nicht mehr vertragen. Mit einem Krachen kam er herunter und entledigte sich damit seines Quälgeistes, den Johannes nun in Gestalt eines kreischenden Kindes in den Armen hielt. Sieben Jahre mochte es alt sein.

„Tu mir nichts“, schrie sie, „tu mir nichts! Ich schmeiß’ dich auch nimmer.“

„So? Schmeißt mich nimmer? Aber als du oben warst, da machte dir das gar nichts aus“, bemühte sich Johannes um sittlichen Ernst. Und überhaupt: wer die kleine Sünderin denn eigentlich sei, wollte er wissen.

„Was?“ verwunderte sie sich. „Kennst mich nicht, Herr Onkel? Ich bin doch das Reginerl aus der Stempfergasse in Graz. Herrjeh, bist du aber dumm!“

Das sei er wohl, gab er zu, es falle ihm immer so schwer, die Leut' gleich wiederzuerkennen.

„Mußt sie halt besser anschauen“, schlug sie vor. Und außerdem sei sie kein „Leut“, sondern das Rögel!

„Freilich, freilich, ja, siehst du, jetzt weiß ich es.“ Aber so ganz gescheit sei sie auch wieder nicht, sonst hätte sie doch wissen müssen, daß er keine Glatze habe!

Doch damit machte er erst recht keinen Eindruck.

„Das hab' ich doch nur so gesagt!“ klärte sie ihn auf.

„Nur so hergered' hast es? Ist schon recht.“ Nun möge sie ihm aber auch sagen, wo ihre Mutter sei, und nicht bloß „so“, sondern ganz richtig.

Sofort verschloß sich das Kind, wurde scheu, wurde trotzig.

„Ich weiß nicht“, murmelte sie.

„Du, Reginchen, lügen ist Sünde!“ mahnte Johannes.

„Ich sag's nicht, daß du's weißt!“ trumpfte sie auf.

„Warum magst du es denn nicht sagen?“ warb Johannes.

„Weil sie mich sonst schlägt“, belehrte ihn Regina, und das schien auch Johannes ein triftiger Grund zu sein.

„Die Mutter?“ fragte er, nicht sehr erschrocken.

„O nein! Die Mutter haut mich nicht viel, und dann auch nur so ein paar Klapse. „Nein – die nicht.“

Regina dachte, daß der Onkel eigentlich selbst wissen könne, wen sie zu fürchten habe.

Aber was wußte Johannes schon von den häuslichen Verhältnissen in Mühleck!

Falls Frau Barbaras Mutter, die keineswegs eine der Sanften gewesen war, etwas bei der Erziehung ihrer Tochter vernachlässigt gehabt hätte – dem Dienstmädchen Walpurga war nicht vorzuwerfen, sie habe nach dem Tode ihrer Herrin nicht alles etwa Versäumte mit Lust nachgeholt. Noch wenige Tage vor Barbaras erster Hochzeit hatte die Siebzehnjährige sich über Walpurgas Knie legen müssen, und ohne die Heirat wäre mit der Rute kein Ende gewesen. Die Magd kannte keine Bedenken, und ihr Machtgefühl feierte jetzt seine Auferstehung, da das Reginchen in Mühleck und Barbara krank war. Das konnte Johannes alles nicht wissen.

„Magst mir nicht sagen, wo die Mutter ist?“ ermunterte er seine junge Freundin.

„Die Wally haut mich, bald ich's sag'!“ platzte es aus dem Reginchen heraus. „Oh, die ist böß! Magst schauen?“

Damit hatte sie auch schon die Röckchen gelupft und zeigte nun dem Onkel ihre kindlichen Rundungen. Aber nicht zum Spaß! Gesäß und Schenkel waren striemenbedeckt, so daß sich des Johannes, besonders auch angesichts der Jugend des Opfers, ein rechtschaffener Zorn bemächtigte.

„Eine Schande ist das“, sagte er. „So klein wie du noch bist!“

Das Reginchen sah jedoch weniger auf des Johannes guten Willen und mehr auf dessen Logik.

„Wenn ich größer wär', würd' ich mich auch nicht freuen“, verwahrte sie sich gegen alle späteren Aussichten. Sie war eher geneigt, das mannbare Alter eines Mädchens als die Befreiung von den grausamen Birken herbeizusehnen, und überhaupt nicht dafür, noch „klein“ sein zu sollen. In einer mit diesen Wünschen verbundenen Erregung ihres Instinktes ließ sie daher die Kleider wieder fallen und rieb nur noch, um nicht gänzlich des männlichen Mitleids verlustig zu gehen, ein wenig den Ort der Begebenheiten.

Beim Onkel verschmolzen freilich Mitleid und das Interesse am Verbleib der Mutter.

„Hier bist du nun einmal, Reginer!“, sagte er, „und da kannst du sagen, was du willst. Wo du bist, ist auch die Mutter. Gelt?“

„Ich hab' nichts gesagt“, heulte Reginchen jetzt los. „Du darfst es nicht wissen, will die Wally, und mich haut sie, wenn du was erzählst ...“

Johannes nahm die Weinende in die Arme.

„Aber Reginchen, Reginer!“ beschwichtigte er sie. „Ich und erzählen! Weshalb sollt' ich das? Aber dahier in Mühleck ist deine Mutter?“

Regina nickte, und Johannes segnete sich, daß er ein Sacktuch dabei hatte und nun der Kleinen die Nase putzen konnte. Es war keinen Augenblick zu früh. „Und dann lassen sie dich umeinanderstreunen?“

Aber das taten „sie“ durchaus nicht. Als die Walpurga Johannes gesichtet hatte, war es ihr erstes gewesen, Regina einzusperren und sie mit den geheimnisvollsten Strafen zu bedrohen, wenn sie auch nur einen Muck von sich geben würde. Der Übelstand war für Walpurga nur der, daß die Arrestzelle in einem der alten Teile des Hauses lag, das bis zur Dachrinne mit Wein bewachsen war. Das dritte Stockwerk bot dem Fräulein Regina

daher keine Schwierigkeit. Und am Wein konnte sie wieder hinaufkommen. Sie war ja nur ein kleines Mädchen. Wundern mußte sie sich jedoch, daß ein ausgewachsener Mann daran etwas Besonderes fand. Wenn man wolle, sei es doch ganz leicht. Er wolle nur nicht.

Das Naseabputzen aber hatte ihr den Rest gegeben. Jetzt fühlte sie sich beim Herrn Onkel geborgen, und daß er in vielen Dingen nicht auf der Höhe sei, nahm sie nur für ihn ein. Das empfand sie als eine Erleichterung des Verkehrs.

„Ich mag nimmer!“ sagte sie. „Und ich tu es nicht!“

„Was magst nicht?“

„Wieder ‘nauf mag ich nicht. Immer eingesperrt in der Stube. Und dann kommt die Wally und schimpft mich. Ich geh’ mit dem Herrn Onkel“, erklärte sie mit schöner Bestimmtheit.

Johannes bekam einen gewaltigen Schreck. Er dachte an Kindesentführung und verwandte Verbrechen, und er unterschätzte keineswegs die Hartnäckigkeit der kleinen Dame, mit der er sich eingelassen hatte. Das heißt, eigentlich sei es ja umgekehrt gewesen, fiel ihm ein, und dieser Umstand war erst recht nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Wie nun, wenn sie ihm nachliefe – es sei ihr zuzutrauen – und stände plötzlich vor seiner Tür? Daß diese kleine Rotznase ein reiches Mädchen sei, wisse ganz Graz und sogar er. Selbst Jobst Müller habe die Wohlhabenheit seiner Enkelin nicht bestritten, sondern nur die Unantastbarkeit des Vermögens als beklagenswert hervorgehoben. Zehntausend Gulden in bar und dazu noch wertvolle Liegenschaften! Und er – daß Gott erbarm’! – ein Mann mit einhundertfünfzig aufs Jahr. Wie leicht konnte da ein Verdacht entstehen oder auch nur ein Gerede, er wolle das Kind der Familie entfremden? Je unsinniger, um so leichter geglaubt!

Das Allerschlimmste war, daß der so gefürchtete Gedanke, das Mädchen könne vor seiner Tür auftauchen, ihn rührte, und leicht hätte er selber Ursache gehabt, sich des gleichen Sacktuches zu bedienen, das sich beim Reginchen so nützlich erwiesen hatte.

„Aber Reginchen“, stellte er ihr vor, „du mußt doch bei der Mutter bleiben!“

„Die seh’ ich nimmer. Die Wally leidet’s nicht.“

„Und dein Großvater?“

„Der traut sich nicht. Der hält zur Wally, daß sie nur still sein möcht’. Und dann ...“

„Und was: ,und dann‘? Was möchtest du sagen?“

„Ich mag den Großvater nicht. Ich mag dich.“

„Ist schon recht“, stammelte Johannes und zermarterte sein Gehirn nach einem Ausweg, „du magst mich, und ich mag dich ...“

„Siehst du!“ triumphierte Regina.

Wenn Johannes auf die Lügen der Erwachsenen Kindern gegenüber eingerichtet gewesen wäre, hätte er gar keine Schwierigkeiten empfunden, und obwohl er es glaubte, log er auch jetzt nicht, als er sich zu Regina herunterbeugte und die mangelnde Genauigkeit seiner Angaben durch Flüstern ersetzte, das den Glauben an Geheimnisse erwecken sollte.

„Gelt, Reginchen? Ein wenig mußt du halt noch warten ...“

„Warum denn? Meine Puppe nehm’ ich mit.“

Damit nahm das junge Fräulein vom Gras ihre Puppe auf, von der leider das eine zu sagen war, daß ihr ein Arm fehlte.

„Die arme Puppe!“ heuchelte Johannes Schmerz.

„Die Wally hat sie mir wegnehmen wollen, und nachher hat ihr der Arm gefehlt“, lautete Reginas Schlachtbericht. „Kannst ihr nicht einen neuen Arm machen?“

„Ei freilich“, sagte Johannes und schämte sich nur ganz wenig. „So eine Puppe ohne Arm, das siehst du selbst, das ist nichts.“

„Nein!“ bestätigte Regina.

„Aber in Graz, weißt du ... ich könnte dir nicht sagen, ob ich dort für so eine Puppe einen Arm kriegen würde.“ „Wo denn sonst?“

„In Linz wüßt’ ich dir einen, mit dem ich es schaffen könnte“, log er, nun einmal in Lügen verstrickt, munter weiter. „Gehst du nach Linz?“ fragte Regina. „Wenn du es möchtest?“

„Ich möchte meine Puppe mit beiden Armen, gelt?“ bettelte sie.

„Alsdann, weil du es bist ... aber das weißt du auch: derweil ich in Linz bin, kann ich nicht in Graz sein? Und wenn du jetzt mitkäms, wärst du in Graz auch ganz allein, genau wie hier.“

„Nimmst du meine Puppe mit?“ war alles, was Regina fragte.

„Freilich nehm’ ich sie mit“, sagte Johannes und stopfte das Spielzeug in eine seiner Talartaschen, die ganz gewiß nicht für Puppen gemacht waren.

Das machte sich ganz leicht, und Johannes war sehr erstaunt, welches Jubelgeheul und welche wilden Tänze er bei seiner kleinen Freundin auslöste.

„Meine Puppe nimmst mit, meine Puppe nimmst mit!

Wiederkommen mußt, wiederkommen mußt! Jetzt kannst mich nimmer auslassen!“ jubelte sie und tanzte um ihn herum.

Angesichts dieses kindlichen Vertrauens fühlte sich Johannes doch recht beschämt, als er die Kleine zu sich hinaufhob und küßte.

„Und deine Mutter?“ fragte er immerhin noch zur Schärfung ihres Gewissens, als er sie niedersetzte.

Doch nichts wurde geschärft und keine Haltung erschüttert.

„Die Mutter nehmen wir mit“, sagte das Reginchen, und Johannes empfand diese Aussicht gar nicht mehr als so beschwerlich.

VII

Die Unterredung mit Jobst Müller, zu der sich Johannes vor seiner und des Reginchens Begegnung den Zutritt geradezu hatte erzwingen müssen, war so ergebnislos verlaufen, wie er es von Anfang an vermutet hatte. Aber seine Hartnäckigkeit war geweckt worden. Doktor Oberdorfers Meinung war richtig gewesen: Kepler hatte sich in den Fall der Frau Barbara wie in ein mathematisches Problem verbissen, und in einem solchen Fall unterließ er keine noch so umständliche Rechnung, sei es auch nur, um festzustellen, daß sie, wie bereits vermutet, nicht zum Ziele führe.

Das Gespräch mit dem Herrn Müller hatte zu nichts geführt.

Mit der Bauernschlauheit, der er so manchen schönen Erfolg in seinem Leben zu verdanken gehabt hatte, war der Herr auf Mühleck darauf ausgegangen, den unwillkommenen Freier abzuschrecken, und dazu hatte er auch einen Grund gehabt.

Anfangs hatte er tatsächlich seine Zustimmung gegeben. Aber das war im ersten Schreck über den zerrütteten Zustand geschehen, in dem sein zweiter Schwiegersohn mitsamt dem eigenen Vermögen die landschaftliche Baukasse hinterlassen hatte. Müller war um seinen Kredit, der für ihn den Wert von barem Geld hatte, besorgt gewesen und hätte ihn gern durch eine noch so magere neue Ehe seiner Tochter wiederhergestellt. Erst das Dazwischentreten des Landschaftssekretärs Speidel, eines schwäbischen Landsmannes von Johannes, hatte dem Herrn Müller gezeigt, daß alles noch gar nicht so schlimm sei und daß er bei Barbaras dritter Ehe vielleicht die Verluste der zweiten oder die Enttäuschung der ersten oder gar noch mehr wieder herausholen könnte.

Sich einer solchen Möglichkeit zu verschließen, war er der Mann nicht, und daß ihm Johannes nicht unwillkommen gewesen war, kam dagegen für ihn nicht in Betracht. Mit einem Magister und Professor als Schwiegersohn hätte sich auch ein Herr Müller zur Not sehen lassen können. Jetzt aber, da ihm Besseres winkte, verstärkte sich seine alte Abneigung. Einem durchschnittlichen Kirchen- oder Schulmann hätte er ein geringes Einkommen schon nachgesehen – es waren ja die jungen Leute, die damit auskommen mußten. Die Hauptsache blieb immer die Übersichtlichkeit dieser Akademiker. Die taten ihre Arbeit und bekamen dafür ihr Geld – und er ging seinen Geschäften nach, die ihm mehr einbrachten. In seinen Augen

erhob ihn das über die Leute vom Talar, was bei ihm eher ein spöttisches Wohlwollen als das Gegenteil erzeugte.

Bei Johannes dagegen witterte er etwas, das er mit Worten nie hätte sagen können, etwas, das hoch über ihm hinweglebte, eine Überlegenheit, die er schon darum haßte, weil er sie nicht verstand. Es erleichterte ihn nicht im geringsten, wenn er seine ganze Verachtung über Johannes ausgoß, weil er im Grunde selbst nicht an sie glaubte. Seine Witterung für Menschen, der er schon so oft seine Erfolge verdankt hatte – bei Johannes quälte sie ihn nur mit Fragen, die er nicht beantworten konnte.

Die Zeit war danach, daß er sich wegen dieser Ehesache manchmal schon die Frage vorgelegt hatte, ob es nicht geraten sei, sich aus allem mit einem großen Schnitt zu befreien, indem er zum Feind überlaufe, mit anderen Worten, katholisch werde. Doch auch das hatte seine Schwierigkeiten. Beim Heurigen und beim Federweißen sangen die Steierer wohl noch immer die alten Lieder, in denen sie ihr Land priesen und sich selbst. Aber das änderte nichts mehr daran, daß es ein Steierervolk gar nicht mehr gab.

Der Gegensatz von Protestanten und Katholiken hatte die meisten Stammesbindungen bereits gesprengt. An die Stelle der Gemeinschaft waren zwei Parteien getreten, die einander mit unversöhnlichem Haß gegenüberstanden. Es war gleichsam, als bewohnten zwei Völker das Steiererland: Katholiken und Protestanten, die einander kaum noch als Menschen betrachteten. Die einfachsten Selbstverständlichkeiten des Zusammenlebens wurden verleugnet. Und wenn einmal wirklich das Widernatürliche dieses Zustands einzelnen zum Bewußtsein kam, so flüsterten sie sich das heimlich zu, ohne irgendwelche tatsächlichen Folgerungen daraus zu ziehen. Es genügte keineswegs, den Angehörigen der anderen Partei, Katholiken oder Protestanten, jede Gerechtigkeit zu versagen. Sie nicht zu verleumden, nicht gegen sie zu hetzen, galt bereits als Verrat. Selbst gegen die Gegner wurde nicht so gehetzt wie gegen Überläufer und solche, die unter dem Verdacht standen, es zu sein. Von den Kanzeln wurden sie verdammt, und in ihrem bürgerlichen Erwerb wurden sie, wo es nur immer anging, vernichtet.

Wenn die Türken, was nicht ausgeschlossen gewesen wäre, sich des Landes bemächtigt und sich in ihm behauptet hätten, wäre die Lage für Herrn Müller ganz klar gewesen: er hätte sich beschneiden lassen und mit den neuen Herren als guter Moslim seine Geschäfte gemacht. So eindeutig

lag die Sache jedoch nicht. Der Erzherzog, seine Regierung und ein noch immer bedeutender Teil der Bevölkerung waren zwar katholisch, doch der gleiche Platz, den ein Überläufer in seinem früheren Lager besessen hatte, wurde ihm noch lange nicht im neuen eingeräumt.

Für Jobst Müller hätte die Schwierigkeit schon beim Landschaftssekretär Speidel begonnen, der natürlich wie fast die gesamte Landschaft protestantisch war, ebenso wie der übrige Adel auf seinen Gütern und die wohlhabenden Bürger der Städte. Mit der vorteilhaften Heirat für Frau Barbara wäre es dann nichts geworden. Noch hatte es sich für Herrn Müller nicht erwiesen, bei welcher Konfession für ihn mehr heraus schauen würde. Und das zu entscheiden wäre von ihm zuviel verlangt gewesen. Er hatte die Kanzeltiraden im Ohr, ständig die gleichen, und da sie nicht aufhörten, sich zu wiederholen, glaubte er ihnen allmählich.

Mit welchem Unflat aber gerade in Graz protestantische Geistliche ihre Abtrünnigen zu bedenken pflegten, wußte er auch. Davor schützte selbst größte Lauterkeit nicht, und daß Jobst Müllers Lauterkeit so über jeden Zweifel erhaben gewesen sei, hätte kaum einer behauptet, jedenfalls keiner, der ihn kannte.

Wenn er daher um die Sitzung des Kirchenrates gewußt hätte, die bereits im Gange war, so hätte das seine Behaglichkeit entschieden gestört.

In Ansehung dessen, was dem Herrn Müller noch bevorstand, war Johannes nicht viel besser daran. Er wartete im weißgetünchten Vorzimmer und hörte nur das Murmeln der Stimmen. Jetzt mußte seine Sache anstehen. Oberdorfer hatte es gesagt, als er herausgekommen war, sein Wasser abzuschlagen. Und es stehe gut mit seinem Freund Kepler, hatte er hinzugefügt und dabei aufmunternd gelächelt.

Johannes ärgerte sich über dieses Lächeln. Was die da drinnen wohl wissen von dem, was gut für ihn sei! dachte er. Sei er sich darüber selbst doch nicht klar! Frau Barbara sei auch nicht da. Nun ja, vermutlich habe man ihr die Vorladung unter ihre Tür in der Stempfergasse geschoben. Da liege sie nun, während Frau Barbara immer noch in Mühleck sei.

Als er es sich vorstellte, daß er hier mit ihr und womöglich mit ihrem Vater hätte zusammenstoßen können, beglückwünschte er sich, nichts von Mühleck gesagt zu haben. Auch er saß ja nur hier, weil er mußte. Nach den Erfahrungen, die ihm in Tübingen nicht erspart geblieben waren, konnte er sich nicht auch noch eine Unstimmigkeit mit dem Grazer Kirchenrat leisten. Das hätte ihm zeit seines Lebens Schwierigkeiten im ganzen

protestantischen Deutschland einbrocken können ... sonst wäre er vielleicht doch noch ausgerissen.

In einem aber war er Oberdorfer und Osius gegenüber fest geblieben. Er hatte nicht beantragt, das Kirchenregiment möge den Vollzug des Verlöbnisses, also die Heirat, verfügen, sondern nur: es möge ihn vom Verspruch entbinden und ihm damit seine Freiheit zurückgeben. Es war dies eine klare Kundgebung, daß er sich einer Familie nicht aufdrängen wolle, die ohne irgendwelche Gründe Schwierigkeiten mache und jede Zusammenkunft zwischen seiner Braut und ihm zu verhindern wisse. Außerdem war der Antrag auch juristisch geschickt. Der Kirchenrat konnte ihm stattgeben – dann hatte der Professor Kepler nicht nur gesiegt, sondern jedermann mußte auch zugeben, daß es unbillig sei, ihn einseitig mit der Aussicht zu binden, daß Jobst Müller, falls sich dessen andere Pläne zerschlugen, jederzeit auf den Stiftslehrer als den Heirater seiner Tochter zurückgreifen könne.

Auch in anderer Hinsicht hatte sich in diesem Antrag die biblische Klugheit der Schlange mit der Sanftmut der Taube vorbildlich vereinigt. Der verlassene Bräutigam äußerte keine eigenen Wünsche. Mit seiner Freiheit würde seine Braut die ihrige ebenfalls wiedererlangen. Sollte der Kirchenrat dagegen von sich aus zu der Auffassung gelangen, daß die Gründe der Braut erst erkundet und geprüft werden müßten, weil es seiner Würde nicht angemessen sei, etwa nur unter weibliche Launen sein Siegel zu setzen – dann würde das für den jungen Gelehrten ein noch weit größerer Sieg über den Mühlenherrn sein. Beim Kirchenrat half dem Herrn Müller sein Reichtum nicht viel. Jetzt konnten besonders die Herren von der Kanzel den Emporkömmling entgelten lassen, daß er sich von der Kirche immer gerade nur das hatte entwinden lassen, was zu geben ohnehin seine Schuldigkeit gewesen war. Demgegenüber würde das verletzte Standesbewußtsein der Akademiker wohl mehr zu sagen haben als ein Reichtum, von dem die Herren nur wenig hatten.

Johannes war nach allen Seiten gesichert. Für die christliche Demut, die eine Backe hinzuhalten, weil die andere auch schon ihren Schlag weghabe, dachte er zu sauber, und vielleicht hätte Jobst Müller seine Meinung geändert, wenn ihm bekannt gewesen wäre, was für ein guter Kämpfer Johannes sein konnte. Nicht die geringste Blöße war an ihm zu finden. Sogar daß Herr Jobst von dieser ganzen Verhandlung nichts wußte, war nur dessen eigene Schuld, eine Folge von Barbaras Entführung nach Mühleck.

Dennoch fehlte dem jungen Bräutigam jegliche Gelassenheit, die er allem Anschein nach hätte haben können. Wie schon oft in den letzten Tagen und Wochen, befand er sich in einem Zustand von Panik. Er war noch jung genug, um sich einzubilden, daß er mit Graz alle diese lästigen Verwicklungen, deren er so müde war, hinter sich lasse. So ganz klar war er sich eben nicht, daß an den Grazer Bedrängnissen auch Tübingen seinen Anteil habe und daß er alles mitnähme, wohin er auch ginge, möge er wollen oder nicht. Im Augenblick war er nur von dem einen durchdrungen, nämlich daß die Männer jenseits der Tür im Begriff seien, sein Leben in eine Bahn zu leiten, die es künftig bestimmen würde. Für den Fall, daß der Kirchenrat sich damit begnügen sollte, ihn von allen Verpflichtungen loszusprechen, hielt er seine Tage in Graz für gezählt. Noch schienen ihm die Welt weit, ihre Möglichkeiten vielfältig zu sein, noch glaubte er, daß es ihm beim Erfolg seines Buches ein leichtes sein müsse, an irgendeiner Universität eine Professur zu erlangen. Denn wo sei sonst noch ein Gelehrter, warf er in seinen Gedanken die Frage auf, der in jungen Jahren schon so entscheidende Einfälle gehabt habe, die der Astronomie neue Ziele setzten? Sachlich überschätzte er sich mit dieser Frage durchaus nicht. Aber daß gerade in dieser Gesellschaft jedes Abweichen vom Mittelmaß den Zugang zu Ämtern und Würden erschwere, hatte ihn seine Begabung nicht gelehrt. Und doch war es so naheliegend, daß alle, denen außergewöhnliche Leistungen versagt waren, ihre Pfründen vor denen verteidigten, die sie mit greifbaren Ansprüchen zu erstürmen gedachten.

Hätte Johannes das alles erkannt, so würde ihm eine etwaige Heirat nicht diese jähe Angst eingejagt haben, die Angst des Fuchses vor den Hunden. Graz aus eigenem freien Willen verlassen könnte Johannes dann nicht mehr. Hier besaß Barbara liegende Gründe, ihren Freundeskreis, und hier halte sie ein beträchtliches väterliches Erbe zu erwarten.

Obwohl der steierische Standesherr Baron Grönbüchl sich als kaiserlicher Hofrat mehr in Prag als auf seinen Gütern in der Steiermark aufzuhalten pflegte, hatte man ihm gerade für diese Sitzung des Kirchenrates den Vorsitz zugeschanzt. Wegen seiner Weitläufigkeit und Geschäftsgewandtheit war das geschehen, und Jurist war er außerdem auch noch. Der Kirchenrat war als Ausschuß der Gemeinde nämlich keineswegs nur eine Angelegenheit der Herren Pastores, wenn sie auch mit ihren weißen Mühlstein krausen zahlreich und preislich dazwischensäßen – im

Prinzip konnte jedes Gemeindemitglied Kirchenrat werden. Ein hoher Standesherr freilich oder einer der beamteten Herren Akademiker kamen leichter dazu als ein biederer Handwerksmeister, und für Leute aus den Ständen der Gesellen, der Handlungsdiener oder gar der Lohnarbeiter wäre es Vermessenheit gewesen, davon auch nur zu träumen. Am Langtisch saß also lebend etwa die gleiche Gesellschaft, wie sie im Bilde ernst und steif, immer aber dunkel und aus schwarzem Rahmen von den weißen Wänden auf die Nachfahren herniederstarrte. Viele Talare und dazwischen als Degenmänner und bunte Paradiesvögel die Kavaliere. Nicht alle trugen sich so puritanisch wie der Landeshauptmann Herberstein, und wenn allerdings auch der Freiherr auf Grünbüchl und Strehau ebenfalls in Schwarz dem Rat präsiidierte, so war es doch das der spanischen Hoftracht mit dem hinten hochstehenden weißen Spitzenkragen, wie sie ihm als einem Rat kaiserlicher Majestät zukam.

Man war beim letzten Punkt der Tagesordnung angelangt, dem heikelsten, wie der Hofrat genau wußte; aber gerade deswegen richtete er in einem Ton, als sei man eigentlich schon fertig, an die Versammlung die Frage, ob man den Fall denn überhaupt noch behandeln solle, da ja nur eine der beiden Parteien erschienen ... Aber nicht einmal abschließen konnte er seinen Satz, so viele Stimmen erhoben sich dagegen, und nicht nur die des Doktor Oberdorfer und des Pfarrers Osius. Man solle verhandeln! Die Müllerin sei ordnungsgemäß geladen! Die Sache wachse sich zu einem Skandal um aus!

Es war einer der seltenen Fälle eingetreten, in dem allzu brutal vorgehender Besitz einen Widerstand hervorgerufen hatte, mit dem im allgemeinen nicht zu rechnen gewesen wäre. Vielleicht hätte der Baron Grünbüchl den Einspruch gegen die Beendigung der Sitzung noch abwürgen können – wenn er ihn nicht selbst hervorgerufen hätte. Er betrachtete es als höchste Verhandlungskunst, sich zu dem erst drängen zu lassen, was er von vornherein angestrebt hatte.

„Aber meine Herren“, sagte er jetzt, „ich fragte ja nur“, um sich dann gegen diejenigen zu wenden, die wie der Landschaftssekretär Speidel noch eine Abstimmung verlangten: „Abstimmen lassen kann ich nicht“, wehrte er ab. „Auf dem Tagessatz steht es, und auf Begehr muß ich verhandeln, und wenn es ein einziger möchte“, schloß er mit Nachdruck.

Die „Parteien“ wurden also hereingerufen, doch sie bestanden eben nur allein aus Johannes. Der freilich fühlte beim Anblick der Versammlung, wo

es um Rede und Gegenrede gehen würde, wieder festen Boden unter den Füßen. Sogar ein Gegner zeichnete sich bereits im Landschaftssekretär Speidel ab, dessen Wortmeldung aber zurückgewiesen wurde. Zuvor wollte der Baron den Antragsteller vernehmen.

Das geschah denn auch, und zwar auf eine sehr gemütliche Weise. Mit einem verständnisvollen Lächeln bedachte der Kavalier die lange Abwesenheit des Herrn Professors von der Frau Liebsten, gab sie ihm doch die erwünschte Gelegenheit, seinen eigenen Abstand von der barbarischen Geistesverachtung seiner junkerlichen Standesgenossen zu bekunden. Der Herr Professor habe sich ja nicht aus Willkür so lange verzogen, sondern zugunsten seines Buches, über dessen wissenschaftliche Bedeutung er, der Baron, bereits von Tübingen aus unterrichtet sei. In ähnlicher Weise ließ er ein Bild der Vorgeschichte erstehen.

Der Professor Johannes Kepler habe sofort nach seiner Rückkehr die Wohnung seiner Verlobten aufgesucht, dort aber nur von den Nachbarn erfahren, daß Frau Barbara mit ihrer Tochter fort und ihr Aufenthalt nicht bekannt sei. Darauf sei er aus eigenem Entschluß nach Mühleck zum Brautvater gefahren, der das Verlöbniß für aufgelöst erklärt habe.

„Und auf Mühleck war sie auch nicht, die Frau Barbara?“ fragte Grünbüchl.

Mit dieser Frage hatte Johannes gerechnet. Unverweilt und ohne Regina zu erwähnen, erklärte er denn auch, daß der Herr Müller die Anwesenheit seiner Tochter in Mühleck bestritten habe, und im übrigen könnten Doktor Oberdorfer und Pfarrer Osius des Müllers Absicht, das Verlöbniß aufzulösen, bestätigen.

Was denn auch geschah.

Dabei gelang es jedoch Herrn von Grünbüchl als einem guten Juristen, eine wichtige Tatsache herauszuschälen: Frau Barbara habe nichts von ihrem eigenen Willen verlauten lassen. Die Mitteilung von den väterlichen Absichten sei nur unter Tränen aus ihr hervorgekommen. Wenige Tage vor dem Verschwinden der jungen Frau aus der Stempfergasse habe sich das gegenüber dem Herrn Osius ereignet.

„Ganz spaßig“, meinte Grünbüchl dazu, „und ich dachte, daß die Braut den Herrn Kepler nicht mehr möchte. Schaut aber gar nicht so aus.“

Sicher hätte Osius noch gar manches hinzugefügt. Aber dazu kam er nicht. Denn nun hielt Stephan Speidel es an der Zeit, einzugreifen, so sehr Standesherr der Präses dieser Versammlung auch sein mochte.

Ausgesucht hätte sich der Speidel das nicht. Im Gegenteil. Er betrachtete diesen Umstand als Beweis der abgefeimten Heimtücke des hergelaufenen Kepler. Daß er selbst ebenfalls aus Schwaben gekommen war, störte ihn nicht. Es war ja auch nicht zu bestreiten, daß fast alle, die irgend etwas bei den steierischen Ständen erstrebten, insbesondere also deren Angestellte, es für ratsam erachteten, sich vorher um die Gunst des Herrn Landschaftssekretärs Speidel zu bemühen, was bei dem etwas dicklichen Schwaben mit dem grauen Vollbart und der mehr breiten als hohen Stirn allmählich eine sehr große Meinung von seiner eigenen Wichtigkeit erzeugt hatte.

Ganz unschuldig und völlig uneigennützig sei er in diese Sache hineingeraten, war seine Überzeugung.

Tatsächlich hatte der junge Professor Kepler ursprünglich zu Speidels Schützlingen gehört. Mehr als Schmeichelei für den reichen Müller war die Äußerung des Landschaftssekretärs gedacht gewesen, daß sich für die hübsche Tochter eines so angesehenen Mannes wohl noch eine stattlichere Verbindung finden lasse als die mit einem geringen Schulmeister. Konnte er wissen, daß Müller ein hingeworfenes Wort gleich ernst nehmen würde? Und brauche dieser Kepler, dieser armselige Hering, dachte Speidel, deswegen gleich zu Einem Ehrsamem Kirchenrat laufen und ihm, dem Herrn Speidel, dadurch Scherereien bereiten? Habe es einstecken sollen, wie sich das gehöre, der Kepler – vielleicht hätte man ihm wieder einmal aus landschaftlichen Mitteln so Stücker zwanzig Gulden zukommen lassen für einen Kalender oder so etwas. Unbedingt müsse etwas geschehen! Gerade bemächtigte sich schon einer der standesherrlichen Beisitzer, so ein Nichts von Junker, des Kalenders.

„Und dann der Kalender“, sagte der Mann. „Nachher weiß man doch, wo und wie! Wann das Vieh auszutreiben, wann was zu wagen und wann sich in acht zu nehmen. Da könnt Ihr mir erzählen, was Ihr wollt. Ich bin für die Wissenschaft.“

Und dabei habe die Barbara dem Doktor und dem Pfarrer auch noch was vorgeheult! wütete Speidel in sich hinein, als wenn dem armen Ding die Tränen eigens für den Kirchenrat gekommen seien.

„Haltet zu Gnaden, Herr Baron“, sagte er nun mit Verneigung vor Grünbüchl, „eine eigene Meinung täte einer sittsamen Tochter gar nicht anstehen. Es genüget, wenn der Herr Vater eine Meinung hat. Es wäre doch wunderlich, wenn ein geistlicher Herr wie unser Diakonus von der

Stiftskirche nicht daran denken sollte, wie es in der Bibel geschrieben steht: Ehret Vater und Mutter ...“

„In allen Dingen, so recht sind!“ rief Osius dawider.

„Was recht ist, bestimmt der Vater!“ wehrte Speidel sich wacker.

Zu seinem Schmerz bekam es ihm schlecht. Osius verspürte Auftrieb, was ihm das Maul schärfte.

„Wenn ein Vater zu seinem Kind sagt, es solle rauben und morden, kann das ein christliches Wesen sein? Ich glaub’, der Herr Sekretär wär’ dann auch dafür, das Kind mit dem Vater am gleichen Galgen aufzuhängen.“

„Wer hat etwas von Rauben und Morden gesagt?“ rief Speidel ganz verzweifelt über eine so unerbittliche Logik.

„So weit davon ist Ehebruch nicht“, gab Osius zurück. „Die Ehe ist ein Sakrament, und ein Verspruch ist so gut wie eine Ehe. Ein Verlöbnis ohne allen Grund lösen – das ist eine schwere Sünde, mein Lieber, vor unserm Herrgott. Oder weiß der Herr Sekretär den Grund zu nennen, warum die Barbara Müllerin den Professor Kepler nicht freien sollte?“

In seinem Innern verfluchte Herr Stephan Speidel die heulende Barbara, die Schamlose!, den Doktor Oberdorfer, der so genau draufschaun mußte, mehr noch den Pfarrer und am meisten den armen Johannes. Nur sich selbst verfluchte Herr Speidel nicht. Das verbot ihm der Respekt, den er vor sich hatte.

In diesem Respekt konnte ihn auch der Umstand nicht beirren, daß die Stimmung gegen ihn war. Wenn der Osius sich wild zu werden getraute, dann heiße es Obacht geben und die feinsten Töne anschlagen. Auch war ihm allmählich aufgegangen, daß – wenn es mit der besseren Heirat für die Barbara nichts würde und Kepler von seinem Wort entbunden sei – man ihn, den Herrn Speidel, mit der Verantwortung belasten könnte. So wandte er sich also unmittelbar an Johannes.

Und der Herr Professor müsse ihm doch bezeugen, daß er ihm stets freiwillig zugetan gewesen sei und dessen Anliegen bei der Landschaft in gegebenen Fällen stets mit Kraft vertreten habe. So möge es ihm denn vergönnt sein, dem jungen Freund einen Rat zu geben: „Ich mein’ alleweil, das beste wäre, Ihr würdet nicht erst lange diskutieren. Die Müllerin, ob sie nun geflennt hat oder nicht, hat Euch nicht sehen wollen. Das müßt Ihr doch zugeben. Aber statt nun zu tragen, was Euch auferlegt ist, macht Ihr Euch Unkosten und fahrt nach Mühleck zum Vater. Und was ist? Nichts ist. Der

Herr Vater sagt Euch ein gleiches wie Eure beiden Beschickherren, Eure Brautbitter Oberdorfer und Osius. Und wo die Müllerin verweilt, wißt Ihr erst recht nicht zu sagen. Das ist doch alles nur zum Lachen! – Aber was tut Ihr? Mit Eurem Antrag beim Kirchenrat bringt Ihr alles noch extra unter die Leute. Zieht ihn zurück, Euren Antrag, Herr Kepler! Könntet Euch doch selbst sagen – der Herr Müller ist ein vermöglicher Mann, und das Verhandeln vor dem Kirchenrat kann ihn doch nur verdrießen, wenn er davon erfährt.“

Aber auch damit erzielte der Herr Landschaftssekretär nur geringen Beifall. Selbst ein Weiterreden – und er hatte noch einiges zu sagen – erschien unrätlich. Speidel schwankte, ob er gegen das allgemeine Durcheinander nicht seine kräftige Stimme einsetzen solle, aber da war es schon zu spät. Rektor Regius, ein langer, dürrer Mann und alles andere als ein guter Redner, hatte die Gelegenheit bereits wahrgenommen.

„Ihr edlen, frommen und gelehrten Herren“, sagte Regius, „es ist männiglich bekannt ... ich möchte sagen: ich bin Rektor der Stiftsschule, Herr Kepler aber will keine Autorität anerkennen ...“

„Bitte schön, Herr Rektor“, meinte der lächelnde Grünbüchl, „wenn es Euch nichts ausmacht, sprecht ein bißchen zur Sache.“

Aber er hätte sich diese Bemerkung sparen können. Regius hatte seinen eigenen Weg, und von dem brachte ihn niemand ab.

„Bin dem Professor Kepler nicht freund, könnte ich wirklich nicht sagen“, fuhr er also fort, „aber in dieser Sache ist ihm Schande angetan. Ihm, der Schule und, wenn man es bedenkt, uns allen.“ Allmählich kam Regius in Fahrt, und gerade mit ihm hatte der arme Speidel als Bundesgenossen gerechnet! „Verspruch und dann keine Hochzeit ... ohne jeden Grund, ihr Herren ... ich sag’, wie es ist: Es ist eine Schande“, beteuerte er nochmals mit Betonung jeder der feinen schriftdeutschen Silben. „Ist eine schwere Zeit. Die Evangelischen sollten zusammenhalten und nicht Spott der Papisten aufbringen gegen sich.“

„Gerade das mein’ ich ja!“ fiel Speidel sofort ein: „Nicht erst lange diskutieren, hab’ ich gesagt, daß nicht etwa ein großes Geschrei auskommt; es könnte für uns Protestanten unreputierlich sein, vielleicht gar gefährlich, so man die Zeitläufte anschaut. Zurückziehen den Antrag, sag’ ich, sonst wär’ es gefehlt!“

„Habt Ihr es gehört, Herr Kepler“, rief der Präses dem Magister zu, „der Speidel möcht’ einen Rückzieher von Euch.“

Es war das erste Wort, das Johannes vergönnt wurde; dafür wußte er jetzt aber auch, daß seine Sache mehr Freunde im Kirchenrat hatte, als er sich hätte träumen lassen. Das machte ihn jedoch nur noch vorsichtiger, und so beschränkte er sich auf die Bemerkung, daß es ihm recht und billig erscheine, vom Verspruch gelöst zu werden – könne doch ein Mann nicht an ein Weib gebunden bleiben, das dessen Vater einem andern bestimmt habe, gleichsam nur als ein Ersatzbräutigam für alle Fälle.

„Weswegen ein anderer?“ dröhnte aber Grünbüchl. „Eben das möchten die Herren wissen.“

„Das ist schon leicht zu wissen, Herr Baron, wenn man den andern anschaut. Ich kenn’ ihn nicht; aber er soll ein wohlhabender Mann sein. Und dann seht mich an, der ich in einer geringen Stelle um geringen Lohn diene.“

„Das ist es ja, was ich sage!“ bekräftigte Speidel.

„Ohne einen Heller ist der Müller als ein Mühlengesell ins Land gekommen!“ hielt Regius dagegen. „Dann erst hat er der Barbara Mutler, die Mühlentochter, geheiratet. War selbst ein armer Schlucker damals!“

Für Johannes war das ein Stichwort, auf seine eigene geringe Herkunft hinzuweisen. Doch das half ihm gar nichts. Regius zog Keplers Vatersvater, den Bürgermeister in einer Reichsstadt, ans Licht und dann noch dessen Muttervater, den Schultheißen im Württembergischen.

Das seien alles keine Gründe, meinte Grünbüchl zwar; aber er sagte es so, daß Johannes schließlich der einzige war, der für den Herrn Müller noch ein gutes Wort fand.

„Verstehen kann ich es schon“, meinte er, „daß ein Vater seine Tochter besser versorgt sehen möchte als bei mir.“

Den meisten war diese Bescheidenheit des jungen Gelehrten gar nicht recht, und sie schmunzelten, als Grünbüchl mit der Skepsis des Weltmannes meinte:

„Klingt ja ganz schön und edel, Herr Kepler. Vielleicht seid Ihr jedoch nur froh, wenn aus der ganzen Geschichte nichts würde?“

Johannes dachte an Barbara – und ans Reginerl bestimmt nicht weniger, doch leider dachte er auch an Herrn Müller. Aus eigener Kraft konnte er sich aus diesem Wirbel der Wünsche und Befürchtungen zu einem Entschluß nicht durchringen, und so war es ihm nicht unlieb, andern die Entscheidung zu überlassen.

„Zieht den Antrag zurück“ dröhnte Speidel.

Johannes aber schüttelte den Kopf.
„Ich nehme, was kommt“, sagte er.

VIII

Der Freiherr zu Grünbüchl und zu Strechau war – soweit ein großer Mann, wie er, einen Magister Kepler überhaupt bemerkt hatte – Johannes nicht abhold gewesen. Ein größeres Interesse hatte er jedoch erst während der Verhandlung vor dem Kirchenrat für ihn gewonnen.

An Aufsichtsorganen fehlte es der Stiftsschule nicht und damit auch nicht an sehr verschiedenen Beurteilungen Keplers. Da waren zuhächst die „Verordneten“, der aus den Standesherrn und den Stadtbürgermeistern gewählte Schulausschuß der Landschaft, der sich allerdings mehr den Geldfragen als den inneren Verhältnissen widmete. Zu der letzten Aufgabe fehlten diesem Ausschuß auch die Fähigkeiten. Die Unwissenheit der adeligen Landjunker war kaum zu überbieten, und an Haß gegen die Wissenschaften gaben sie dem ehemaligen Müllergesellen auf Mühleck nichts nach. Offenbar müsse es einen Landschaftsmathematiker geben, war die Meinung ihrer Kreise, und im übrigen hielten sie sich an Johannes' Kalender, deren erster auf das Jahr 1595 wegen einiger geglückter Vorhersagen ein Erfolg gewesen war. Nein – über seine Standesgenossen gab Grünbüchl sich keiner Täuschung hin.

Als erstes hatte des braven Rektors Regius Wut auf den Mathematiker sein Interesse für Johannes geweckt. Aber zwischen den Verordneten und dem Rektor gab es noch die Schulinspektoren, zu denen auch Doktor Oberdorfer gehörte. Für die Beurteilung der Lehrenden waren sie entscheidend.

Im Fall des Professors Kepler gab es allerdings einen ziemlich entmutigenden Übelstand: eigentlich brauchte die Schule gar keinen Mathematiker. Mit dieser Wissenschaft wußten die Adels- und Bürgersöhne nichts anzufangen, und daher kam es, daß sich Johannes im ersten Jahr nur weniger Mathematikschüler erfreuen konnte und im zweiten keines einzigen mehr. Er war kein Lehrer, der den spröden Stoff den zaudernden Schülern anziehend darstellen konnte. Auch bei seinem „Mysterium Cosmographicum“ hatte Maestlin es ihm wieder sagen müssen, daß er zuviel bei den andern voraussetze und sich einer einfacheren Sprache befleißigen müsse, wenn er in einem größeren Kreis verstanden werden solle. Was war ihm übriggeblieben, als den Unterricht auch in anderen Fächern zu übernehmen?

Unter diesen Umständen hätte Schlimmeres geschehen können als der Bericht, den die Inspektoren vor kurzem an die Verordneten geliefert hatten. Er lautete:

„Magister Johannes Keplerus hat sich anfangs perorando, hernach docendo vnd dan auch Disputando dermaßen erwiesen, das wir anders nit iudicieren khönnen, dan das Er bey seiner Jugend ein gelehrter vnd in moribus ein bescheidner vnd diser Einer Ersamen Landschafft Schuell allhie ein wohlanstehender Magister vnd professor seie.“

So stand es da.

Es war der Bericht über einen wackeren Durchschnittslehrer gewesen, der vielleicht nicht mehr im Kopf hatte, als unter allen Umständen seinen kargen Posten zu behalten. Grünbüchl, der die Akten kannte, lächelte, als er daran dachte. Er glaubte sich besser auf Johannes zu verstehen, und wenn er recht hatte, war das für ihn von größerer Bedeutung, als ein Außenstehender annehmen konnte.

Er war nicht nur Standesherr, sondern auch ein studierter Mann, kaiserlicher Rat war er. Seine Klugheit ließ ihn nicht vergessen, daß er seine Wurzeln in der Steiermark hatte. Dennoch befaßte er sich mit den Grazer und steierischen Verhältnissen immer nur mit einer gewissen Herablassung. Seine eigentliche Welt war der kaiserliche Hof, war Prag, das goldene Prag mit dem Hradschin und im Hradschin ein römischer Kaiser deutscher Nation. Es mochte glänzendere Hofhaltungen in Deutschland geben als die des zweiten Rudolf; aber es gab nur eine kaiserliche, und das Haus Habsburg war trotz Türken und anderen Widrigkeiten nun einmal das mächtigste. Nein – der Freiherr von Grünbüchl hätte sich schwerlich entschließen können, allein ehrenhalber einem anderen Geschlecht zu dienen, stellten die Habsburger doch auch seiner eigenen Heimat die Fürsten.

Und gerade bei Kaiser Rudolf, dem etwas verschrobenen, aber zweifellos auch gelehrten Menschen, stand von allen Wissenschaften die Astronomie obenan. Wenn dieser Umstand aus Grünbüchl, der ein guter Jurist war, auch keinen Astronomen machen können, so war er doch mit den Grundlagen dieser Wissenschaft genügend vertraut, um erkannt zu haben, daß der junge Kepler überraschend neue Gedanken habe. Mehr als Vermittler dieser Gedanken konnte Grünbüchl zwar nicht werden, doch das konnte schon genügen, um ihn in der Gunst des Monarchen zu befestigen, wenn es ihm gelang, dessen Interesse für die Keplerschen Ideen zu wecken.

Diese Erwägungen und ein gewisses natürliches Wohlwollen für Johannes hatten den Freiherrn veranlaßt, dessen Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen, nicht ohne dem Herrn Landschaftssekretär Speidel die Geheimhaltung der Verhandlung, über die ohnehin nicht gesprochen werden durfte, mit Ernst nahezulegen.

„Ein Briefel dürfte auch nicht früher in Mühleck sein, als wir es sind“, wandte er sich jetzt an Doktor Oberdorfer.

„Keine Angst, Gnade, der Speidel getraut sich nicht, daß er dem Müller schreibt. Und täte er es, der Brief käme zu spät.“

Auf der harten Straße klapperten die Hufe von Pferden. Vier Männer saßen darauf: ein Reitknecht und drei Herren. Der dritte war Pfarrer Osius.

„Wer sind denn die?“ fragte Jobst Müller, und obwohl er allein war, sagte er es laut. „Walpurga!“ schrie er dann zur Tür hinaus, um sich gleich wieder dem Fenster zu nähern. Von dort konnte er die Männer beobachten, deren Einkehr – und offenbar war dies die Absicht – ihm wegen der herrenhaften Ausstattung der Einkehrenden schmeichelte. Und jetzt konnte er es genau ausmachen: dem Knecht baumelte ein Hirschfänger an der Seite; aber die Herren trugen Degen, Oberdorfer als Inhaber des Doktorgrades aus eigenem Recht und Osius, obwohl in der Schaubе, um den Gefahren der Landstraße zu begegnen. Der Arzt hatte sogar die Robe des Mediziners abgelegt und entfaltete nun mit hohen Sporenstiefeln, Spitzenkragen und Stulphandschuhen ganz unverhüllt Kavalierspracht; denn bei dem guten Wetter lag der Mantel eingerollt hinter ihm.

Walpurga schlurfte herein.

„Was soll es denn, Herr?“ fragte sie nicht gerade aufmunternd.

„Frag nicht so dumm! Da kommen Leute. Schick den Kaspar, daß er die Gäule versieht. Und du fragst nach den Namen ...“

„Der eine ist der Doktor Oberdorfer ...“

„Nach dem Namen sollst fragen!“ brauste Müller auf. „Ob du sie kennst oder nicht. Und dann sagst, daß du schauen willst, ob ich da sei. Verstanden?“

„Wenn der Herr Müller glaubt, daß die Leute glauben ... Ich mach', wie es, der Herr mir anschafft.“

„Dann tummle dich!“

Tatsächlich tummelte die Walpurga sich, so gut sie konnte, und das war, wenn sie nur wollte, gar nicht so wenig. Deswegen war sie vom Erfolg ihrer

Bemühungen durchaus nicht überzeugt. Sie hatte oft genug erlebt, daß alles Müllersche Streben nach Vornehmheit, wenn überhaupt, nur bei Leuten Erfolg hatte, die unter dem Herrn Müller standen, oder bei denen, die etwas von ihm wollten. Unter dem Herrn Müller standen die Ankömmlinge nicht. Walpurga hatte ebenfalls aus einem Fenster geschaut und das feststellen können. Fragte sich also nur noch, ob die Leute was vom Hausherrn wollten. Nun, das würde sich weisen.

Ja, der eine sei der Oberdorfer, überzeugte sich Müller, und, mit oder ohne Degen, ein Mann, den er kommen lassen könne, sofern er ihn nur bezahle! Als wenn Gut und Mühlen und Geld in allen möglichen Geschäften nicht mehr Achtung und Ansehen verdienen als das Beschauen und Beriechen von Leibeswässern und Dreck! Ein Doktor – was sei das schon? Wenn er, Jobst Müller, zeit seines Lebens nicht so viel Bedeutenderes zu tun gehabt hätte – dreimal hätte er den Dokortitel erstudiert! Aber nun habe so ein Pflasterkasten das Recht auf einen Herrendegen, und ein großer Mann, wie er selbst, könne ein Langmesser umgürten wie ein Knecht.

Immerhin: drei stattliche Männer, die da zu ihm kamen. Herren! dachte Müller. Und wollen würden sie schon einiges von ihm. Vielleicht auch bringen? Könnte schon möglich sein. Nicht das kleinste Ehrenamt habe er in der Gemeinde, und es wäre schon möglich, daß sie auf die Dauer ohne den reichen Jobst Müller nicht auskommen könnten, jetzt, da die Zeiten so schwierig seien. Und etwas Kleines sei es gewiß auch nicht. Man lasse ihn nicht kommen, sondern man komme zu ihm. Und gleich drei Mann hoch – drei Herren.

Wenn sich Jobst Müller in diesem Augenblick ganz genau erforscht hätte, würde er gefunden haben, daß er gar nicht so schlechter Laune war, wie er dachte.

Ein Blick in das Zimmer, in dem er die Gäste empfangen wollte, bestärkte ihn in diesem Zustand. Herr Jobst halte Glück gehabt mit dem jungen italienischen Künstler, der in Schwierigkeiten geraten war und um kaum mehr als für das Essen und Trinken und das Geld zur Rückreise Decke und Wände mit Stuck verziert und dem Hausherrn bei der Auswahl der Tafelbilder geholfen hatte. Jeder der angedeuteten Pfeiler trug einen Kerzenhalter, bei dem sich die Flammen in Messingschilden spiegeln sollten, was jetzt die Sonnenstrahlen übernahmen, die sich auch in den geschliffenen Glasprismen des venezianischen Kronleuchters vielfältig

brachen. Auf dem Estrich lagen echte Wollteppiche. Sie waren Gelegenheitskäufe wie die Brokatbespannung der Armsessel aus Olivenholz – alles aus Türkenbeute und an der ungarischen Grenze wohlfeil erstanden. Die Platte des runden Tisches war aus italienischem Marmor. Und jetzt brachten zwei der jüngeren Mägde im Glanz reiner Schürzen Gläser und Wein, was Herrn Jobst Walpurgas Brauchbarkeit zu bestätigen schien. Allerdings nicht für lange, schon im nächsten Augenblick enttäuschte sie ihren Herrn aufs tiefste. Sie hatte die Namen der Herren erfragen und dann „nachschaun“ sollen, ob Herr Müller „da sei“. Doch das mißlang ihr.

Wäre Gerechtigkeit in Herrn Müller gewesen, so hätte er wenigstens ihre Tapferkeit zu rühmen gewußt, aber der Mißerfolg kann auf Gerechtigkeit nicht zählen, und in Herrn Müller war keine. An zwei Türen zu ebensovielen Zimmern war Walpurga bereits sanft, aber bestimmt beiseite geschoben worden, und jetzt verteidigte sie den Eintritt durch die dritte, die das Prunkgemach von weißem Stuck, spiegelndem Messing, funkelndem Kristall und den leuchtenden Farben bunter Teppichwiesen erschloß.

„Müh dich nicht, altes Mädchen“, sagte Grünbüchl, der mit der Art seines Eintritts die der Unterredung bestimmen wollte, „nicht soviel Umstände! Wir finden deinen Meister schon.“ Damit stand er im Zimmer und die beiden andern mit ihm. Was halfen der Wally nun ihre Gesten der Verzweiflung zum Herrn Müller hinüber? „Siehst es?“ lachte Grünbüchl. „Hier ist unser Meister Müller, und da ist auch schon der Wein!“

Bei diesen Worten bemächtigte sich Schmerz des Müllerschen Antlitzes. „Meister“ hatte der Herr zu ihm gesagt, und das in seinem eigenen Schloß und in einem Raum, von dem er sich schmeichelte, daß er der modischste in der ganzen Steiermark sei.

„Ist schon recht. Ich bin der Herr Müller auf Mühleck“, sagte er mit starker Betonung des „Herr“.

Einem Mann wie dem Baron Grünbüchl gegenüber war das ziemlich hoffnungslos.

„Alsdann der Herr Müller, lieber Meister“, antwortete er. „Warum nicht? Ihr habt ein vortreffliches Anwesen, und eine Stube wie die hier ..., ich kenne Herren, die es nicht so kommod haben. – Dieses hier ist Doktor Ober ...“

„Ich kenn’ den Doktor, und ich kenn’ ...“, wollte Müller unterbrechen, kam aber nicht weit damit.

„Des Herrn Doktors Spektabilität und Hochwürden Pfarrer Osius, gelt?“ verbesserte Grünbüchl.

„Wenn ich nur wüßte, wer der Herr selber ...“, wollte Müller vornehm werden.

„Seine Gnade, der Freiherr Hoffmann zu Grünbüchl und zu Strechau“, stellte Oberdorfer vor.

„Ihr kennt mich nicht“, meinte Grünbüchl in unverwüstlich guter Laune. „Das kommt, weil ich immer so viel in Prag bin. Aber jetzt bin ich einmal wieder im Lande und sorg’ mich ein bißchen um die Geschäfte der Landschaft. Präses vom Kirchenrat bin ich auch.“

Also doch! dachte Müller, sie seien gekommen, ihm ein Amt anzutragen, und wenn der Herr Baron Präses sich selbst inkommodiere, müsse es etwas Rares sein. Vielleicht wolle man ihn zum Schulinspektor, und das sei ihm schon recht, denn dann wisse er jemand, der sich woanders hinwünschen solle!

„Eure Gnade wolle fürlieb nehmen und die ‚Spektabilität‘ und Hochwürden ebenso. Bin vornehmen Besuch nicht gewöhnt. Beliebet zu sitzen, hohe Herren“, dienerte er und versuchte, während er eingoß, zu scherzen: „Eingegossen ist, und getrunken muß er werden, der Wein.“

„Seid ein wackerer Mann, und allerhand Staub war auch auf der Straße“, sagte Grünbüchl, trank und setzte sich, worauf die andern seinem Beispiel folgten. „Habt mehr als eine Mühle im Land, so ich gut berichtet bin“, fuhr er dann fort, „aber selber betreibt Ihr das Geschäft wohl nicht mehr?“

Müller verstand sich sehr wohl auf das breite, bäuerliche Herumgerede, bevor man zur Sache kam. Aber jetzt war er ungeduldig, sein Glück zu vernehmen, und da er außerdem zu wissen glaubte, daß es Herrenart sei, gerade aufs Ziel loszugehen, versuchte er die Einleitung abzukürzen.

„Glaube nicht, daß die Herren wegen meiner Mühlen hier sind“, sagte er mit siegesgewissem Grinsen, was sich allerdings unter Grünbüchls eindringlichem Blick verflüchtigte. Mit aufreizender Hemmungslosigkeit, als wolle er des Mühlenherrn Lebendgewicht abschätzen, betrachtete ihn der Baron.

„Warum nicht?“ fragte er dann. „Hätten auch dreist Eure Mühlen sein können. Sind es aber nicht. Wegen des Kirchenrats sind wir da.“

Von neuem triumphierte Müller. Alles schien ihn zu bestätigen. Nun ja, was habe es schon anders sein können! Aber nur nichts merken lassen! Denn schließlich komme die Ehre ja ein bißchen spät. Daher: zappeln lassen, die Herren!

„Doch nichts Ungutes, Eure Gnade?“ fragte er scheinheilig.

„Verhoffe vielmehr, daß Ihr eine Freude haben werdet, einem Evangelischen Kirchenrat dienlich sein zu können“, meinte Grünbüchl, um dann als Scherz hinzuwerfen: „Mit den Katholischen werdet Ihr es ja gerade nicht halten?“

„Da sei Gott vor!“

„Wird sich weisen, ob Ihr es ernst meint, Müller. Glaub’ es aber schon. Das mit den Katholischen würde sich nicht gut auswirken im Geschäft, gelt?“

Doch gar zu groß wollte Osius die kleine freiherrliche Drohung sich nicht auswirken lassen.

„Ich bin sicher, der Herr Müller meint es ehrlich“, versuchte er daher mit einem „Herrn“ als Draufgabe zu vermitteln.

„Wenn ich nur wüßte, weswegen die Herren gekommen sind“, konnte Müller dank dieser Hilfe fortfahren. „Wegen des Weins? Ich habe genug im Keller, und was zum Essen richtet meine Schaffnerin schon her. Was anderes könnt’ ich mir nicht denken, falls es meine Mühlen nicht sind und die Katholischen auch nicht ...“

„Doch!“ unterbrach ihn der Standesherr. „Mit den Katholischen hat es schon was zu tun. Ihr wißt selber, lieber Müller, daß wir neuerdings Leute im Land haben, die den Religionsfrieden nicht anerkennen und ‚katholisch‘ wieder groß schreiben möchten. Aber schon ganz groß! – Für die wäre es doch ein Fressen, wenn die Evangelischen ihrem eigenen Kirchenrat die gebührende Achtung versagen würden.“

„So ein Hundsfott, der sich des unterfangen möcht’!“ polterte Müller los. „Ja, den, wenn ich wüßte! Wenn der Kirchenrat, und er braucht einen evangelischen Mann, und der versagt sich – ein Hundsfott ist das, ein Hundsfott sag’ ich!“

Müller sah nur das beifällige Grinsen des Barons und nicht dessen Augenzwinkern zu den beiden andern hinüber.

„Freut mich, einen Mann von solcher Gesinnung zu sehen, wie Ihr einer seid. Dann haben wir den Ritt nicht umsonst gemacht, denk’ ich.“

„Bestimmt nicht, Eure Gnade! Und um was handelt es sich demnach, der Herr Baron?“

Grünbüchl schmunzelte in Erwartung des Müllerschen Mißvergnügens.

„Um Eure Frau Tochter, mein lieber, wertgeschätzter Herr Müller.“

„Laß mich, Wally“, rief Frau Barbara, „ich habe sie gehört! Der Doktor Oberdorfer ist unten. Ganz deutlich hab’ ich seine Stimme gehört!“

Wenn der Schlüssel zu Barbaras Zimmer draußen gesteckt oder wenn die junge Frau ihn überhaupt rechtzeitig abgezogen und verborgen hätte, wäre es zwischen ihr und der Altmagd Walpurga gar nicht erst zu einer Balgerei gekommen. Ein wenig viel war mit dem Gesinde, mit der Küche, mit dem Reitknecht der Herren und mit allem, was sonst noch zu besorgen gewesen war, auf Walpurga an diesem Vormittag herniedergeprasselt, so daß sie erst durch das Geräusch eines umgestürzten Stuhles mit jähem Schreck an die Tochter des Hauses erinnert worden war. Oben angelangt, hatte sie sich dann davon überzeugen können, daß es besser gewesen wäre, etwas früher zu kommen. Völlig angezogen hatte sie Frau Barbara vorgefunden, und hätte es die junge Frau nicht nach einem letzten Bürstenstrich übers Haar verlangt, wären sich die beiden bereits auf der Treppe begegnet, und womöglich wären die Herren noch Zeugen von allem geworden. Gar nicht ausdenken hätte die Walpurga das mögen! Doch jetzt war zu hoffen, daß die schwere Eichentür das Geheimnis bewahre. Nur nicht auskommen lassen dürfe man das aufsässige Ding, das nichtsnutzige, war Walpurgas einziger Gedanke.

„Eine Rotznase bist du“, rief sie zwar mit gedämpfter Stimme, dafür aber mit diesem bedrohlichen Nachdruck, vor dem Barbara in ihrer Jugend so viel Angst gehabt hatte. Es fehlte nicht viel, und die Angst wäre wiedergekommen; denn die junge Frau war vom Liegen geschwächt und Walpurga gut bei Kräften. „Laß mich los!“ schrie Barbara.

„Willst du wohl gleich den Mund halten! Her mit dem Schlüssel!“

Doch mit letzter Kraft krampfte sich Barbaras Rechte um das Stück Eisen, rang sich los und fuhr der Walpurga damit ins Gesicht.

„Einsperren willst du mich?“ schrie sie dabei. „Da hast du!“

Und die Walpurga hatte eine Schmarre über dem Nasenbein. Doch war sie so in Wut, daß ihr der Schmerz nicht einmal recht zum Bewußtsein kam.

„Hauen willst du mich? Deine Hand hebst du gegen mich! Oh, wenn ich dich so hätte wie früher – den Hintern würd’ ich dir aushauen, daß du zwei Wochen lang nicht sitzen könnt’st!“

„Du hast mich aber nicht wie früher! Das ist jetzt vorbei!“ „Deine zwei Männer sind unter der Erde – die können dir nicht beispringen ...“

Müller saß störrisch da. Schon einige Male hatte er das gleiche gesagt, und er war nicht gesonnen, davon abzugehen.

„Meine Tochter ist meine Tochter“, sagte er auch jetzt. „Wo sie ist, weiß ich nicht. Wüßte auch gar nicht, wen das etwas angehe außer mir.“

Aber Grünbüchl hatte andere Trümpfe in der Hand, als Johannes sie bei seinem Besuch in Mühleck gehabt hatte.

„Ich möchte gerade nicht sagen, daß es niemanden etwas angehe“, meinte Grünbüchl, „den Kirchenrat zum Beispiel geht es sehr viel an.“

Das war ein Schlag. Jobst Müller fühlte ihn; denn nun wußte er, daß es der Kirchenrat war, der ihm an die Kehle griff. Er konnte von Glück sagen, daß Osius ihm eine kleine Hilfe zuteil werden ließ.

Immerhin sei der Jobst wohl bockig, doch auch ein vermöglicher Mann, dachte der Pfarrer, und man dürfe ihn gleichsam als bürgerliche Maus nicht einfach den standesherrlichen Katergelüsten des Barons Grünbüchl ausliefern. Man müsse den Mühlenherrn daran hindern, sich voreilig auf eine Aussage festzulegen, von der er hinterher nur schwer herunterkäme.

„Ihr dürft nicht glauben, Herr Müller“, fiel er daher ein, „daß irgendeiner der edlen und gelehrten Herren vom Amt Euch pflichtig machen möchte. Eure Tochter ist mündig.“

Doch Jobst Müller ergriff das ihm zugeworfene Seil nicht. Sein Machtgelüste war größer als sein Verstand.

„Für mich bleibt sie meine Tochter!“ fiel er grob dazwischen. „Daß Ihr es nur wißt!“

„Mündig ist sie!“ rief Oberdorfer ungeduldig. „Was sie sonst tut oder nicht tut, ist nicht unsere Sache.“

„Es ist nämlich an dem, daß der Kirchenrat sie hat vorladen lassen“, fuhr Osius, um eine Verschärfung zu verhüten, schnell fort, „und daß sie nicht gekommen ist.“

„Vorladen?“ Als etwas durchaus Ungehöriges empfand Jobst Müller die Vorladung eines Mitgliedes seiner Familie. „Davon weiß ich ja gar nichts!“

„Von Euch redet keiner“, versuchte Osius zu beschwichtigen, aber mit jedem seiner Worte steigerte er nur den Ingrimms des Familientyrannen. Immerhin begriff der Jobst allmählich, daß es mit Grobheit nicht getan sei.

„Frau Barbara ist nicht gekommen, und nun möchte der Kirchenrat wissen, wo sie sein mag.“

Jobst Müllers Gehirn arbeitete, was es nur konnte. Dies hier war schwieriger als seine gewagtesten Schiebungen. Aber auf die Walpurga könne er sich verlassen, dachte er. Das Reginerl sei gewiß längst beiseite geschafft und dem Gesinde ohnedies alles eingeschärft worden. Was könnte ihm also geschehen? Gar nichts könnte ihm geschehen!

„Seht, Ihr Herren“, sagte er, als vertraue er seinen Gästen einen schweren Kummer an, „da setzt man nun christlich Kinder in die Welt, hegt sie, pflegt sie mit vielen Unkosten, und nachher, wenn sie größer sind, gehen sie hierhin und dahin ...“ Eine geziemende Pause machte er, um dadurch den Anblick eines von seinen Gefühlen überwältigten Mannes darzubieten, worauf er sich dann wieder ermannte: „Ungehorsam sind sie, pflichtvergessen sind sie ...!“

Er war sehr erstaunt, daß die Wirkung auf den edlen und die beiden gelehrten Herren so ganz anders war, als er es sich gedacht hatte. Doktor Oberdorfer schlug gar auf den Tisch; aber zu Müllers Glück nahm ihm Pfarrer Osius schnell das Wort weg.

„Unsere ganze Gemeinde und der Kirchenrat auch erachten Frau Barbara als eine gute Mutter und als ein tugendhaftes Weib, und so soll es auch bleiben, falls es sich nicht anders erweist, Herr Müller. Um eine Auskunft sind wir gekommen und nicht um eine Verfluchung.“

„Nichts weiß ich!“ war die patzige Antwort.

„Na, alsdann ...“, sagte Osius.

„Alsdann ...“, meinte Oberdorfer ebenfalls, wenn auch wenig überzeugt.

Nur Grünbüchl war noch nicht fertig.

„Eins muß ich als Präses noch ausrichten. Der Kirchenrat hat entschieden, Frau Barbara vom Abendmahl auszuschließen, wenn sie die Ladung gekriegt hat und nur aus bösem Willen nicht gekommen ist.“

Dadurch fühlte Herr Müller sich in der Familienehre getroffen.

„Ausschließen? Meine Tochter? Vom Abendmahl? – Aber ich habe doch Geld! Ich bin doch ...!“

„Gleiches aber“, fuhr der Grünbüchl ruhig fort, „soll dem geschehen, der weiß, wo sie ist und nichts sagt oder sie gar hindert, vor dem Kirchenrat zu erscheinen.“

Etwas warm wurde es Müller nun doch.

„Was hat sie denn angestellt?“ versuchte er ganz zuletzt noch auszuweichen, denn allmählich konnte er sich den Grund seiner Befragung schon denken. Wut und Angst begannen ihm zuzusetzen.

„Alsdann: in Mühleck ist sie nicht, Eure Tochter?“ parierte nun auch noch der Baron.

Aber selbst der Respekt vor einem Standesherrn nahm für Herrn Müller einmal sein Ende.

„Ich weiß schon!“ schrie er. „So ein Hundling, so ein miserablicher, so ein Saukerl von einem Professor ...“

„Müller!“ kam es wie ein Hieb und ganz ohne „Herr“ von Grünbüchl. „Ich möchte nicht gern glauben, daß Ihr einen dominus doctissimus, einen Professor unseres ehrsamn Stiftskollegiums, meint? Im übrigen sind wir fertig. In Mühleck ist Eure Tochter nicht, und sonst wißt Ihr auch nichts.“ Er stand auf und griff nach seinen Handschuhen. „Nun, Ihr Herren, da wären wir besser in Graz geblieben ...“

Seine Handschuhe bekam er aber noch nicht an die Hände. Die vier Männer erstarrten und lauschten. Es wurde geschrien. Eine weibliche Stimme war es. Unmöglich war sie zu überhören.

„Doktor Oberdorfer! Hilfe! Hört Ihr denn nicht?! Hilfe!“

Müller wollte den Weg verstellen, aber mit einem Satz war Oberdorfer an der Tür.

„Das geht mich an!“ rief der Arzt und stieß die Tür weit auf. Nun wurde der Lärm durch nichts mehr beeinträchtigt.

„Blamieren willst du deinen Vater“, keuchte Walpurga, während sie noch mit Barbara rang, „da hast du!“ rief sie dann, als sie ohnehin alles verloren sah, und schlug der Haustochter mitten ins Gesicht.

Hinterher fand Müller, daß sie nichts Besseres hätte tun können, weil sie ihm dadurch die Möglichkeit gab, seine mehr als nur peinliche Lage in die eines Richters zu wandeln.

„Was unterstehst du dich, Walpurga!“ rief er. „Meine Tochter schlägst du?! An deiner eigenen Herrschaft vergreifst du dich?! Wenn die Herren nicht da wären – mit dem Stecken würd’ ich dich weisen! Scher dich fort! Nachher reden wir noch ein Wörtel mitsammen.“

Es war ein Beweis für Walpurgas oft erprobte Brauchbarkeit, daß sie Müllers Entfaltung als Vater und Hausherr durch keine Widerrede beeinträchtigte. Grünbüchl aber war nicht nur zufällig Hofrat. Die Kirche

hielt selbst auf ihre Autorität, und so schützte sie auch die väterliche und überhaupt die der Familie. Grünbüchl lächelte.

„Das nenn’ ich ein Glück! Eben haben wir von der Frau Bauzahlmeisterin geplauscht. Der Herr Vater wußte noch gar nicht, daß seine Frau Tochter inzwischen angekommen sei“ – ganz natürlich klang dabei des Barons Lachen, während sein Blick jede Widerrede in Barbara erstickte –, „hat eine Überraschung für den Herrn Vater sein sollen, gelt? Und auf diese Weise haben auch wir noch die Freude. Und was mich anlangt, ich bin der Grünbüchl, Freiherr von Grünbüchl.“

Wie durch Zauberei war alles Verfahrene wenigstens für den Augenblick gelöst. Barbara blieb nichts übrig, als vor dem hohen Herrn in einem tiefen Knicks zu versinken, nur daß sie beim Emportauchen grad’ noch: „Mei Rögel –“ stammeln konnte.

„Ah, das Töchterle, ganz recht. Das Kindl wird da sein, wenn wir es brauchen. Darauf kann die Frau Bauzahlmeisterin sich verlassen. Bitt’ schön ...“ Wie Stahl in einer Samtscheide war diese Versicherung. Sie genügte, daß Barbara ihr Schluchzen unterdrückte und sich wesentlich ruhiger setzte, als sie eingetreten war. „Nun erzählt einmal, Frau – Frau ...“, der Baron sah sich um.

„Barbara Müller, Eure Gnade“, half Osius ein.

„So ist das? Der Selige hieß auch Müller? Nun alsdann: Frau Barbara – habt Ihr niemals eine Ladung vom Kirchenrat gekriegt?“

Die arme Frau wurde schon wieder blaß. Etwas so Hochamtliches bedeutete für sie nicht viel weniger als Strafe und Entehrung.

„Eine Ladung!“ schrie sie auf. „Nichts hab’ ich getan, gar nichts!“

Erst als Grünbüchl gemächlich meinte: „Dann wird sie halt in der Stempfergasse liegen“, beruhigte sie sich etwas. „Ist nichts Schlimmes mit so einer Ladung, liebe Frau, und jetzt brauchen wir sie nimmer. Nun sind wir selbst hier: die beiden Beschickherren, die Euern Versprach mit dem Professor Kepler zustande brachten, und ich als Präses vom Kirchenrat.“

„Von einem Versprach kann nicht mehr die Rede sein“, sagte Müller.

„Ein wenig Geduld, bitt’ ich“, bedeutete ihm Grünbüchl. „Ihr als der Vater kommt auch noch zu Wort. – Was aber meint unsere Frau Barbara?“

„Eure Gnade hat doch gehört. Der Herr Vater leidet’s nimmer.“

Und dabei blieb sie, und andere Gründe habe sie nicht. Jobst Müller war mit seiner Tochter zufrieden. So genau kannte er sich mit Frauen nicht

aus, und so bedachte er nicht, daß seine Tochter Barbara mit ihrer Sanftmut sich der Herren besser versicherte, als wenn sie gegen ihn aufbegehrt hätte.

„Ehret Vater und Mutter“, sagte Müller, womit er die Angelegenheit für erledigt hielt.

„Gewiß“, pflichtete Osius ihm bei; „aber daß man den Vater ehre, muß er tun, was rechtens ist. Wenn Ihr Gründe gegen Herrn Professor Kepler habt, dann sagt sie jetzt.“

„Ich hab’ es mir halt anders überlegt. Mehr braucht es nicht.“

„Viel mehr braucht es! Selbst beim Viehhandel gilt so was nicht, wenn ein Handschlag gegeben ist!“

„Meine Tochter ist keine Kuh, und ich habe es dem Professor selbst gesagt, daß ich nicht mag!“ wehrte sich Müller. „So ein Hungerleider, ein hergelaufener!“

„Hergelaufener?“ mischte Oberdorfer sich mit einer Ironie ein, durch die allein der Herr auf Mühleck sich schon herausgefordert fühlte. „Lasset uns doch einmal schauen, Herr Müller. Keplers Vatersvater ist Bürgermeister der Reichsstadt Weil und sein Muttersvater ein Schultheiß im Württembergischen. So – und jetzt seid Ihr dran.“

„Gar nicht so übel, die Großväter des Herrn Kepler“, gab Grünbüchl dem Doktor recht. „Was meint Ihr, Herr Müller, sollte man die Ahnenprobe nicht besser beiseite lassen?“ Krebsrot vor Zorn und Verlegenheit wollte Müller etwas erwidern, was er hinterher wohl bereut hätte. „Weiß schon“, ging der Baron aber darüber hinweg, „der Speidel, der Landschaftssekretär, hat es Euch angetan. Aber was hat er hergebracht, der Speidel? Nicht einmal einen anderen Freier. Und so arg drängt der Herr Kepler gar nicht. Sein Antrag ist, ihn vom Verspruch zu lösen. Es ist der Kirchenrat, der nicht will. Ohne daß ein Grund hervorgebracht wird, will der Kirchenrat nicht. Sollen die Katholischen von uns sagen, daß wir zusammenlaufen und auch wieder auseinander wie die Viecher? Ihr selbst freilich seid ein Großmächtiger. Was macht Ihr Euch schon aus Gottes Wort, seid Euch selbst akkurat wie der Herrgott, gelt? Aber daß Eure Tochter auch vom Abendmahl soll ausgeschlossen sein und daß die Leute mit Fingern auf sie weisen – das könnt Ihr als der Vater doch nicht ...“

Weiter kam Grünbüchl nicht, was ihm auch gar nichts ausmachte. Frau Barbara heulte etwas von nicht in die Hölle kommen wollen, wobei sie mit Tränen nicht sparte.

Der Herr Müller, ein so großer Mann er sich auch dünken mochte, war am Ende. Zwischen Verstörtheit und Empörung schwankte er angesichts der Tatsache, daß seine heiligsten Überzeugungen von höherer Stelle wie faules Stroh beiseite geschoben wurden. Nichts blieb ihm als die Flucht in einen Riesenorn. Einen schwachen Halt fand er nur noch in dem, was sein erster und letzter Gedanke war.

„Nichts kriegt sie!“ schrie er. „Nichts geb’ ich ihr mit. Nicht einen roten Heller! Und die Hochzeit richt’ ich ihr auch nicht aus. Mag sie wie ein Bettelweib unter die Haube kommen, mich geht es nichts an. Mir ist es genug, ihr Herren, daß ich als ein christfrommer Mann unserm lieben Herrn Jesus ein so großes Opfer bringen muß!“

Die Schlacht war also gewonnen, und Frau Barbara hätte mit ihrem Weinen getrost aufhören können. Grünbüchl war sehr mit sich zufrieden. Ganz behaglich wurde sein Lächeln, als er sich so recht hofrätlich zurücklehnte.

„Nichts wollt Ihr Eurer Tochter mitgeben?“ fragte er. „Soviel ich weiß, haben weder weiland der Hoftischler noch der Bauzahlmeister etwas von Euch gesehen. Alles, was sie gekriegt hat, war von der Mutter her.“

„Aber der es ausgezahlt hat – das war ich“, versuchte Müller einzuwenden, was ihm aber der Freiherr nicht abnahm.

„Natürlich habt Ihr auszahlen müssen, was nicht Euch gehörte.“

„Und schwer genug habt Ihr es den Vormündern gemacht, bis Ihr Eure Schuldigkeit tatet“, konnte Oberdorfer sich nicht enthalten hinzuzufügen.

„Laßt es gut sein, Gevatter“, vermittelte Pfarrer Osius, um einen neuen Zank zu verhindern. „Ausgestanden ist es. Mich freut es, daß wir einig sind.“

„Selbstverständlich einig“, hatte Grünbüchl, wie es sich gehörte, das letzte Wort. „Macht ein heiteres Gesicht, lieber Müller, als ein christfrommer Mann, wie Ihr Euch nennt. Nicht immer kann man mit seiner Christfrömmigkeit groß verdienen. Zuweilen muß man – wie es heute Euch geht – auch mal ganz umsonst – fromm sein.“

Dann jedoch gedachte er der Sternenfreude seines kaiserlichen Herrn und beglückwünschte als erster die Braut.

„Hab’ ich es nun gut gemacht?“ fügte er noch hinzu. „Und werdet Ihr mich auch zur Hochzeit bitten?“

„O – ich – Eure Gnade, welche Ehre“, knickste Frau Barbara.

„Eine Ehre für mich“, verbesserte der Freiherr. „Werden noch andere Herren der Landschaft gern kommen. Ist doch der Herr Bräutigam, wie man hört, ein jung Ingenium in der Welt der Sterne. Weiß die Frau Barbara am Ende noch gar nicht, was für einen bedeutsamen Mann sie kriegt?“

IX

Ohne dabei gewesen zu sein, hatte Kepler in der Schlacht um Frau Barbara gesiegt. Aber nicht alle Siege sind ein Gewinn.

Der Schwiegervater hielt Wort. Nicht auf seine Kosten und nicht in Mühleck fand die Hochzeit statt, sondern in der Stempfergasse bei der Braut. Zweifellos war das ein behagliches und auch ansehnliches Heim, das dem ganzen Aufwand einer Hochzeit, wie er in Graz bei Leuten von Reputation üblich, also notwendig war, einen gediegenen Rahmen zu geben vermochte – doch das Geld für den Aufwand selbst mußte in der Hauptsache von Kepler aufgebracht werden. Trotz seiner Gehaltserhöhung auf zweihundert Gulden im Jahr war das keine Kleinigkeit. Um Keplers Vermögenslage stand es daher recht mißlich. Er hatte noch lange an seinen Hochzeitsschulden zu zahlen. Einzig und allein Hoffnungen – allerdings nicht unberechtigte – boten freundlichere Ausblicke. Die Braut besaß Güter, die Einkommen versprachen, gute Beziehungen und einen wohlhabenden Vater.

Kepler schien in Graz seßhaft geworden zu sein. Gedanken an andere Schulen und selbst Hochschulen durfte er freilich nicht mehr hegen. Zum Ausgleich würde er nach seinem Vermeinen in einigen Jahren kaum noch eines Gehaltes bedürfen und damit die Möglichkeit haben, sich in völliger Unabhängigkeit seinen Forschungen hinzugeben. „Wer darbt, ist ein Sklave, und das ist kaum jemand freiwillig“, äußerte er in jenen Tagen wieder. Daß eine „Freiheit“ zu erlangen oft nur bedeutet, eine Abhängigkeit mit einer andern zu vertauschen – um daran zu denken, fehlte es ihm an Erfahrung. Gegen die allgemeine Angst vor einem noch ungewissen Unheil half diese eingebilddete Sicherheit freilich auch nicht. Die Angst halte sich Keplers wie aller anderen bemächtigt.

Die Menschen witterten Katastrophen und hatten Gründe genug dazu. Ob nun wirklich bereits sechshunderttausend Türken, wie Gerüchte es wahrhaben wollten, an den Grenzen Österreichs und der Steiermark standen – an der Tatsache, daß die in sich uneinige deutsche Nation einem richtigen Türkensturm nicht gewachsen wäre, änderte das nichts. Die Türken hatten eine erprobte Militärmacht mit unbegrenztem Nachschub. Sie waren Gegner, die nicht allein durch Haß und Verleumdung zu bekämpfen waren. Eine Reichsmacht gab es kaum noch, und die militärischen Kräfte

der einzelnen deutschen Fürsten reichten nicht aus. Wenn das ottomanische Reich seine Chance ruhen ließ, so lag das mehr an der Macht des kaiserlichen Harems, dessen Damen nicht leicht etwas so haßten wie einen Krieg. Im Kriegslager war der Padischah ihrem Einfluß entzogen.

Den Deutschen, die von ihren türkischen Nachbarn nicht das geringste wußten, blieb in jedem Fall die Angst. Aber ob Angst oder nicht: Stets wurden sie in Katastrophen geführt. Selbst ein Bürgerkrieg, der Deutschland zur Beute seiner Nachbarn machen konnte, schien den Weiterblickenden schon nicht mehr unmöglich zu sein.

Für seine Grazer Existenz konnte Kepler das, was er ein öffentliches Unglück nannte, nicht gebrauchen. Schon jetzt war das ganze Leben von diesen Drohungen überlagert. Auf allen und allem lasteten sie.

Inzwischen hatte das private Unglück Kepler nicht verschont. Seine Frau blieb ihm zwar erhalten. Ihr Tod wäre auch sein wirtschaftlicher Zusammenbruch gewesen. – Sie hatte in ihm das, was sie sich von ihrer dritten Ehe erhofft hatte: einen Mann, der seinen ehelichen Verpflichtungen gewissenhaft nachkam. Zu den von der Natur vorgesehenen Daten erschienen ein Junge und ein Mädchen. Mochten beide auch nach sechzig und fünfunddreißig Tagen sterben, so gewährten die ersten Ehejahre mit Kepler Frau Barbara doch wohl die größten Glücksmöglichkeiten, die ihr überhaupt zugänglich waren, nicht zuletzt auch, weil sie sich in gesicherten Vermögensverhältnissen dünken durfte. Das letzte spielte für Kepler die gleiche Rolle. Einen immer größeren Raum nahm jedoch das Kind Regina in seinem Leben ein. Stieftochter und Stiefvater – beide hingen weit mehr aneinander, als bei ihrer Zufallsverwandtschaft zu vermuten gewesen wäre.

In diesen Jahren seines Lebens war Kepler keineswegs frei von Aberglauben. Ein kindisches Gerücht ließ in Ungarn blutige Kreuze an menschlichen Körpern erscheinen, und flugs wollte er ebenfalls ein solches Kreuz an seinem linken Fuß haben und damit vom Tode gezeichnet sein. Unter diesen Umständen war es verständlich, daß er bei aller Distanz zur Astrologie nicht verfehlte, jedem Mitglied seiner Familie ein Horoskop zu stellen. Unter ihnen ist das der Frau Barbara nicht so sehr sternengebunden als vielmehr der Niederschlag seiner Erfahrungen als Ehemann.

„Man schaue sich einen Menschen an“, führte er in diesem Horoskop aus, „bei dessen Geburt die guten Gestirne Jupiter und Venus nicht günstig gestellt sind. Man wird sehen, daß ein solcher Mensch zwar rechtschaffen und weise sein kann, ihm aber dennoch ein wenig heiteres und ziemlich

trübseliges Los zufällt. Mir ist eine solche Frau bekannt. Sie wird in der ganzen Stadt wegen ihrer Tugend, Züchtigkeit und Bescheidenheit gerühmt. Dabei ist sie aber einfältig und hat einen dicken Körper. Sie war als Kind von ihren Eltern hart gehalten worden. Kaum erwachsen, heiratete sie gegen ihren Willen einen Vierziger. Nachdem dieser alsbald gestorben war, heiratete sie einen andern gleichen Alters, der von lebhafterem Gemüt, aber kein Mann war. Die vier Jahre dieser Ehe verbrachte er mit Krankheiten. Zum dritten Mal heiratete sie, die zuvor reich gewesen war, einen Armen in verachteter Stellung. Ihr Vermögen wird zu unrecht zurückbehalten. Sie kann nur eine Magd halten, die mißgestaltet ist. In allen Geschäften ist sie verwirrt und verlegen. Auch gebiert sie schwer. Alles andere ist von der gleichen Art. Ihr könnt hier bei der Seele, beim Körper und beim Schicksal den gleichen Charakter erkennen, der in der Tat ein Analogon zu der Gestirnsstellung ist.“

Ein wenig geschmeicheltes Bild gab Kepler damit von seiner Frau. Barbaras „dicker Körper“ hatte in ihrem noch jugendlichen Alter mit der beginnenden Fülle auch noch mancherlei Reiz aufzuweisen, während ihr Gatte echt ehemännlich bereits die nicht mehr so anmutigen künftigen Formen erblickte. Auch sonst nahm er es in diesem Horoskop, das keins war, nicht so genau. Worte wie „Schicksal“ und „Seele“ verwandte er völlig kritiklos in verschwommenen, konventionellen Bedeutungen.

Freilich hatte er noch andere Sorgen. Am 28. September 1598 erging die verschärfte landesfürstliche Verordnung, die alle evangelischen Stiftsprädikanten, Rektoren und Lehrer bei Strafe des Leibes und Lebens aus der Stadt und dem Land wies. Gehalt und Reisegeld wurde ihnen ausgezahlt.

Dieser Befehl galt auch für Kepler.

In der Hoffnung auf baldigen Widerruf ließen die Verbannten ihre Frauen und Kinder in der Stadt zurück und warteten dicht hinter der Grenze auf ungarischem und kroatischem Gebiet. Doch ihre Hoffnungen erfüllten sich nicht. Keiner wurde zurückgerufen, mit einer einzigen Ausnahme, und die war ... Johannes Kepler.

Es war kein Jubel bei seiner Heimkehr gewesen. Natürlich hatte sich Barbara gefreut. Er war ihr Mann, er gehörte ihr, und so wollte sie ihn auch haben. Und Regina war ihm um den Hals gefallen.

Aber er war der einzige, den man hatte zurückkommen lassen, einer von vielen. Der Fall Kepler änderte also nichts an der allgemeinen Lage.

Die Einheit der Steiermärker war zerrissen, das Volk in zwei feindliche Lager aufgespalten. Die Mehrheit hatten die Evangelischen, und diese Tatsache war auch für die Katholiken beklemmend; dafür aber hatten sie die ganze Macht und den leidenschaftlichen Willen des Landesherrn auf ihrer Seite. Höher noch war es anzuschlagen, daß die radikalen Kirchenmänner des Evangelismus meist ganz ungeistige, taktlose und grobe Menschen waren, denen der angesehenere Teil der Evangelischen die Gefolgschaft versagte, während die Katholiken in den beiden Landesbischöfen, Georg Stobäus, Bischof von Lavant, und Martin Brenner, Bischof von Seckau, zwei gebildete und erfahrene Führer besaßen, die noch dazu im Jesuitenorden über einen Generalstab von erlesener Intelligenz verfügten. Für Rom handelte es sich nicht nur um die Steiermark, sondern um einen Ansatzpunkt der Gegenreformation. Von ihm aus das ganze häretische Deutschland aus den Angeln zu heben, war der Plan.

Obwohl Kepler das erkannte, so hatte er sich doch niemals darüber geäußert. Er fürchtete, daß sein früheres unverhohlenes Begehren nach einem Kirchenamt ihn bei seinen Freunden als befangen verdächtigen könnte. Nur der Gefahr versuchte er zu begegnen.

Die Ehe hatte ihm nicht nur günstige Aussichten eröffnet, sondern auch eine schwere Verantwortung aufgebürdet, der er auf seine Weise gerecht zu werden versuchte. Angesichts der Festigung seiner Position in Graz mochte es seltsam erscheinen, daß er nicht aufgehört hatte, Maestlin um dessen Verwendung zu seinen Gunsten in Tübingen zu bitten. Mit der kleinsten Anstellung sich begnügen zu wollen, hatte er seinem Lehrer versichert, und ein aufmunternder Briefwechsel mit dem großen Beobachter Tycho Brahe war für ihn hinreichend gewesen, den Hofmathematikus des Kaisers bei einer günstigen Gelegenheit in Prag aufzusuchen. Trotz mancher Unstimmigkeiten hatte der große Herr den Wunsch geäußert, Kepler möge als sein Mitarbeiter zu ihm nach Prag kommen. Aber nein! Kepler war nicht ohne Empfindlichkeit. Lieber in Tübingen Pedell, war seine Meinung, als eine Stellung in dem adeligen und nichtadeligen Hofstaat des dänischen Edelmannes. Prag sei das letzte Ziel, dem er sich zuwenden würde. Schließlich hatte er diese Verbindungen ja nur angeknüpft, weil er seinen Rücken doppelt gesichert wissen mußte, sollte ihn die ständige Ungewißheit nicht am Arbeiten hindern.

Es fehlte ihm nicht an Mitgefühl für das Unglück so vieler Menschen – Freunde und Berufsgenossen darunter; aber Hoffnung und Arbeitsfreude

durchdrangen ihn erst wieder, als er sich nach seiner Zurückberufung zum ersten Mal völlig sicher in Graz fühlte.

Immer wieder kehrte er zu den Ungenauigkeiten seines Weltplans zurück, wie er ihn in seinem „Mysterium Cosmographicum“ aufgezeichnet zu haben glaubte. Neben Röslin und anderen hatte auch Tycho Brahe sie nachgewiesen.

Kepler war nun überzeugt, daß diese Fehler lediglich auf die Ungenauigkeiten der Planetenabstände von der Sonne zurückzuführen seien, wie er sie von Kopernikus übernommen hatte. Das Bedürfnis nach zuverlässigen Beobachtungen, die er selbst mit seinen schlechten Augen und seinen rohen Geräten nicht anzustellen vermochte, stellte sich ganz von selbst ein, und so sehnte er sich nach den einwandfreien Feststellungen Brahes in der Hoffnung, daß sie seine Spekulation bestätigen würden. „Brahe ist überreich“, schrieb er, „allein, wie so viele Reiche, weiß er von seinem Reichtum keinen rechten Gebrauch zu machen. Man muß ihm den Entschluß abbetteln, seine Beobachtungen vorbehaltlos zu veröffentlichen.“

Noch auf einem anderen Gebiet hätte er gern Brahes Erfahrungen gekannt. Die Bewegungen des Mondes waren bisher nur unbefriedigend dargestellt worden. Das positive Ergebnis von Keplers Arbeiten war indessen, daß er als erster die bisher unbekannte „jährliche Gleichung“ der Mondbewegung herausfand und deren Ursache in der größeren Umlaufzeit des Mondes im Winter als im Sommer entdeckte.

Von Brahe trennte ihn seine bedingungslose Anerkennung des Kopernikus. Dieser Domherr aus Thorn war der Nachfolger des großen Aristarch aus Samos geworden, der bereits um 250 v. u. Z. die Erde als Sonnenplaneten aufgefaßt hatte. Ihm war um 190 bis 125 v. u. Z. Hipparch von Rhodos gefolgt. Beider Namen waren durch den weit platteren Claudius Ptolemäus, der um 150 u. Z. in Alexandrien gewirkt hatte, verdrängt worden. In seinem Almagest war der Alexandriner auf Aristoteles zurückgefallen und hatte die Erde als ruhenden Mittelpunkt der Welt hingestellt, woran sich dann nach der allgemeinen Auffassung in eineinhalb Jahrtausenden nichts mehr geändert hatte. Eine Meinung durchzusetzen, hält oft schwer – am schwersten hat es fast immer die Wahrheit.

Auch jetzt noch hatte Brahe mit einer ruhenden Erde im Mittelpunkt am Almagest festgehalten, die Planeten allerdings um die Sonne und diese wieder mit ihren rotierenden Planeten um die Erde kreisen lassen. Auch die ptolemäische Rotation des Fixsternhimmels war von ihm beibehalten

worden. Ähnliche Systeme hatten Röslin, Ursus und andere entwickelt. Kepler lehnte sie insgesamt ab.

Er war ein unbeirrbarer Kopernikaner. Gleich dem Vergötterten hatte er seiner Lebensarbeit ebenfalls den landläufigen Wunschtraum unterlegt, bei der Entschleierung des Weltalls auf eine Harmonie zu stoßen. Kopernikus schreibt im zehnten Kapitel seines berühmten Buches „De revolutionibus orbium coelestium“: „Wir finden in dieser Anordnung eine bewunderungswürdige Symmetrie in der Welt und eine Harmonie in dem Zusammenhang der Bewegung und Größe der Bahnen.“

Während Kepler aber das Sonnensystem vorbehaltlos bejahte, wollte er dem unermesslichen Durchmesser der Fixsternsphäre nicht beipflichten, auf den Kopernikus aus der nicht feststellbaren Parallaxe der Fixsterne – dem Fehlen jeder beim Umlauf der Erde um die Sonne sichtbaren Verschiebung – folgerichtig geschlossen halte. Keplers Erkenntnisverlangen galt dem Sonnensystem. Durch Unendlichkeiten mochte er sich nicht ablenken lassen, und in der Tat durfte er sich sagen, daß er Einzigartiges und Bleibendes geschaffen haben würde, wenn es ihm gelänge, außer allem anderen auch nur die Bahnen der Planeten zu ergründen.

Immer wieder stürzte er sich dabei in interessante Spekulationen, die wohl zu erregenden Gedanken, nicht aber zu endgültigen Ergebnissen führten.

Durch die Vorstellung einer Harmonie des Weltalls kam er naturgemäß auf die Musik. Von der antiken Harmonik ging er aus, nämlich daß zwei Saiten von gleicher Spannung Wohlklänge erzeugen, wenn sich ihre Längen wie gewisse Zahlen verhalten: bei der Oktav zum Grundton 1:2 ... 2:3 bei der Quint, bei der Quart 3:4 und so fort, während andere Zahlenverhältnisse Mißklänge ergeben. Die verworrene Zahlenmystik der Pythagoräer vermied er. Wellbildende Verhältnisse, die er suchte, glaubte er vielmehr in den ebenen, regelmäßigen Figuren zu finden, und damit vollzog er eine entschiedene Wendung zur Wissenschaft. Er machte nämlich den Unterschied zwischen wißbaren und nie wißbaren Figuren, wobei die Wißbarkeit in der Möglichkeit bestehen sollte, sie ausmessen zu können. Nur sie seien Bausteine der Weltgesetze. Auf diese Weise gelang es ihm immerhin, einen Stammbaum von Urharmonien zu errichten, die den sieben Intervallen der Tonleiter entsprachen.

„Die Natur liebt diese Verhältnisse“, schrieb er. „Auch der Verstand des Menschen liebt sie.“ In den Metren des Dichters seien sie zu finden, in den

Tanzrhythmen, im Takt der Musik, bei den Farben und beim Schmecken, bei den Gliedern des menschlichen Körpers und in der Architektur.

„Ich sprach übrigens mit dem Erzherzog“, sagte Johann Baptist Fickler wie beiläufig zum Jesuiten Grienberger, dessen Orden er selbst eng verbunden war, „der Durchlauchtige würde es gern sehen, wenn Kepler zu gewinnen wäre. Wegen der vorausgesagten Sonnenfinsternis, wißt Ihr, und des Büchleins darüber, daß ihm Kepler gewidmet hat.“

„Wie erfreuend!“ rief Grienberger. „Geradezu die Entscheidung für den Magister.“

„Das könnt Ihr besser als ich beurteilen, Pater. Ich kenne Kepler nicht – nicht persönlich, meine ich, nicht von Angesicht. Nur Briefliches haben wir durch den Kanzler Herwart von Hohenburg getauscht. Ich bin nämlich, wie Kepler, aus der Reichsstadt Weil, sogar verwandt sind unsere Familien, und der junge Mann hat sich dessen höflicherweise erinnert und mich grüßen lassen.“

„Aber dann sollte er doch eigentlich ...“

„Katholisch sein? Leider nicht. Die Kepler gehören zur evangelischen Minderheit in Weil.“

„Schade für ihn“, fand Grienberger und hatte damit so unrecht nicht.

Fickler war fürsterzbischöflich salzburgischer Protonotar und streifte damit die Prälatur. Das war schon bedeutsam genug. Weit mehr noch wollte es besagen, daß die beiden wichtigsten jungen Prinzen des katholischen Deutschlands unter seiner Aufsicht in Ingolstadt studiert hatten, eben der Erzherzog Ferdinand und des Erzherzogs Vetter Maximilian von Bayern, der auch gerade die Regierung in München angetreten hatte, wo Fickler jetzt lebte. Von den beiden geistlichen Herren war der Protonotarius also nicht nur der ältere, sondern anscheinend auch der mächtigere – was man allerdings, wenn ein Jesuit im Spiele war, nie genau sagen konnte. Grienberger betrat übrigens das Haus in der Stempfergasse nicht zum ersten Mal. Er kam wiederum mit einem Auftrag seines Ordensbruders Scheiner, des Astronomen in Ingolstadt, und für Fickler ergab sich das, was sonst Herablassung gewesen wäre, zwanglos als Besuch eines Durchreisenden, der die Gelegenheit wahrnahm, eine schriftliche Bekanntschaft zu einer persönlichen zu erweitern. Der Zufall habe die Besucher zusammengeführt – so sah es aus, und so sollte es aussehen. In jedem Fall aber hatte diese Heimsuchung für einen jungen Schulmann wie Kepler eine Ehre zu sein.

Alles war nach Schicklichkeit verlaufen. Frau Barbara hatte sogar eine Kleinigkeit an Portugalöser Süßwein kredenzt, um die Männer dann sich selbst zu überlassen.

Bald waren die Ehrenwerten von dem Ergehen und der Persönlichkeit des bayrischen Kanzlers, der in der Tat, soweit es sein Katholizismus zuließ, ein aufgeschlossener und recht kluger Mann war, von der Astronomie und dem nicht unberühmten Scheiner auf die letzten Ereignisse in Graz zu sprechen gekommen. Für Kepler hatte sich der Übergang von einem Gespräch, das in völliger Übereinstimmung mit seinen Besuchern geführt worden war, ganz unmerklich zu diesem andern Teil vollzogen, von dem man gleiches nicht ohne weiteres sagen konnte. Zu Beginn hätte sich Johannes wohl mit Rücksicht auf seine Konfessionsgenossen in der Unterhaltung etwas vorgesehen. Es war durchaus keine Liebedienerei und auch nicht Frau Barbaras zungenlösender Wein, sondern die aufgekommene Vertraulichkeit, die ihn sich offener zu seinen Überzeugungen bekennen ließ, was seiner Veranlagung ohnehin nicht fern lag.

Wenn sich sein Wunsch nach einem Kirchenamt in letzter Zeit auch gelegt hatte, so milderte das seine Kritik an den glücklicheren Inhabern solcher Ämter keineswegs. Gerade in den gegenwärtigen Schwierigkeiten hielt er sich für befähigter, eine evangelische Gemeinde zu leiten. Er hätte nie wie die Pastoren Fischer oder Kelling die Kanzel durch Gehässigkeiten befleckt und damit der schlechten Sache des Erzherzogs den Anschein einer Berechtigung gegeben.

„Manche der bestallten Pastores verwechseln das Lehramt mit einem Regierungsamt, sie möchten Bischöfe sein und zeigen oft recht gefährliche Vorurteile. Man hätte wohl bescheidenere Leute nach Graz schicken oder besser noch bereits auf den Universitäten die jungen Leute mehr zu Männern des Friedens erziehen sollen.“

Keplers Besucher fanden die Lage demnach befriedigender, als sie erwartet hatten; hielten sich jedoch klugerweise von offener Zustimmung zurück, um nicht am Ende noch Widerspruch zu wecken, wo keiner war. Über den naiven Glauben des jungen Gelehrten freilich, daß größere Mäßigung der evangelischen Prediger ihre Kirche vor Unterdrückung bewahrt hätte – darüber konnten sie nur lächeln. Kepler merkte es nicht, und so hätten die Herren ihre stille Heiterkeit nicht einmal zu verbergen brauchen.

An den Pater und den Vetter Protonotar dachte der Hausherr kaum; aber um so mehr an seine Tübinger Lehrer, für die der Papst stets ein „reißender Werwolf“ oder „Antichrist“ oder die „babylonische Hure“ gewesen war, an Maestlin dachte er, der in den steierischen Konfessionswirren nur die „rasende Wut des Teufels“ erblicken wollte, „mit der Satan die Feinde Gottes antreibe, dessen heilige Kirche zu verschlingen“.

„Der Herr Magister erwähnte Bischöfe?“ fragte Grienberger jetzt. „Nun, wir Jesuiten lehnen, wie der Herr wohl weiß, für uns selbst bischöfliche Ehren ab. Doch sie können sehr nützlich sein – ordinierte Bischöfe meine ich, mit dem heiligen Vater an der Spitze. Bei uns beugen sie allzu heftigen Auswirkungen von Meinungsverschiedenheiten vor, wie sie auf den evangelischen ..., hm, ja, wie soll ich gleich sagen? Schulen oder, wenn Euch das lieber ist, meinetwegen auch Universitäten – von Streitereien jedenfalls, wie sie sich dort oft in einer Art entwickeln, die weit von der Harmonie entfernt ist, die Ihr so innig anstrebt, Herr Kepler.“

„Man könnte dreist von einem widerlichen Gezänk reden, wie es bei den Herren Evangelischen von Katheder gegen Katheder, von Kanzel gegen Kanzel meist im Schwange ist“, mische Fickler sich ein. „Wenn die Protestanten sich untereinander selbst so ohne Nächstenliebe behandeln, kann man sich über die gotteslästerlichen Anwürfe gegen unsere christkatholische Religion nicht einmal wundern.“

„Ich sagte schon“, gab Kepler zu, „wie sehr ich derartige Entgleisungen beklage – wenn freilich auf Seiten der Katholiken auch schon ...“

„Streiten wir nicht, Herr Kepler“, unterbrach ihn der Pater milde. „Wir sind hier unter uns, unter Freunden, nicht wahr? Lasset uns ohne Rückhalt reden. Die Existenz unseres Ordens bestätigt vielleicht, daß Mißstände auch der katholischen Kirche nicht fremd waren, das sei Euch zugegeben – ihnen zu begegnen, wurde die Gesellschaft Jesu von Loyola gegründet – nicht ohne Erfolg, möchte ich hinzufügen. So sollte heute eigentlich alles den Herrn Magister veranlassen, eine eigene Wahl zu treffen, möge er immerhin als Sohn evangelischer Eltern geboren sein.“

„Herr Kepler wäre nicht der erste in seiner Familie, der sich dazu entschlösse“, bemerkte der Protonotar.

Grienberger war überrascht.

„In der Tat?“

„Der Vatersbruder unseres jungen Freundes ist sogar Mitglied Eures Ordens. Habt Ihr nie vom Pater Kepler gehört?“

„Bei der indischen Mission gibt es einen ...? Ich erinnere mich. Er wirkt an dieser interessanten Küste von Travankor und Malabar.“

„Nun wohl, bis Indien ist es ein weiter Weg, und das ist auch der Grund, warum Ihr Pater Kepler nie trifft. Ich glaube, sein Herr Neffe weiß auch nicht viel mehr von ihm.“

„Ich weiß nur, daß mein Onkel katholisch wurde. Die Familie hat ihm das übelgenommen.“

„Sie würde es vermutlich auch Euch übelnehmen“, meinte der Protonotar trocken. „Was will das besagen? Ihr gehöret nicht minder zu den Ficklers, und die bedeuten mehr in Weil – falls Euer Herz daran hängen sollte. Mein lieber Vetter! Lasset mich einmal als älterer Verwandter zu Euch reden. Wir sind beide Theologen, und Ihr könnt Euch denken, daß ich Euern Weg ein wenig verfolgt habe. Mein Beginn war etwas leichter: ich bin katholisch geboren. Ihr aber habt alles mit Fleiß und Geschick getan, was Eure evangelische Familie füglich von Euch erwarten konnte. Eure Studien waren untadelig, doch dann hat man Euch kurz vor deren Abschluß aus dem Stift entfernt, weil Ihr in einem einzigen Punkt, in dem auch Melanchthon anderer Meinung als Luther war, Zweifel hegtet. Hat man auch nur den Versuch gemacht, Euch in Euren jugendlichen Gewissensnöten über die lutherische Lehrmeinung von der Allgegenwart des Leibes Christi zu beruhigen, während Ihr – wie übrigens auch der Jesuitenorden – nur die Allgegenwart des Geistes unseres Herrn Jesus annehmt? Man hat Euch allein gelassen und sich dann Eurer entledigt. Fandet Ihr in der Bibel nur eine einzige Stelle, die Luther recht und Euch unrecht gibt? Und doch soll die Bibel, auf die sich Luther immer berief, wie Eure Protestanten behaupten, die einzige Wahrheitsquelle sein. Nein! Es lag kein Grund vor, Euch die Kanzel zu versagen, für die Ihr Euch berufen fühltet. Man hat aber noch mehr getan. Eure Glaubensgenossen haben Euch zugemutet, jede Beschäftigung mit der Theologie zu unterlassen. Was anderes war es, wenn die Herren des Tübinger Stiftes Euch die Einleitung zum „Mysterium Cosmographicum“ strichen, in der Ihr so löblich dessen Übereinstimmung mit Gottes Weltall aufzuzeigen versuchtet! Bei den Evangelischen, lieber Vetter, werdet Ihr stets mit Mißtrauen und schließlich wohl gar mit Feindschaft zu rechnen haben, während unsere alleinseligmachende katholische Kirche Euch weit ihre mütterlichen Arme öffnet, in denen Ihr vor allen Fährnissen immerdar geborgen sein würdet.“

Bei Ficklers letztem Satz überkam Kepler ein jäher Schreck. Blitzschnell überlegte er. Bis zu diesem Augenblick hatte er nicht daran gezweifelt, daß man ihn ohne irgendwelche anderen Bedingungen, als sich ruhig zu verhalten, habe zurückkehren lassen. Das lag bei dem Vertreter einer neutralen Wissenschaft wie der Mathematik ganz nahe und war auch aus dem Rückberufungsschreiben herauszulesen gewesen. Ficklers höfliche, aber unverhüllte Aufforderung zum Übertritt machte all dem ein Ende. Er wußte jetzt, daß er, wenn er bleiben wollte, katholisch werden müsse. Der Preis war genannt, und es hieß nun, den Preis zu zahlen oder zu gehen.

Er konnte weder das eine noch das andere. Nicht einmal verstehen konnte er, was geschah. Vor ihm saßen zwei Männer, Leute wie er, nicht besser als er, aber auch beileibe nicht schlechter, dünkte ihn. Sahen sie denn nicht wie er das Entsetzliche, das ihn an den Menschen verzweifeln ließ?

„Unter der katholischen Kirche“, begann er zögernd, „verstand ich immer die Gemeinschaft aller Christen, zu der auch ich mich zähle – für den Herrn Vetter und auch den Herrn Pater ist allerdings nur die Papstkirche katholisch. Ich möge nicht streiten, sagte der Herr Pater. Ich will es gewißlich nicht. Der Herr Vetter Protonotar – davon bin ich überzeugt – hat nämlich ganz recht: ich werde mich nie der Ubiquitätslehre Luthers anbequemen, und das könnte mir und den Meinen viel Feindschaft und Gefahr bei den Evangelischen erwecken. Diese Lehre gehört nun einmal zur Konkordienformel, auf der die evangelische Kirche hartnäckig besteht. Was hängt so Großes an einem so kleinen Wort, könnte ich fragen. Ich kenne viele Geistliche, die entgegen würden: die ewige Seligkeit. Nun hat aber über Menschenmeinung hinaus die heilige Schrift ein Christuswort überliefert, und das lautet: ‚An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.‘ Hängt daran nicht die Seligkeit; obwohl dieses Wort von Christus selbst ist? Deutet mir das, ihr Herren, ich bitte!“

Es bestand kein Zweifel, daß dem Pater die Antwort zufiel.

„Das Bibelwort fordert Kritik und legt damit dem Gläubigen eine schwere Last auf, die ihm die Kirche abnehmen muß“, meinte er, „wie sollte er ohne deren Vermittlung die ewige Seligkeit gewinnen?“

„Dann sind also die Gläubigen nicht schuld an dem, was ich mit so vielem Kummer, ja mit Entsetzen erlebe?“ fragte Kepler. „Seit 75 Jahren hängen die Deutschen verschiedenen Konfessionen an. Natürlich hielt jeder die eigene Konfession für die beste und sich selbst für besser als den, der

einer andern zugetan war. Das ist menschlich. Aber das friedliche Zusammenleben hindert es nicht. Man sprach miteinander und machte zusammen Geschäfte, verschwägte sich zuweilen ungeachtet der Konfessionen, wie die Familien Fickler und Kepler beweisen ...“

„Und solchen Greueln redet Ihr das Wort?“ fragte Grienberger scharf.

„Ich bin solchen natürlichen Ergebnissen des Zusammenlebens weder geneigt noch abgeneigt. Sie können – scheint mir – der Werturteile entraten. Als Greuel empfinde ich es vielmehr, wenn Menschen mit anscheinend gesundem Verstand ihn plötzlich verleugnen. Sie sehen nicht, was sie sehen – weil sie es nicht wollen. Sie hören nicht, was sie hören – weil sie es nicht wollen. Dagegen sehen sie, was sie nicht sehen können, weil es das, was sie sehen wollen – oder sollen! –, gar nicht gibt. Mit ihrem Verstand begeben sie sich ihrer Menschenwürde, um sich allen Greueln tierischer Verblendung zu überlassen, um in ihrem Mitbürger und Landsmann von der andern Konfession zuletzt nur noch ein Ungeheuer, schlimmer als der Türke, zu erblicken, den sie sich schon vorher mit Rüssel, Klumpfuß und Klauen hatten aufschwätzen lassen. Ich sage nicht, daß die Evangelischen besser als die Katholiken seien. Sie würden den Katholiken im Verleumdern nicht nachstehen ..., wenn sie nur könnten. Ist größere Geschicklichkeit im Lügen aber eine Rechtfertigung dafür, Menschen, vernunftbegabte Wesen, mit allen Mitteln der Kanzel, des Beichtstuhls und weltlichen Druckes zu dressierten Hunden herabzuwürdigen, die andere ebensolche Hunde auf einen Pfiff hin zerfleischen?“ „Es freut mich“, sagte der Pater.

„Was?!“ Kepler erschrak. „Was kann Euch daran erfreuen?“

„Es freut mich, daß der Herr Magister nicht nur unser größeres Können, sondern auch die Ursache unserer Erfolge richtig erkannte. Das trägt zum gegenseitigen Verständnis bei.“

„Aber ich sagte doch, daß ich dies Verfahren nicht verstehe, es unbillig, ja gottlos finde.“

„Ihr sagtet das, weil Ihr Euch beleidigt fühlt, und damit habt Ihr unrecht – Ihr seid nicht beleidigt worden. Glaubt Ihr denn im Ernst, Herr Kepler, diese Methoden, mit denen wir die uns anvertrauten Seelen vor der Lockerung ihrer religiösen Bindungen und vor Verführung durch Andersgläubige abschirmen, seien für Menschen Eures geistigen Ranges bestimmt, Herr Kepler? Für den Pöbel dagegen haben sie sich als unfehlbar erwiesen, und nur für den Pöbel sind sie gedacht.“

In seiner kalten, leidenschaftslosen Stimme lag eine solche Menschenverachtung, daß Kepler erschrak.

„Für den Pöbel, zu dem auch Fürsten und Minister gehören?“

„Die zuerst. Ihr überhörtet, Herr Kepler: Ich sprach weder vom kirchlichen noch vom weltlichen, sondern vom geistigen Rang. Warum ist es einem Fürsten fast unmöglich, sich zu diesem Rang zu erheben? Weil Fürsten die am meisten Gehemmten sind. Verzeihen der Herr Protonotarius“, fügte er mit leichter Verneigung gegen den Prinzenerzieher Fickler hinzu, eine Höflichkeit, die ihm ein Lächeln der Zustimmung eintrug.

„Der Herr Pater hält also die Lüge für erlaubt?“ fragte Kepler und fühlte eine Hitze im Kopf.

„Was versteht der Herr Magister unter Lüge?“

„Du sollst nicht falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten.“

„Ganz recht.“ Grienberger nickte. „Wider deinen Nächsten. Unsere Nächsten sind aber – der Herr Magister wird es zugeben müssen – unsere Beichtkinder. Gegen die legen wir keineswegs falsches Zeugnis ab. Das, soweit Eure Frage die zehn Gebote angeht. Lüge aber ist gleich Gift sowohl gut wie böse. Zugegeben: Gift kann töten, und dann ist es böse. Ärzte aber, die sich mit Gift auskennen, verwenden es zur Heilung der Kranken, und dann ist es nützlich und gut.“

„Und das Gegeneinanderhetzen von Menschen gleicher Sprache und gleichen Volkes haltet Ihr für gut?“

„Natürlich. Katholiken und Protestanten sind, wie der Herr Magister sagt, Teile ein und desselben Volkes. Doch um das Gesunde zu retten, muß das Kranke verschwinden, das übrigens bei dieser Operation zu einem großen Teil mitgerettet werden kann – nicht nur durch geistliche Mittel; aber Ihr werdet sehen: wenn es sich darum handelt, Haus und Hof zu verlassen oder bleiben zu können – wie sie dann gelaufen kommen, um sich zum Papst zu bekennen. Und die andern, die geistlichen Hochmuts voll ins Elend rennen? Das Elend ist hart, der Hochmut vergeht, und so ist auch für sie noch die Stunde der Läuterung und der Erleuchtung zu erhoffen. Versteht Ihr das?“

„Was weltlicher Druck und Hunger vermögen, verstehe ich schon“, versetzte Kepler bitter. „Aber ...“, wollte er dann beginnen.

Doch der Pater unterbrach ihn.

„Aber mein lieber Herr Kepler! Ich sagte schon: Nicht Ihr seid gemeint. Wofür haltet Ihr uns? Wir wissen sehr wohl, daß ein Kepler vielerorts willkommen und nicht auf Graz angewiesen ist.“

„Nicht von mir wollte ich sprechen, Pater. Die Katholiken verstehe ich nicht. Wie konnten sie in so kurzer Zeit dazu gebracht werden, blindlings an den – verzeiht, Pater – an den offenbaren Unsinn zu glauben – und das tun sie! –, gegen den jede ihrer Erfahrungen spricht, jedes bißchen Verstand sich auflehnen müßte?“

„Die Repetition, die ständigen Wiederholungen“, sagte Grienberger trocken. „Ihr kennt unsere Exerzitien nicht. Loyola hat sie an sich selbst erprobt und dann bei uns eingeführt. Ausrichten des Denkens auf ein einziges Ziel, jeden anderen Gedanken ausschalten, vor allem jede Kritik. Das gibt dem Menschen eine Kraft, mit der er das Unwahrscheinliche erreicht. Diese Kraft läßt sich auf andere Menschen übertragen. Wenn Ihr den Menschen das, was Ihr ‚Unsinn‘ nennt, nur oft genug wiederholt, glauben sie, und wenn Ihr denselben Menschen hinterher sagen wolltet, daß Ihr sie belogen habt, würden sie über Euch herfallen wie über jeden andern, der von der Vernunft nicht lassen will.“

Kepler schüttelte verhalten den Kopf.

„Der Mensch ist nicht logisch“, fuhr Grienberger fort. „Erweisbare Tatsachen sind ihm verhaßt. An nichts glaubt er leichter als an eine Lüge.“

„Und was ist mit dem, der die Lüge gebraucht, die starke Lüge?“ Kepler überlegte mehr für sich als für die andern. „Wird sie sich zuletzt nicht auch des Lügners bemächtigen?“

„Das kommt vor.“ Grienberger gab es zu. „Die sich selbst Verfallenen sind dann aus Lenkern zu Werkzeugen geworden. Was verschlägt es? Je weniger denken – um so weniger unvorhergesehene Nebenwirkungen und um so größer die Konzentration.“

„Bis nur einer noch denken darf? Das ist seelische Vergewaltigung und teuflisch.“

„Im Gegenteil! Die Dummheit ist teuflisch, sie ist des Teufels stärkste Macht, und jedes Mittel, sie zu bändigen, ist recht. Legt sie in Ketten!“

„Überwinden muß man sie!“ rief Kepler. „Ketten stärken die Dummheit nur.“

„Seid froh, Magister. Ihr seid kein Regierer, und ein Kirchenherr seid Ihr zu Euerm Glück auch nicht. In dieser Hinsicht bin ich anderer Meinung als Hochwürden. Ihr hättet keine Freude an Eurer Gemeinde gehabt und sie

nicht an Euch. Die zotigen Fischer und Kelling gefallen den Kirchgängern viel besser.“

Kepler fühlte schmerzlich, daß er nichts Rechtes dagegen vorbringen könne. Es gab zu viele Gründe für Grienbergers letzte Behauptung, und gedacht hatte er, Kepler, Ähnliches auch schon.

„Ich wollte Euch nicht kränken“, fuhr Grienberger fort; „aber die wenigen Evangelischen, die mit diesen polternden Tröpfen nicht einverstanden sind, zählen nicht mit.“

„Oder nur sie zählen“, widersprach Johannes.

„Ein frommer Traum, Kepler, ein durchaus angenehmer Traum. Das können wir uns beide aber nicht leisten. Die Menge entscheidet, und für sie wieder diejenigen, die sie beherrschen. Ihr kennt die siegreichen Methoden. Ihr habt Euch über sie beklagt. Das mögt Ihr tun. Im allgemeinen Strom von Glauben und Meinen könnt Ihr nicht mitschwimmen. Ihr nicht! Ihr seid Mathematiker, Euch läßt die Logik nicht los, und so könnt Ihr nichts gegen das, was ich Euch sagte, einwenden. Das wißt Ihr selbst.“

„Ihr hättet recht, wenn Eure Voraussetzungen stimmten.“ Geschlagen geben wollte Johannes sich nicht. So versuchte er denn auszuweichen.

„Stimmen sie wirklich nicht?“ fragte Grienberger. „Ich hatte den Vorzug, als gelegentliches Bindeglied zwischen unserm Pater Scheiner und Euch wirken zu dürfen, und ich sollte mir keine Gedanken über Euch gemacht haben? Ihr kennt mich, Herr Kepler. Was ist Euch heute die Ubiquität? Ihr sagtet es selbst. Eine läßliche Frage, wie übrigens auch uns Jesuiten. Ihr lest jetzt in dem Buch Gottes, das er an den Himmel geschrieben hat. Selbst wenn Ihr aus Gefälligkeit für Herrn von Hohenburg Daten und Vorgänge aus der Antike bestimmt, holtet Ihr Euch die Antwort von den Sternen, und Eure Studien zur Weltharmonik, über die Verhältnisse der Bewegungen im Weltraum zu den Gesetzen der Musik werden wohl Euer Leben ausfüllen – fernab von allen theologischen Spekulationen und von allen Spekulationen überhaupt und jeder Mystik. Nach Euern eigenen Worten geht Ihr bei allen Euern Gedankenschlüssen vom sinnlich Wahrnehmbaren aus.“ Grienberger schneuzte sich und machte damit einen Punkt. Dann hob er den Kopf: „Und nun sagt mir, worin ich unrecht habe.“

„Unrecht nicht – doch es ist alles so ...“

„Lieblos? Nun, Magister, Ihr erwartet doch nicht, daß ich Eure Kindes- und Knabengefühle bemühe, unerquickliche Zustände vielleicht, die in der Erinnerung dennoch einen Hauch tierischer Wärme ausstrahlen, nach der

sich der Einsame sehnt? Klarheit ist kalt, und Kälte ist lieblos. Aber gesund ist sie, Herr Kepler. Ihr steht am Anfang, und schon wurde Euer Name bekannt. Aber vergeßt darüber nicht, daß Ihr Euch Ungeheures aufgeladen habt und Euer Leben verdoppeln und verdreifachen müßt, um die Aufgabe zu bewältigen. In Euerm eigenen Raum müßt Ihr leben, zumindest arbeiten. Eine feindliche Atmosphäre ist nichts für Euch, und die der evangelischen Spießer ist Euch feindlich.“

„Spießer gibt es überall.“

„Es ist nur die Frage, wie weit man sie es treiben läßt. Werden Eure evangelischen Theologen Euch vor jedem Mißtrauen und jedem Ausschnüffeln schützen? Wie oft Ihr in die Kirche, wie oft Ihr zum Abendmahl geht? Sie sind selbst Spießer und werden mitschnüffeln. Mein lieber Magister, es ist müßig zu untersuchen, ob Ihr jemals einen Anlaß dazu gegeben habt. Ihr seid eine starke Persönlichkeit, wenn auch noch mit vielerlei Eierschalen behaftet. Manche werdet Ihr vielleicht nie loswerden. Aber die Persönlichkeit wittert man, und der gilt die uneigennützig Feindschaft der evangelischen Theologen, uneigennützig insofern, als es durchaus in ihrem Interesse läge, Euch nicht zu vergraulen. Es ist das Dümme, was sie tun können, und darum werden sie es tun. Die protestantischen Kirchen sind ihrem Wesen nach kein Nährboden für Charaktere. Bei ihrer Gründung besaßen sie keine weltliche Macht. Sie waren auf die Macht ihnen geneigter Fürsten angewiesen, bei denen sie sich mit dem Pauluswort ‚Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat‘ einzuschmeicheln versuchten. Als aber der wirklichkeitsnahe Paulus seine Epistel schrieb, war es für die damaligen Christen – schon um nicht aufzufallen – ein Gebot der Klugheit, den heidnischen Kaisern alle Untertanenpflichten zu leisten. Inzwischen entstand jedoch in anderthalb Jahrtausend eine festgefügte katholische Kirche mit dem unumschränkten Papst an der Spitze, und sie bedarf keiner Duldung mehr – vielmehr kann sie es sich erlauben, ihrerseits bedeutende Menschen zu dulden, wie sie für ihre eigenen Reihen auch immer wieder geistesstarke und herrschbegabte Männer braucht.“

Wie aus sicherem Weg geschleudert kam Kepler sich vor. Bis jetzt hatte seine theologische Erziehung seinen hergebrachten Glauben an die Allgemeingültigkeit der Bibel beschützt, und nun kam dieser Jesuit und stellte es mit unbestreitbaren geschichtlichen Tatsachen so dar, als habe Paulus die Untertänigkeit nur wie eine vorläufige weltliche List den

Schwachen für solange empfohlen, wie sie eben schwach seien. Das aber bedeute die Zeitgebundenheit eines jeden Bibelwortes!

„Und die Bibel, Pater?“ fragte er dennoch, während ihm seine Sicherheit bereits entglitt.

„Selbstverständlich respektieren wir sie“, erklärte Grienberger; „aber über dem Wort des Apostels steht in der Bibel auch das andere unseres Herrn Jesus: ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.‘ Das ist eine klare Gegenüberstellung von Gott und Kaiser, bei der unserer heiligen Kirche natürlich die Entscheidung über das, was Gottes ist, zufällt. Die Kirche war schon in heidnischer Zeit durch freiwillige Steuern und Vermächtnisse eine Geldmacht. Heute ist sie eine Weltmacht. Für uns ist sie die einzige, die wir brauchen können, und an der würdet Ihr teilhaben, Herr Kepler!“

„Meine Frau ist evangelisch“, wich Kepler aus, „und meine Tochter Regina, deren Verwandte und Freunde sind es ebenfalls ...“

„Glaubt Ihr, daß Euer Schwiegervater auf Mühleck uns lange widerstehen wird?“ Kepler zögerte. „Nein“, sagte er dann.

„In der Hauptsache ist das die Ursache Eurer Zurückhaltung. Ihr möchtet Euch nicht wie ein Herr Müller entscheiden. Aber überseht bitte nicht: Mühlen und Grundbesitz ist eine Sache, und die Erschließung des Weltraums für den menschlichen Verstand ist eine andere. Euerm Schwiegervater wird nichts nachgesehen werden. Ihr dagegen würdet frei sein, zu tun, was Euch beliebt. Natürlich würden wir uns freuen, Euch in der Messe zu sehen. Aber niemand wird Euch zwingen. Uns genügt es, wenn Johannes Kepler katholisch wird.“

Es war, als habe Johannes den letzten Satz überhört. „Ich wäre frei, sagtet Ihr? Auch dann frei, wenn ich zu Erkenntnissen käme, die der Papstkirche nicht genehm wären?“ „Auch dann.“

Die Antwort war da. Keinen Augenblick hatte Grienberger verloren.

„Was mir den stärksten Widerstand eintrug, bei unsern Theologen und selbst bei Tycho Brahe“, fuhr Kepler dennoch fort, „ist der Umstand, daß ich mich an den Almagest des Ptolemäus mit der Erde als einer festen Scheibe im Mittelpunkt der Welt nicht mehr halten kann, sondern dem Sonnensystem des Kopernikus anhänge.“

„Der Kleriker Kopernikus hat sein Werk dem Papst gewidmet“, sagte Fickler, „vergeßt das nicht, Vetter.“

„ ‚De revolutionibus orbium coelestium‘, heißt es“, gern zeigte Grienberger sein Wissen, „und der Papst war Paul III. Was also hätte der Magister von unserer Kirche zu besorgen?“

„Das will ich Euch sagen, Pater. Ich weiß von einem, der vieles, was Menschen denken können, zum ersten Male dachte. Er war ein Gegner der aristotelischen Philosophie ebenso wie des ptolemäischen Almagest, glaubte an mehrere Welten und an deren Unendlichkeit. Er lehrte in Genf, Paris, Wittenberg, Helmstedt, Padua, und am siebzehnten Februar dieses Jahres wurde er wegen seiner Lehre von der Unendlichkeit der Welt in Rom verbrannt.“

„Giordano Bruno!“ rief Grienberger, mehr nicht. Zu ungelegen kam ihm der Name.

„Er war Kopernikaner wie ich“, schloß Johannes.

„Mein lieber Vetter oder laßt mich schon Neffe sagen“, half Fickler, „die Inquisition wird von den Dominikanern verwaltet –“

„Giordano Bruno war selbst Dominikaner.“ Grienberger hatte sich bereits erholt. „Es war ein häßlicher Zwist dieses Ordens! Wir Jesuiten haben nichts mit diesem Prozeß zu schaffen.“

„Aber die Jesuiten konnten ihn offenbar nicht verhindern“, stellte Johannes ruhig fest.

„Das war nicht die Sache der Jesuiten“, erklärte Fickler. „Ihr, mein Neffe, würdet zu ihnen gehören, und seid versichert, Euch zu schützen hätten die Jesuiten die Macht.“

„Die süße Macht“, ironisierte Johannes.

„Die notwendige Macht!“ trumpfte der Oheim auf. „Gilt es Euch denn gar nichts, Neffe, daß Ihr mit einem Schlage aller Schwierigkeiten enthoben wäret? Bis jetzt bequengelten Euch Eure Glaubensgenossen; aber wenn Ihr nicht mehr zu ihnen gehörtet und als Hofmathematikus unseres Erzherzogs nach Tübingen kämet, würden sie Euch die Stiefel lecken. Seine Hoheit ist Oberlehensherr von Süd-Württemberg, vergesst das nicht. Die kirchliche Macht verwandelt sich nach Bedarf in die weltliche, in die kleine Münze der kirchlichen Macht. Das ist nicht schwer, umgekehrt wäre es schwieriger.“

Er lachte. Dazu hatte er ein Recht, das Johannes anerkennen mußte, wenn er es auch nicht gern tat.

„So ähnlich würde man sich benehmen. Leider!“ sagte er. „Ich aber jage nach astronomischen Lehrsätzen, und dabei sind krumme Buckel

entbehrlich. Recht freilich habt Ihr, wenn auch beileibe nicht alle diese Leute ihre Grobheit mit Dummheit begleichen. Mindestens ebenso wahr ist es jedoch, daß es bei den lutherischen Theologen wohl viel Zank, viel Nachtragen und Beschränktheit gibt – nur zu verbrennen pflegen sie die nicht, die sich erdreisten, anderer Meinung zu sein.“

„Tun würden sie es schon! Aber sie haben unsere Macht nicht!“ schrie Grienberger in jähem Zorn.

„Das eben finde ich so beruhigend“, meinte der Mathematiker Johannes Kepler sanft, wobei es ihm bewußt war, daß er sich damit statt für eine höfische Laufbahn für das Elend entschied.

Prag. Römische Majestät hatte seinem Hofmathematikus Tycho Brahe, dem Fürsten der Astronomie, bei dessen Ankunft in Böhmen das Schloß Benatek eingeräumt, wo Kepler bereits vor seiner Ausweisung aus Graz den großen Mann besuchsweise kennengelernt hatte. Doch Tycho schleppte nicht nur eine große Familie, sondern auch einen ganzen Troß von Mitarbeitern und Assistenten mit sich herum.

Damit das Schloß den Ansprüchen für so viele Menschen genüge, waren erhebliche Umbauten nötig gewesen – und auch nicht nötig gewesen. Denn vor der Beendigung dieser Arbeiten hatte der Kaiser seinen Astronomen schon wieder nach Prag übersiedeln lassen, weil er ihn oft zu sehen begehrte und die achtunddreißig Kilometer bis Benatek sich dabei als zu zeitraubend erwiesen hatten. Das war wohl für Brahe sehr ehrenvoll, doch nicht minder unbequem.

Jetzt residierte er auf dem Hradschin, in dem Gasthof zum „Goldenen Greif“, wo er zwei Stockwerke belegt hatte. Das Haus war neu, mehr eine Fürstenherberge als ein einfacher Gasthof. Im Gegensatz zu Schloß Benatek wies es viele Annehmlichkeiten auf, die älteren Häusern fehlten. Auch die Vorteile der Großstadt kamen besonders dem jungen Volk entgegen. Zwei Söhne und vier Töchter – besonders die Töchter! – brachten an einem einzigen Tage mit Gelächter und Umherrennen genug an Lärm zusammen, und natürlich hatte sich der jugendliche Freundeskreis der Brahekinder in Prag ansehnlich vermehrt. Bei den Keplers in der Grazer Stempfergasse hatte es so etwas nicht gegeben. Für die studierten Herren war es jedenfalls ein Glück, daß die laute Fröhlichkeit der Jugend in Prag den erwünschten Auslauf hatte und somit dort weniger störte als in der ländlichen Stille von Schloß Benatek.

Insofern war der Wohnungswechsel erfolgreich gewesen: Brahe hatte es jetzt nur wenige Schritte zu seinem Herrn. Erst vor kurzem war er von einer Audienz zurückgekehrt. Degen und Rock hatte er bereits abgelegt und damit auch den Spitzenkragen, auf dem sein Kopf wie auf einer weißen Schüssel geruht hatte. Jetzt bedeckte eine Schaubе mit Nerzbesatz den Rest seiner spanischen Hoftracht. Mit seinen vierundfünfzig Jahren, denen das Grau des blonden Backen- und Schnauzbartes entsprach, wäre er vielleicht eine ähnlich stattliche Erscheinung gewesen wie auf den unterschiedlichen

Bildern von ihm, wenn ihm nicht in dem weniger reifen Alter von zwanzig Jahren ein kleines Malheur passiert wäre. Damals hatten er und Manderup Parsbjerg, ebenfalls ein junger dänischer Edelmann und Kommilitone auf der Universität Rostock, es dem Weltwohl für förderlich gehalten, sich nächtlicherweile mit ihren Rapiere anzufallen. Und dabei war es geschehen. Parsbjergs Klinge war scharf geschliffen und Brahes Nase schön, aber nicht von Stahl gewesen. Auf diese Weise war ihre Spitze einer Parsbjergischen Terz zum Opfer gefallen.

Das wäre weiter nicht schlimm gewesen. Auch auf der Nase kann ein vollendeter Schmiß männliche Tapferkeit bezeugen. Um diese mädchenbetörende Wirkung war der junge Brahe gebracht worden. Eine Anekdote wollte nämlich wissen, daß ein Hund in der Nähe gewesen sei, der die Spitze der adeligen Nase als seine legitime Beute mit einem Schnapser verschlungen habe. Natürlich waren sich alle rechtlichen Leute darin einig, daß diese Anekdote völlig unverbürgt und nichts als die boshafte Entweihung einer ritterlichen Betätigung sei. Und man solle sich schämen!

Das Mißliche war nur, daß alles Schämen die Nase, damit sie der Wundarzt hätte annähen können, nie mehr herbeigeschafft hatte. Sie war und blieb weg, und Seine Gnade mußte an ihrer Stelle eine Nachbildung aus Silber und Gold ankleben. Aber selbst mit Schmiß ist eine echte Nase einer Nachbildung vorzuziehen; so mochte Herr Brahe auch nie ohne sein Mastixtöpflein sein, um mit ihm jederzeit einer etwaigen Lockerung begegnen zu können.

Allzu früh hatte diese Begebenheit seine jugendliche Unbefangenheit beendet. Er suchte sie von da ab durch Überbetonung seiner gesellschaftlichen Ansprüche, später besonders auch auf Grund wissenschaftlicher Erfolge, auszugleichen, womit er nicht einmal sich selbst immer überzeugte. Es mochte freilich ein Glück gewesen sein, daß er auf diese Weise seiner Absicht, eine standesgemäße Heirat zu schließen, entsagt hatte, um sich mit größerer Entschiedenheit an das Mädchen Christine zu binden, das alles andere als „standesgemäß“ und nicht einmal eine „Freie“ war – eine Leibeigene also. Die Unzufriedenheit seiner hohen Familie mit diesem Verhalten hatte ihn allmählich von der Furcht befreit, durch das Druckenlassen von Büchern in den Augen seiner Standesgenossen den ihm von Gott verliehenen Adel zu beflecken. Er war eigensinnig genug gewesen, diesen Adel ohne jeden kirchlichen Segen und nur mit Christines

Hilfe auf zwei Junker und vier Fräulein zu übertragen. Denn nach dänischem Recht war eine Frau, die drei Jahre eines Mannes Tisch und Bett geteilt und seinem Hauswesen vorgestanden hatte, dessen gesetzliche Ehefrau.

Man konnte sagen, er habe sich recht eigenwillig seinen Weg gewählt. Danach war ihm allerdings nicht viel übriggeblieben, als sich ganz der Astronomie und seiner Erkenntnis zu widmen, die er als erster gehabt hatte, nämlich daß es nur durch andauernde und sorgfältige Beobachtungen möglich sei, in den Wandel der Planeten Einsicht zu erhalten. Der merkwürdige Unfall jener Dezembernacht in Rostock hatte eine Kette nicht minder merkwürdiger Folgen gehabt: Der Verzicht auf die adelige Braut, seine Verbindung mit Christine, die Besessenheit, mit der er seine Wissenschaft betrieb, und sein junger Ruhm, für den ihm sein König das Kanonikat am Dom zu Roeskilde, die Insel Hven unterhalb Heisingborg, um darauf eine Sternwarte zu erbauen, und die schwere Goldkette mit dem angehängten Elefanten, Dänemarks Wahrzeichen, verliehen hatte. Doch König Friedrich war jetzt tot. Die Domherrenwürde nebst Einkommen hatte ihm der vierte Christian, Friedrichs Nachfolger, genommen, den Aufenthalt auf Hven veregelt. Die Kette aber trug Tycho. Er hatte sie zur Audienz angelegt, man sah sie, wenn sich die Schauben verschoben.

Seine großartige Unbefangenheit und unbeirrbar Selbstsicherheit hatte er längst wieder. Über Gewinn und Verlust war sie seine Stütze gewesen. Auch Hemmungen, die ihm einige Hofleute gern bereitet hätten, waren gar nicht in sein Bewußtsein gedrungen. Nunmehr bezog er ein Gehalt, wie es Grafen und Barone nach langer Dienstzeit am kaiserlichen Hof nicht erhielten. Er war eben ein Weltmann, wie unter den Grafen und Baronen Böhmens und Österreichs kaum einer zu finden war. Als junger Student hatte er seine Kavalierstour in Begleitung eines Hofmeisters über ganz Europa ausgedehnt. Der Umgang mit Fürstlichkeiten und berühmten Personen, die dem begabten jungen Menschen gern eine eigene Meinung eingeräumt hatten, war ihm zur Gewohnheit geworden und hatte ihm frühzeitig Einblicke in die internationale Politik gewährt, die andern verschlossen waren. Schon in jungen Jahren war er mehr als nur der Studierende der Rechtswissenschaft gewesen, der sich auch mit Astronomie befaßte. Von Jugend auf war er an Hochachtung gewöhnt. Trotz aller Nasendefekte mußte ein solches Leben einen großen Herrn hervorbringen, dem es nicht darauf ankam und der allerdings auch in der Lage war, in die

eigene Tasche zu greifen, wenn seine Ziele es verlangten. Auf Hven hatte er die Uraniborg, die erste Sternwarte, angelegt, die diesen Namen verdiente, um allerdings nach einer zwanzigjährigen Tätigkeit von einzigartigem Erfolg sein Vaterland in Unfrieden mit seinem König zu verlassen. Feinde machten ihm nichts aus. Seinen Landsleuten hatte er durch die Annahme der kaiserlichen Berufung nach Prag eine Antwort gegeben, die nicht ihn beschämte.

Nun hob dieser unbekümmerte Mann den Kopf dem jungen Kavalier entgegen, der soeben eintrat.

„Der Kaiser hat genickt, mein Lieber. Er ist einverstanden.“

„Ihr spracht zur Majestät also doch vom Kepler.“ „Das war meine Absicht.“

„Leider. Der Herr wolle verzeihen: Ich kann an dem Kepler nichts finden. Ein kleiner Mann, der Höhergestellte nicht zu ästimieren weiß und schlechtes Benehmen für Begabung hält.“

„Vielleicht sieht er in Euch keinen Höhergestellten.“

„Ich bin von gutem Adel!“ Die Empörung des jungen Herrn war außerordentlich echt. „Es wäre nützlich“, fuhr er fort, „wenn der Herr Brahe diesem aufgeblasenen Rechendiener bedeuten möchte ...“

Tycho Brahe unterbrach. Er hatte einen guten Tag, und wenn er sonst mit jungen Leuten machte, was ihm beliebt, so begünstigte diesen einen doch der Umstand, daß Brahe vier Töchter hatte. Eine von ihnen wollte Franz Tegnagel heiraten.

„Mein lieber Franz“, sagte Herr Tycho, „ich vermag nicht einzusehen, daß ein Adeliger mit Magister Kepler nicht fertig werden könnte. Wir kennen doch alle unsern Freund Hoffmann von Grünbüchl. Der vergibt als steierischer Standesherr seinem Adel gewiß nichts. Und wo wohnt Kepler hier in Prag – schon Anfang des Jahres und jetzt gar mit Frau und Kind? Beim Baron Grünbüchl auf Strechau. Das sieht nicht nach schlechtem Einvernehmen aus.“

„Der Grünbüchl versteht nichts von Astronomie, und darum überschätzt er den Kepler.“

„Falsch, Franz, ganz falsch! Der Grünbüchl interessiert sich sehr für Astronomie. Schon des Kaisers wegen tut er das. Aber er weiß um seine Grenzen auf diesem Gebiet. Wie nun, wenn Kepler seine Grenzen dem Standesherrn gegenüber ebenfalls kannte? Ich zweifle nicht daran. Daß

seine Überlegenheit als Mathematiker von Grünbüchl anerkannt wird, ist dagegen selbstverständlich.“

„Dem Herrn Brahe ist er nun auf keinem Gebiet gewachsen, und es scheint mir doch, als sei es zu Reibereien zwischen ihm und dem Herrn Brahe gekommen. Keiner von den andern Bediensteten würde sich das erlauben.“

„Meine Mitarbeiter haben ihre eigenen Meinungen. Deswegen halte ich sie. Und Kepler ist keiner von den andern. Hört, Franz Tegnagel, Ihr wollt meine Elisabeth heiraten. Hab’ gar nichts dawider, und Ihr wißt auch, was für eine Frau Ihr mit dem Mädchen bekommt. Aber mit einem Gesicht, das Euch gefällt, ist es Euch nicht getan. Ihr schaut auch darauf, daß die äußeren Glücksumstände der Familie Tegnagel von Camp sich nicht mindern möchten, und denkt dabei vielleicht an meine sechs Kinder. Ist mir recht, Franz, daß Ihr so denkt. Es gibt mir das Vertrauen, daß meine Elisabeth bei Euch nicht in Not kommen wird. Denn gar so arg steht es schließlich nicht bei mir. Da sind meine dänischen Güter Knudstrup und Tostrup – ein wenig verschuldet zwar – doch da ich sie hier mit meinen dreitausend Gulden auf das Jahr nicht in Anspruch zu nehmen brauche, wird sich das in einem Jahr oder zwei behoben haben. Außerdem habe ich Geld an sichere Leute zu guten Zinsen ausgeliehen, darunter zehntausend Taler an den Herzog von Mecklenburg. Mein Kanonikat habe ich freilich verloren, doch die Insel Hven mit vierzig Pachthöfen habe ich noch lebenslänglich. Ein Teil meines Besitzes ist zudem in meine Arbeit geflossen und steckt in meinem Beobachtungsmaterial. Ihr kennt seine Genauigkeit und seinen riesigen Umfang. In der Hauptsache habe ich allein die Uraniborg bauen lassen und auch alle meine Apparate, die ich erst Stück für Stück selbst erfinden mußte, um meine Beobachtungen auf Minuten und Sekunden genau machen zu können. Vor mir hatte das niemand fertiggebracht!“

„Und dann die Gehilfen des Herrn die vielen Jahre“, flocht Tegnagel ein.

„Wir verstehen uns also.“

„Nur weiß ich nicht, worin der Kepler dem Herrn Brahe dienlich sein soll. Er sieht doch so schlecht, daß er froh sein muß, die Venus als Abendstern zu erkennen.“

„Kepler hat Erleuchtungen. Man gebe ihm einwandfreie Beobachtungen, und er wird durch sie auf Weltgesetze stoßen, die wir noch

nicht kennen. Darum handelt es sich.“

Tengnagel wollte nicht überzeugt sein.

„Und außer Kepler sollte es keinem andern glücken?“

„Nein, Tengnagel, Ihr nicht. Ihr sollt zu dem, Eurigen kommen. Aber das nicht. Wißt es selbst, daß Ihr mir wert seid. Aber wenn es auch einen andern gäbe – Ihr seid der andere nicht, und ich kenne ihn nicht, den andern. Ich kenne nur Kepler. Das entscheidet.“ Brahe legte seine Hand auf Tengnagels Schulter. „Tengnagel!“ sagte er mit der ganzen Überzeugungskraft, die er besaß. „Gegen Eure eigenen Interessen würde ich handeln, wenn ich Euch mein Material überließe. Es bekommt erst seinen Wert durch die Berechnungen und die Gesetze, die sich aus ihnen ergeben. Meine Beobachtungen sind ein Teil von meiner Kinder Erbe – sie sind es nicht allein. Beerben könnt Ihr mich einmal, Franz, aber die Berechnungen macht Kepler ...“

Bei aller Selbstherrlichkeit kam Brahe das ungedämpfte Getrappel eilender Füße nicht ungelegen.

„Franz – Franz ...“, rief es, und an der Stimme erkannte er seine Elisabeth.

„Man sucht Euch“, sagte er nicht ohne Vergnügen an der gewaltsamen Beendigung des Gesprächs, als auch schon unter lautem Lachen die Tür aufgerissen wurde.

„Ach ...!“ rief Elisabeth und wurde auf einmal ganz manierlich. „Wir dachten, der Herr Vater sei beim Kaiser?“

„Ihr seht, ich bin hier. Die Majestät war so gnädig, mich sofort zu empfangen, und so bin ich eher zurückgekehrt, als es meinen Töchtern offenbar beliebt. Was die jungen Damen aber in meinem Studierzimmer zu suchen haben, möchte ich gerne wissen.“

„Ach, ich ...“, meinte die eine.

„Ach, wir ...“, fand die andere.

Aber sie wußten genau, daß der Herr Vater, so sehr er sich auch den Anschein gebe, gar nicht zornig sei und mit der kavaliersmäßigen Höflichkeit eines wohlgezogenen Mannes alles seinen erwachsenen Töchtern nachzusehen bereit sei.

Auch ein anderer wußte das, ein schwächtiger Mann. Unbemerkt und leise war er durch die offengelassene Tür eingetreten. Er kannte dieses lebensprühende Weibsvolk von seinem ersten Besuch in Benatek. Aber auch wenn er die schlanken Beine, das blonde Haar und alles, was andere

Männer an dieser jungen Weiblichkeit zu reizen vermochte, wahrgenommen hätte – mehr als die Beine galt ihm der Kopf. Und so waren sie ihm im Augenblick nicht nur unwillkommen, sondern überhaupt lästig. Sie übersahen ihn, wie er sie. Was verschlug es ihm? Er hatte eine Frau zu Haus, und die machte ihm schon warm genug. Es war Kepler.

„Ich weiß schon, was ihr wollt“, sagte Brahe zu seinen Töchtern, „ihr wollt euern Franz.“

„Er hat versprochen, mit uns Ball zu spielen“, sagte die eine.

„Und nun läßt er uns warten!“ schmolte die andere.

„Läßt er? Unerhört!“ fand auch Brahe voller Ironie. „Aber nun habt ihr ihn. Macht, daß ihr fortkommt. Raus mit euch, Bagage! Alle drei!“

Brahe lachte. Er war sehr zufrieden, mit den Töchtern auch Tengnagel auf eine glimpfliche Weise losgeworden zu sein.

„Gören!“ sagte er mit einem zärtlichen Schmunzeln, als die Tür sich hinter den Rücken schloß. Dabei erst wurde er Kepler gewahr. „Verzeiht, Herr Magister. Ich sah Euch nicht. Aber Ihr habt ja auch schon eine Tochter. Eben konntet Ihr sehen, wie sich so was entwickelt. Nicht einmal in seiner Studierstube ist man vor den Bälgern sicher. – Aber will der Herr nicht Platz nehmen?“

Er hatte seine Erfahrungen mit Kepler. Die kleinste Vernachlässigung einer gebotenen Höflichkeit konnte ärgerliche Folgen haben. Mit ihm war es nicht tunlich, wie mit einem Gleichgeborenen und Gleicherzogenen zu verfahren, bei dem man die Formen auch einmal schleifen lassen mochte, weil sie beiden Teilen geläufig waren. Kepler dagegen war sich noch nicht der Möglichkeiten bewußt, durch diskrete Andeutung der Form den andern auf sie zu verweisen, wenn er deren Vernachlässigung ablehnte. Er führte immer gleich „ehrliche Aussprachen“ herbei, die ebenso langweilig wie überflüssig und mehr noch verdrießlich waren, weil sie Selbstverständlichem zu einer Wichtigkeit verhalfen, die ihm nicht zukam. Brahe waren derartige Auseinandersetzungen um so mehr ein Greuel, weil er auf dem Gebiet der Wissenschaft, auf dem er keinen Geburtsrang gelten ließ, Kepler als einen Gleichen anerkannte – eine Überzeugung, mit der er allerdings in seinem Hause und unter seinen Mitarbeitern allein stand. Seine Fähigkeiten mochten unter vorzeitigem Altern gelitten haben – die Einschätzung Keplers war mehr als der Eigensinn eines Mannes, der seine Zeit gehabt hatte.

Jetzt freilich schüttelte der große Mann den Kopf. Allzu ersichtlich war Kepler, wie er so dasaß, von Lebensangst ausgelaugt. Mit seiner Menschenkenntnis sah es Brahe.

„Ich habe eine gute Nachricht für Euch, Herr Kepler“, sagte er daher absichtlich obenhin, „der Kaiser hat genickt.“

Kepler verstand gar nichts, und an eine Verhöhnung mochte er denn doch nicht glauben.

„Genickt ...?“ fragte er.

Brahe lachte.

„Ja, mein Verehrter. An diesen kaiserlichen Hof müßt Ihr Euch noch gewöhnen. Der Kaiser hat genickt, als ich ihm vorschlug, Euch in seine Dienste zu nehmen. Der oberste Kammerdiener Machowsky hat es gesehen, und das ist mehr als eine notarielle Beglaubigung. Niemals ist es vorgekommen, daß die Majestät sich ähnlichen Verpflichtungen entzogen oder sie vergessen hätte. Wann freilich der Vertrag zu Papier kommt, weiß man nie und schon gar nicht, wann man die Gulden im Beutel hat ...“

Ganz unbeherrscht sprang Kepler auf.

„Was soll mir das? Eure Gnade sind ein großer Herr, aber ich bin ein kleiner Mann und hab' für Frau und Kind zu sorgen. Als Spielball kaiserlicher Launen sind mir die zu gut!“

„Erregt Euch nicht, Herr Magister! Setzt Euch, ich bitte Euch. Wir sind beide Männer der Wissenschaft und auf unserm Gebiet der Astronomie und Euerm der Mathematik seid Ihr für mich ein Meister und kein kleiner Mann. Ich bin so geworden, wie ich bin, es hat keinen Zweck, darüber zu streiten. Ändern kann ich mich nun nicht mehr; aber daß ich Euer Vertrauen nicht verdiene, glaube ich nicht.“

„Vertraut Herr Brahe mir? Immer, wenn ich etwas von den Beobachtungen des Herrn erfahren möchte ...“

„Ihr seid jung, und ich bin es nicht. Versteht Ihr das nicht, Herr Kepler? Ich bin eifersüchtig. Auf Euch bin ich eifersüchtig. Mein ganzes Leben hat sich in Beobachtungen verzehrt, in exakten Beobachtungen! Das erkennt auch Ihr an?“

„Das erkenne auch ich an“, sagte Johannes und begann schon seine Heftigkeit zu bereuen.

„Es bedeutet also nichts, daß es Euch schon Eurer Augen wegen nicht gegeben ist, ähnliche Beobachtungen zu machen und in einer Weise anzuhäufen, wie sie mir vergönnt war. Ich habe, was Ihr nicht habt, aber Ihr

habt etwas, mit dem Ihr meinem selbsterarbeiteten Besitz den Wert geben könnt, der ihm tatsächlich innewohnt. Seid also einstweilen noch duldsam gegen die Schwächen eines alten Mannes. Auf die Dauer kann ich Euch ja gar nicht den Weg verstellen.“

„Ich hoffe, der Herr Brahe will damit nicht etwas in bezug auf dero Gesundheit andeuten ...?“

„Nur keine Sentiments! Mit sechs Kindern, die alle versorgt sein wollen, und dazu einem künftigen Schwiegersohn wie Tengenagel ist es ganz natürlich, Künftiges zu regeln. Zu meiner Hinterlassenschaft gehören aber auch meine Beobachtungen. Im Laufe meines Lebens ist viel Geld aus meinem Vermögen hineingeflossen, und das geht meine Familie an. Wichtiger ist, was mit den Beobachtungen wissenschaftlich geschehen soll. Es ist mir nicht leicht geworden, zu einem Entschluß zu kommen; aber ein Mann wie ich muß sich mit Tatsachen abfinden. Ich sagte schon, daß Ihr, Herr Kepler, diese Beobachtungen nicht hättet machen können. Sie sind mein Verdienst, und nicht in jedem Jahrhundert findet sich ein Brahe. Um aber aus diesen Beobachtungen Himmelsgeheimnisse zu entschleiern, bedürfte es wiederum eines ganzen Lebens. Meines Lebens? Nein, Eures Lebens, Herr Kepler, eines so fanatischen Mathematikers und Rechners, wie Ihr es seid. Mein Leben für Eures – Euer Leben für meins. Wir gehören zusammen, Herr Kepler. Ich bestreite Euer Ingenium in keiner Weise, wenn ich Euch sage, daß ich von Euerm „Mysterium Cosmographicum“ trotz dessen herrlicher Intuition nicht überzeugt bin, nicht überzeugt sein kann. Die Konstruktion stimmt nicht, und der Grund dafür, daß die regulären Körper in ihren Verhältnissen untereinander nicht genau den Planetenabständen entsprechen, liegt nicht bei Kopernikus und bei dessen ungenauen Beobachtungen, auf die Ihr Euch stütztet, sondern im Fehlen aller sicheren Voraussetzungen für Eure Theorie. Gesetze fallen nicht vom Himmel. Gewiß sind Einfälle gut und nützlich; aber von ihnen bis zu einem gültigen Gesetz ist ein weiter Weg. Nehmt meine Berechnungen – sinnlich wahrgenommene und auf Grund der Wahrnehmungen errechnete Tatsachen –, und Ihr werdet Euch selbst davon überzeugen, daß Eure regulären Körper kein Mittel zur Enträtselung des Weltalls sind.“

„Der Herr Brahe will mir also wirklich seine Beobachtungen geben, wenigstens soweit sie die Planetenabstände betreffen?“

„Ich sagte es, Herr Kepler.“

„Und ich beginne zu begreifen: Da mir Eure Beobachtungen fehlten, griff ich zur Spekulation; die aber führt weg vom Wissen, von der Wissenschaft in das Reich der Spekulationen. Wer von einem unsicheren Grund abspringt, landet im Ungewissen, und das Ungewisse verführt zum Glauben, der Glaube zum Aberglauben. In ihren Voraussetzungen gleichen sich Glaube und Aberglaube. Wie es damit in Wirklichkeit steht, werden mich Eure Beobachtungen lehren.“

„Meine Beobachtungen werden Euch viel zu schaffen machen und manchen Eurer Einfälle umbringen. Wenn aber ein Einfall mit ihnen zusammenstimmt – dann habt Ihr einen Zipfel der Weltgeheimnisse in Euern Händen.“

Ohne es selbst zu wissen, erhob sich Kepler.

„Ich soll also ...?“

„Ihr seht doch, wie Ihr auf mich und wie ich auf Euch angewiesen bin. Und sagt selbst, Herr Magister, könnte ich die Entscheidung über mein Lebenswerk mit gutem Gewissen meiner Familie hinterlassen?“

„Nein, das könnte Herr von Brahe wohl nicht.“

„Nun also! Was für meine Erben an Geld darin steckt, sollen sie haben. Und auch meinen Namen werden sie haben. Ich versehe es mir von Euch, daß Ihr mein Verdienst nicht unterdrücken werdet ...“

„Ich soll also wirklich ...?“

„Meine heutige Audienz beim Kaiser galt meinem wissenschaftlichen Nachlaß. Die Majestät hat ihn erworben und so davor geschützt, daß er in dilettantische Hände gerät.“

„Aber Herr von Tengenagel ...!“

„Den eben mein' ich, und ich hab' es ihm auch gesagt. Tengenagel wird genug zu tun haben, die zwanzigtausend Gulden hereinzubekommen, die mir der Kaiser schuldet. Das kann er vielleicht – Astronomie dagegen nicht. Ich war gewiß nicht müßig, Euch eine Hofanstellung zu verschaffen, aber heute traf es sich besonders gut. Der Kaiser wünschte einen jungen Gelehrten von Ruf heranzuziehen, und da habe ich natürlich Euch vorgeschlagen.“

Keplers Jubel, den Brahe erwartet hatte und auf den er Anspruch zu haben glaubte, fiel leider aus. Dafür entstand eine Pause, die gefährlich hätte werden können. Glücklicherweise merkte Kepler das. Trotz seiner leichten Erregbarkeit, die ihn von einem Extrem ins andere warf, war er gutmütig. In Fällen wie diesem empfand er leicht ein Übermaß an Reue, das

auch wieder nicht zu rechtfertigen war. Auf keinen Fall wollte er einen Mann verletzen, dessen Leistungen er bewunderte. „Der Herr Hofmathematikus wolle bitte meiner aufrichtigen Dankbarkeit versichert sein“, sagte er hastig, um das Versäumte nachzuholen; „aber ich habe Nachrichten aus Tübingen ...“

„Bietet man dem Herrn eine Professur?“

Kepler errötete vor Verlegenheit, ehe er sich zu einer Tapferkeit entschloß, in der nun doch wieder ein Aufbegehren gegen den Reichen und Vornehmen steckte, der nach Keplers Überzeugung nie eine Verlegenheit gekannt habe. Was wußte der Jüngere von Brahe? Er kannte nicht das Antwortschreiben Christians von Dänemark an seinen Mann von Adel, Tycho Brahe.

„Es ist trockenes Brot, Eure Gnade“, erklärte er, bar jeder den Worten anhaftenden Demut; „aber es ist Brot.“

Das letzte war ein Angriff. Bot der Kaiser Brot? „Darf man etwas über dieses Tübinger Brot wissen?“ fragte Brahe unbeirrt.

„Interessiert es Eure Gnade?“

Angesichts der Tatsache, daß Brahe Kepler zwar nicht immer nach dessen Wünschen zufriedengestellt, aber alles in allem doch finanziell nicht im Stich gelassen hatte, war Keplers Frage ungerecht. Brahe überhörte auch das.

„Ich interessiere mich“, meinte er sachlich.

Das zwang den andern, ebenso zu antworten. Man habe ihm Vorschub versprochen, berichtete er, wenn er als Hofmeister adeliger Studenten nach Tübingen kommen würde, auch wolle man ihn schwachen Examenskandidaten als Repetitor empfehlen.

Und von einer Professur habe man nichts verlauten lassen? erkundigte sich Brahe.

Man habe, stotterte Kepler – es zu sagen, fiel ihm schwer –, man habe versichert, daß man bei vorkommender Gelegenheit an ihn denken werde.

„Um Euch dann zu übergehen!“ fiel Brahe hart ein. „Eher als Euch würden sie einen der Schwachköpfe, die Ihr durchs Examen geschleust, zum Professor machen! Man will Euch in Tübingen nicht. Wenn Ihr aber nicht aufhört, Euch anzuschmeißen, wird man Euch so lange mißbrauchen, bis Ihr Euer Leben als Tübinger Kuriosität beschließen könnt. Ihr habt einen Namen, Herr Kepler! Könnte denen so passen, daß Ihr ihnen mit diesem Namen adelige Studenten zuschanzt, um der Pfaffenuniversität

weltlichen Glanz zu verleihen. Und was das Brot anlangt, so dürfte es wahrlich trocken sein, dafür jedoch weniger reichlich. Und in solche Verhältnisse wollt Ihr Eure Frau zwingen?“

„Ihren Hausstand hat sie einstweilen in Linz gelassen.“

„Ist immer noch näher von Linz bis Prag als bis Tübingen. Dürfte Frau Barbara auch kaum wohl anstehen, eigenes Geld dranzusetzen, damit ihr Ehemann den Tübingern die komische Figur macht. – Verzeiht, Herr Magister!“ übergang Brahe schnell das harte Wort, um den auffahrenden Kepler nicht laut werden zu lassen. „Es ist so. Dürfte Euch manches an Prag nicht gefallen – mir auch nicht –, am wenigsten, daß Euch sogar in meinem Hause nicht immer so begegnet wurde, wie es Euch gebührt. Doch das läßt sich ändern. Glaubt Ihr aber, daß die Tübinger nur einen Deut von dem abstellen würden, was Euch leid wäre?“

„In Tübingen bekäme ich für die Arbeit mein Geld – schmähsch geringen Lohn vielleicht, aber erarbeitetes Geld, das rechtens mir gehörte, und keine Gnaden. Vor Gnaden wär’ ich in Tübingen sicher.“ Voll Bitterkeit war Keplers Lächeln, ehe er fortfuhr: „Ich will gerne arbeiten. Es ist mir eine Lust, und wenn ich reich wär’, tät ich’s umsonst. Ich bin aber nicht reich, und gar widrig ist es, daß ich trotzdem keine Almosen zu nehmen vermag. Der Herr wolle verzeihen. Es ist meine Schuld.“

„Bei der Frage nach der Schuld kann man, wenn man sie eifrig betreibt, zu den wunderlichsten Ergebnissen gelangen. Lasset uns von dieser Frage absehen, Herr Kepler. Was Ihr bisher für mich gearbeitet habt, versuchte ich Euch zu lohnen, und zuletzt haben wir uns stets geeinigt. Es war Lohn, Herr Kepler, und kein Almosen. Von jetzt ab befindet Ihr Euch in kaiserlichen Diensten. Dessen bin ich Euch Bürge, und es ist nur billig, daß ich Euch auf Euern Sold, Eure Notdurft vorstrecke. Almosen ist das auch nicht. Es ist Euer eigenes Geld, das Ihr verzehren sollt. Den Vorschuß erstattet Ihr mir, wenn die kaiserliche Kasse Euch zahlt.“ „Wenn sie zahlt“, wandte Johannes ein. „Wenn sie nicht zahlte, wäre es meine Sache. Ich schlage vor: Wir bitten unsern gemeinsamen Freund, den Professor Jessenius, unsern Wittenberger. Der mag Schiedsman sein, und vor dem bringen wir es richtig aufs Papier.“

„Das alles versteht Eure Gnade besser. In Prag kenn’ ich mich nicht aus. Von Tübingen weiß ich mehr.“

„Für einen Mann wie Euch ist das kein Grund, sich diesen kleinen Geistern auszuliefern. Daß Euch der Maestlin und all die andern heute noch

näherstehen als die römische Majestät, glaub' ich gern. Doch würdet Ihr bald wissen, daß der Kaiser mehr Mensch ist als irgendeiner Eurer Theologlein und deren Diener. Es gibt genug Leute, die ihn unter sich schwach, seltsam und zerfahren nennen, ihn einen Kaiser heißen, der, statt sie zu lenken, der Welt Händel gehen lasse, wie sie wohl mögen. Wir aber – Ihr und ich und unseresgleichen – sollten füglich erkennen, was ihm von den Übelwilligen am meisten verargt wird. Das ist seine Liebe zum Geist und zu den geistig Schöpferischen, die ihm jedem weltlichen Rang vorangehen. Und nun seht Euch die Händel an, denen er steuern soll: Da ist die Papstkirche, die wiedergewinnen will, was sie durch eigene Schuld verlor, und auf der Gegenseite die Evangelischen, die einander das Weiße im Auge nicht gönnen und nur darauf achten, wie sie möglichst viel der katholischen Pfründen erraffen. Des Reiches und der türkischen Drohung vergessen beide darüber, Katholiken und Protestanten. Wie läufige Hunde knurren sie einander an, immer bereit, sich gegenseitig zu zerfleischen. Furchtbar müßte es sein, wenn es dazu käme. Immer zankt ihr Deutschen euch um Worte, und wenn es nicht, wie jetzt, die Religion ist, wird es etwas anderes sein; aber stets werden dahinter höchst irdische Interessen stehen – Geld und Macht. Die kaiserliche Hand aber, die heute schlichtend dazwischenfahren wollte, müßte mehr Stärke haben, als in Deutschland zur Zeit zu finden wäre. Unter diesen Umständen scheint es mir genug, daß Rudolf mit seinem Säumen, Nachgeben, Weigern und Ausweichen der deutschen Nation den Bürgerkrieg bis jetzt erspart hat. Viel würde von Deutschland nicht übrigbleiben.“

„So sah ich es nie ...“, meinte Johannes nachdenklich.

„Ihr kennt nicht Prag, Ihr kennt nicht Rudolf. Ihr müßt den Kaiser erst kennenlernen ...“

„Der Kaiser und ich? Wie sollte ...?“

„Ganz einfach: Ich nehme Euch mit. Ich will Euch nicht täuschen, Herr Kepler. Daß Ihr einmal als mein Nachfolger Hofmathematikus werden solltet – darüber wurde kein Wort gesprochen, und ich hielte es eher für möglich, daß man, wenn es soweit wäre, irgendeinem Adeligen mit dieser Charge den Mund stopfte. Aber Hofangestellter seid Ihr schon jetzt, und ich bin sicher, daß die Majestät bei meiner nächsten Audienz Euch zu sehen erwartet. Euch einzuführen, ist aber die Befugnis meines Amtes. Es handelt sich nämlich um die Vorausberechnungen der Planetenörter. Und da Ihr Euch auf diese Arbeit allein nicht festlegen werdet, was auch gar nicht

erwartet wird, könnte es sein, daß ich bei ihrer Beendigung nicht mehr wäre.“

Es war, als mache Brahe sein Testament. Kepler unterbrach ihn nicht. Sein Kopf war bereits von so großen Zahlen erfüllt, daß dagegen die Lebensdauer eines Menschen bedeutungslos wurde.

„Ihr seid Kopernikaner“, fuhr Brahe fort, „mein Weltbild kennt Ihr. Es stützt sich immer noch auf den Almagest des Ptolemäus mit einer festen Erdscheibe im Mittelpunkt. Ich bitte Euch nun: laßt mein Weltbild bei Euern Berechnungen nicht gänzlich fallen. Mit beiden Voraussetzungen müssen die Ergebnisse stimmen.“

Blitzschnell überlegte Kepler: Brahe habe recht. Er, Kepler, müsse ja überhaupt erst die Umlaufgesetze der Planeten entdecken, ehe er mit den eigentlichen Berechnungen beginnen könne. Diese Berechnungen verlangten mehr Arbeit als ein Ingenium, und es sei kein Grund vorhanden, sie nicht für beide Systeme doppelt zu machen. Er nickte also.

„Das ist nur billig“, sagte er.

Brahe verbarg nicht seine Genugtuung. Daß er sich auf Kepler verlassen könne, glaubte er zu wissen. Doch noch ein heikler Punkt war zu bereden.

„Ich beabsichtige, dem Kaiser vorzuschlagen, die Tafeln, die Ihr fertigen sollt, nach ihm die ‚Rudolfinischen Planetentafeln‘ zu nennen. Was meint Ihr?“

„Warum nicht nach Herrn Brahe?“

„Warum nicht nach Euch?“

„Weil es ohne die Braheschen Beobachtungen nie Keplersche Planetentafeln geben würde. Indessen finde ich ‚Rudolfinische‘ gut.“

Beide hatten die Eitelkeit der Wissenschaftler, und so war der gewählte Name in der Tat ein Ausweg. Daß Kepler Tycho Brahe als Namensgeber auch nur in Erwägung gezogen hatte, wußte der Forscher zu würdigen.

„Also die ‚Rudolfinischen Tafeln‘“, stellte er fest. „Ich danke Euch für Eure Zustimmung, Herr Kepler. Denn es ist doch eine Zustimmung? Ihr werdet Euch wegen Tübingen nicht entscheiden, ehe Euch nicht der Kaiser gesehen hat ... und Ihr ihn saht?“

Kepler verneigte sich.

„Die Bitte des Herrn Hofmathematikers kann nur meine Dankbarkeit erhöhen. Und undankbar möchte ich nicht sein.“

Brahe reichte ihm die Hand, die Kepler ergriff.

„Ich freue mich, Herr Magister.“ Brahe war zufrieden mit Kepler und vor allem mit sich. Nun war er ein wenig erschöpft. Lange hätte er das Gespräch nicht fortsetzen können. Verlierer oder Gewinner? Beide konnten beides sein. Brahe aber schob sich den Sieg zu und fühlte sich befreit. – „Ihr bleibt doch zum Nachtessen?“ fragte er.

„Meine Frau könnte ...“

„Bitte, schlagt es mir heute nicht ab. Zu Frau Barbara schicken wir, sie möge ebenfalls kommen. Die paar Schritte!“ „Herr Brahe vergessen die Regina.“

„Ihr habt doch eine Magd? Sonst schicke ich eine von uns. Und das Reginerl ist doch schon aus dem Gröbsten. Ist Euch nicht auch so, Herr Kepler, als wenn wir heute ein Fest feiern müßten?“

XI

Das Fest war gefeiert worden. Auch Barbara war zugegen gewesen. Trotz aller Auszeichnungen durch den Hausherrn hatte sie sich an dessen Frau gehalten, und die war stets eher am Rande als im Mittelpunkt eines Wirbels zu finden. Wer sie nicht kannte, hätte in Frau Christine kaum die Herrin erkannt. Mit einem Ausdruck des Erstaunens pflegte sie dazusitzen, als könne sie es nicht fassen, daß sie selbst ihre Kinder, dieses wenig leise junge Volk, zur Welt gebracht hatte. Sie konnte sich gelegentlich entfernen und sicher sein, daß es lange dauern würde, bis einer nach ihr fragte. Meist war das ihr Mann. Er sprach zwar selten viel mit ihr; aber er vermißte sie, wenn sie nicht da war.

Brahe war nicht geizig, und so hatte es an nichts gefehlt. Der Abend war jedenfalls als Ehrung für Kepler gedacht gewesen, und er hätte dem jungen Gelehrten schmeicheln können – nur konnte er sich, mißtrauisch wie er war, nicht gänzlich der Frage entziehen, wer alles wohl zuletzt zu bezahlen habe. Die Antwort hatte er kurz darauf erhalten. Geltungssüchtig waren sie alle, diese Herren der Wissenschaft. Tycho Brahe machte hier keine Ausnahme. Im Gegenteil! Während die Wissenschaft bei andern zur Erhöhung ihres Ansehens beitrug, hatte er sich durch seine Tätigkeit als „Sterngucker“ gegen die Anschauungen seiner adeligen Standesgenossen vergangen. Es war für ihn ein schwerer Entschluß gewesen, seine Forschungsergebnisse erstmalig zu veröffentlichen. Für den von ihm entdeckten neuen Stern des Jahres 1572 nördlich der Cassiopeia hatte er es anfangs mit allerlei Ausflüchten abgelehnt. Aber dann war es schließlich doch geschehen. Sein Ruf als ein Edelmann war denn auch nicht wieder herzustellen gewesen. Dafür genügte ihm, so hoch er stieg, niemals sein wissenschaftlicher Ruhm. Fürst, König der Astronomie? Nicht genug, nicht genug! Seiner Eitelkeit konnte Herr von Brahe auch Männer opfern, deren Leistungen er anerkannte.

Daraus ergab sich für Kepler diese heikle Geschichte mit dem inzwischen verstorbenen Ursus. Der hatte sich vom Schweinehirten zum kaiserlichen Mathematiker hinaufgedient, ohne eigentlich etwas Besonderes geleistet zu haben. Mehr dem Amt als dem Mann hatte Kepler sein erstes Buch geschickt und dabei dem Empfänger werbenderweise etwas zu reichliches

Lob gespendet. Ursus hatte das Keplersche Lob nicht für sich behalten und in einem astronomischen Werk verwandt, das in heftiger Weise gegen Brahe polemisierte. Es handelte sich um das tychonische Weltsystem: Die Planeten wandeln um die Sonne – die Sonne aber mit ihren Planeten um die fest in der Weltmitte ruhende Erdscheibe.

Ursus wollte dieses Welträtsel genauso, aber eher gelöst haben, und Tycho bezeichnete Ursus als Plagiator. Dabei hatte der Herr Hofmathematikus Pech – durch einen unzeitgemäßen Tod wurde ihm Ursus entzogen. Tod und Grab jedoch konnten Brahes unsterblichen Haß nicht dämpfen, obwohl er, ohne sich etwas zu vergeben, den Herrn Ursus ruhig hätte übersehen können.

Diesen Vorgängen verdankte es der arme Johannes, daß er über einer Streitschrift gegen den Widersacher brüten mußte. Brahe hatte ihn um diese Gefälligkeit gebeten, und Kepler hatte es nicht fertiggebracht, dem alten Herrn die Bitte abzuschlagen. Dem alten Herrn ...? Kepler empfand Brahe mit dessen vierundfünfzig Jahren bereits als alt.

Johannes war überhaupt oft ein wenig schwach, und hinterher bereute er oft genug seine Nachgiebigkeit. Da hatte er für den Kanzler von Hohenburg einer phantastischen Konstellation nachspüren müssen, die Lucanus beschreibt und die Kepler dann als Spielerei des Autors entlarvte. Der Tag des Jahres 5 vor Christi war festzustellen gewesen, an dem die Venus den Merkur verdeckt hatte, und das Geburtsdatum des Augustus mit einer astrologischen Geburtsfigur – alles langwierige und knifflige Arbeiten, die nichts weiter als ein Dankeschön einbrachten.

Mit seiner Arbeit über Ursus stand es schlimmer. Er wußte, daß er mit ihr das Fest bezahlte.

Von dieser unbefriedigenden Tätigkeit pflegte er sich durch andere Arbeiten zu erholen, die ihm mehr zusagten. Davon waren hinreichend vorhanden. Kosmographische Bücher wollte er schreiben: Über das Weltall und seine „ruhenden“ Teile, Sonne und Fixsterne, und über deren Einheit, was schon genug gewesen wäre. Aber es sollten noch drei weitere Bücher hinzutreten, die mehr Probleme aufwarfen, als ein Mensch in einem einzigen Leben zu lösen vermocht hätte. Kepler war noch jung und glaubte darum an Harmonien und Erfolg. Dabei machten ihm seine Arbeiten über den Mars bereits genug Schwierigkeiten.

„Schscht, Väterchen!“ ließ sich ein Flüstern vernehmen, „vertu dich nicht. Die Mutter hat schon gesagt, du werdest wieder mal nicht fertig.“

„Schickt sie dich?“ flüsterte Kepler und legte geschwind ein Blatt des Marsmanuskriptes auf den Haufen zurück, um sich wieder dem Rasiermesser zu widmen.

„Wo denkst du hin!“ beruhigte ihn Reginerl. „Wenn sie mich erst schicken tät’ – dann wär’s bö’s!“

Daß seine Beschützerin erst zwölf Jahre alt war, verschlug ihm gar nichts. Er wußte, wie wohltätig sich dieser Schutz im häuslichen Krieg auswirkte. Jetzt schabte er, um die Zeit einzuholen, fieberhaft an seiner linken Backe, die bereits eingeseift war. Es war nicht zu früh. Schon schaute Frau Barbara gehetzt zur Tür herein.

„Aber Mann“, klagte sie, „jeden Augenblick kann Herr von Brahe seinen Läufer schicken oder er selbst kommen, und Ihr seid noch nicht fertig!“

„Väterchen“, versuchte Regine ihm zu Hilfe zu kommen, „du hast doch nur nach einem Blatterl gesucht, um es Onkel Brahe zu zeigen. Wirklich, die Frau Mutter kann glauben, nur ein Blatterl, ein ganz kleines.“

Die Hilfe war mehr eine Ablenkung, und nicht einmal eine gute.

„Sei still!“ herrschte Frau Barbara ihr Mädchen an, um sich dann an ihren Mann zu wenden. „Da hört es der Herr Magister, wie er das Kind verzieht. Kein Wunder, daß es Euch immer nachläuft. Aber wenn ihr beide alleweil zusammenhockt, hätte der Herr Magister dir wenigstens Lebensart beibringen können.“ Sie wandte ihrem Johannes den Rücken und dem Reginerl ihre beginnende Breite zu. „Wir sind keine Zigeuner!“ rief sie. „Man sagt: ‚der Herr Vater‘!“

„Jawohl, Frau Mutter.“ Regina knickste.

„Und ‚du‘ sagt man zu seinem Herrn Vater erst recht nicht!“

„Gewiß nicht, Frau Mutter.“

„Schämen muß man sich“, erklärte Barbara; fand aber gleichzeitig zu einer vertrauteren Weise zurück. „Statt sie zu verhätscheln, solltest du ihr lieber mal den Hintern aushauen“, warf sie Johannes vor. „Verdient hat sie’s schon lange.“

Sie selbst war es so gewöhnt gewesen, und eine andere Art der Erziehung konnte sie sich nicht vorstellen.

„Barbara“, meinte Johannes, „sie ist deine Tochter. Das stände dir zu. Doch da du es gar nicht fertigbrächtest, sie zu schlagen, möchtest du mir dies Geschäft aufbürden. Doch warum? Nicht Regina ist zu spät dran, sondern ich. Und nicht das einmal ...“

„Ich bin nämlich fertig“, hatte er sagen wollen, als die Magd schon eintrat. Er bekam seine frischgestärkte Mühlensteinkrause um den Hals, schlüpfte in den Talar und erhielt den Reputationsstock mit dem vergoldeten Knopf in die Faust. Ihm das Barett aufzusetzen und sorglich zurechtzurücken, ließ sich Barbara nicht nehmen. Dadurch bekundete sie, daß er ihr Mann sei und ihr gehöre. Ganz zuletzt knickte Regina noch wie ein ganz artiges Mädchen und überreichte ein Blatt Papier, das der Herr Vater nur ja nicht vergessen solle.

Pfleglich verwahrte Johannes es.

Daß es ein jungfräulich weißes, völlig unbeschriebenes Blatt war, machte den beiden nichts aus.

Keines der drei weiblichen Wesen verabsäumte es, ihm nachzuschauen.

„Hach!“ rief Bette, die Magd, und legte sich gefährlich weit aus dem Fenster. „So ein Talar! Da sieht man doch gleich, daß unser Herr wer ist!“

„Talare kann man nicht essen“, seufzte Barbara.

Das waren die Nachrufe für Johannes, als er sich anschickte, in Brahes Begleitung zum ersten Mal vor seinen Kaiser zu treten.

Fürstliche Hofhaltungen waren Kepler nicht völlig fremd. Er hatte in Stuttgart am Tisch seines Herzogs gesessen, wenn auch nicht an dem Serenissimi oder am Adelstisch. Das war nicht entscheidend gewesen. Vom Tisch der mittleren Hofangestellten hatte er ebensogut seine Beobachtungen machen können. Diese Höfe von Stuttgart und Graz ließen sich freilich mit dem des römischen Kaisers nicht vergleichen.

Natürlich waren die Kurfürsten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation nicht zugegen. Nur einmal im Leben eines Kaisers, und zwar an der Krönungstafel in Frankfurt am Main, übten sie in Person ihre Erzämter aus: So saß der Mainzer Kurfürst Schweikart ziemlich weit weg von Prag in seinem Erzbistum oder wo er sich sonst aufzuhalten geruhte. In Prag wurde der Kanzler für Deutschland durch einen Reichsvizekanzler vertreten, und ein ähnliches Verfahren galt für viele andere kurfürstliche und reichsfürstliche Funktionen am kaiserlichen Hof. Die Vertreter waren selten regierende Fürsten, doch in jedem Fall große Herren, und hätten eigentlich mit dem Kaiser das „Reichsregiment“ bilden sollen.

Sie waren weit entfernt, es zu tun.

Das ergab sich nicht etwa daraus, daß es dem Kaiser an wichtigen und entscheidenden Rechten im Reich gefehlt hätte, sondern mehr aus der

Tatsache, daß er nicht nur Kaiser, sondern auch Erzherzog von Österreich, König von Ungarn und vor allem König des reichen Böhmens mit dessen Markgrafschaft Mähren und den schlesischen Herzogtümern war. Alle diese Länder hatten, wie das Reich den Reichstag, ihre mitbestimmenden Landtage, auf denen die adeligen Herren ihre Erbstimmen besaßen, wozu dann noch die der privilegierten Städte kamen, und ferner in jedem dieser Länder Erbhof- und Erblandesämter des hohen Adels. Das war ein vielfältiger und zahlreicher Kreis von Personen, die alle mit Rudolf als ihrem Kaiser, ihrem Herzog oder ihrem König in einer besonderen Verbindung standen, gleichgültig, ob ihm das gefiel.

Es gefiel ihm gar nicht, und auch die Diplomatie gefiel ihm nicht. Aus Sparsamkeitsgründen unterhielt er nur vier ständige Gesandtschaften. Eine selbstverständlich beim Papst in Rom, eine andere ebenso selbstverständlich bei den spanischen Habsburgern in Madrid oder vielmehr letzter Zeit in Valladolid – dann noch eine in Venedig – und am allerselbstverständlichsten eine bei der Hohen Pforte in Konstantinopel, dem Mittelpunkt der Weltpolitik, weil kein Mensch das künftige Verhalten des Padischahs voraussagen konnte und alles daran lag, es möglichst rechtzeitig zu wissen. Mit zwölftausend Gulden war dieser Posten denn auch der höchst-, aber lange nicht hoch genug bezahlte. Jeder neue Inhaber erklärte verzweifelt, daß er das Zehnfache, ja Hundertfache gebrauche – so unersättlich seien diese charmanten Damen des kaiserlichen Harems – diese begehrlichen Feindinnen der Christenheit. Im gesitteten Abendland gebe es so was nicht. Dort würde man sie insgesamt als Hexen verbrennen. Aber Konstantinopel hatte nun einmal nicht das Glück, im gesitteten Abendland zu liegen, und so mußte es sich leider statt mit Hexenverbrennungen mit dem jährlichen Tribut begnügen, der ihm von Prag in aller Devotion gesandt wurde.

Derartige diplomatische Gepflogenheiten zu verbreiten sah Rudolf keinen Grund, und damit hatte er, von seinem Standpunkt aus, vollkommen recht. Nur daß sich König Heinrich IV. von Frankreich, dieser Erzketzer und neuerdings päpstlicher Busenfreund, nicht daran kehrte. Er schickte einfach seine Gesandten, und ablehnen konnte man die nicht. Ebenso machten es andere Könige, wie dieser Jakob von England, und die Reichsfürsten bis hinab zum kleinen Reichsgrafen hatten ohnehin das Gesandtschaftsrecht am Sitz der heiligen Majestät.

Wenn alle solche Leute ihre Rechte zu gleicher Zeit hätten wahrnehmen wollen, wäre so leicht kein Gebäude groß genug gewesen, sie aufzunehmen. Glücklicherweise taten sie es nicht. Aber die kaiserliche Antikamera auf dem Hradschin, so geräumig sie war, erwies sich immer noch nicht als groß genug, um ein beängstigendes Gedränge zu verhindern.

Was wollten diese Menschen eigentlich? Es war doch bekannt, daß die wichtigsten Gesandtschaften monatelang keine Audienz erlangen konnten. Bildeten sich beliebige Adelige ein, es zu schaffen, wenn große Fürsten und Reiche warten mußten? Ein Höfling freilich hätte sofort die Antwort gefunden. Was die Leute bezweckten? Sie warteten auf. Was aufwarten bedeutete, hätte er allerdings kaum sagen können. Er war mit diesem Wort aufgewachsen und würde mit ihm sterben, ohne sich darüber klar zu sein, womit er sein Leben verträdelte. Er war dagewesen, damit man sich seiner erinnere. Vor denselben verschlossenen Türen war er gewesen wie die Hartschiere, die sie bewachten. Allerdings bekamen die Hellebardenmänner für ihre Sinekure wenigstens noch hundertzwanzig Gulden aufs Jahr, soviel wie ein kleiner Professor. Was bekamen die adeligen Herren? Nichts. Nur Unkosten hatten sie.

Es konnte ja sein, daß der Kaiser zur Messe ging. Was weiter? Der Vorantritt mit allem, was dazugehörte, würde sich aufstellen, die Hartschiere würden Spalier bilden, und er, der Kaiser, würde, an beiden Ufern des freigelegten Ganges nur gekrümmte Rücken, zur Kapelle gehen. Würde er einen bemerken? Es war nicht anzunehmen. Seit langem hatte er niemandes Gruß mehr erwidert, geschweige denn jemandem zugewinkt. Früher hatte er sich wie jeder andere Mensch und dazu fürstlich-leutselig benommen; aber allmählich war sein Gang zum Altar eine Flucht geworden, und immer wie Flucht die Rückkehr in seine Einsamkeit, die er nur noch ungern verließ. Sogar in den Schloßgärten hatte er hohe Mauern ziehen lassen, um sich ungesehen hinter ihnen ergehen zu können. Er war sein eigener Gefangener in seiner eigenen Burg.

Heute allerdings war die Messe schon vorüber, ohne daß die Majestät sich gezeigt hätte.

Schon über eine Stunde stand Kepler im Gedränge. Mit einem ironischen Lächeln sagte er gerade, daß er ohne Herrn von Brahe als das unscheinbare Talarmännchen, das er sei, schon längst in all dem Glanz, der ihn umgebe, untergegangen wäre.

Er sehe genug Talare und Kutten im Raum, widersprach der andere, und das dort sei der Doktor Armannstätter, der protestantische Leibarzt der Majestät, und neben ihm der Rat Martinitz, ein eifriger Katholik, nur sehe der Rat den Kaiser seltener als der Leibarzt, der dabei die größere Vertraulichkeit für sich habe. Wahrscheinlich sei das der Grund, der den frommen Bruder Lorenzo von Brindisi, einen Franziskanerprior, eingeladen habe, sich ihnen beizugesellen.

Die Herren bei der schönen, dunklen Person? – Ja, das seien freilich keine Männer von Talar oder Kulte, der neue Obersthofmeister der böhmischen Krone, Karl von Liechtenstein, ein mährischer Magnat, und daneben Wenzel Kinsky, der Obersthofjägermeister und die Grafen Schlick und Thurn – alle vier eifrige Protestanten. Von den Grafen Sulz und Althahn in der andern Ecke sei das genaue Gegenteil zu sagen. – Das schöne Mädchen? – Gut, daß der Herr Kepler frage. Das sei doch Donna Karolina, die älteste der drei natürlichen Töchter des Kaisers. Sie sei sein Liebling, und es werde ihm schwerfallen, sie herzugeben. Sie stehe nämlich unmittelbar vor der Hochzeit mit dem Grafen Cantecroy.

„Drei Töchter und drei Söhne hat unser Herr von der Strada“, führte Brahe aus, „aber verheiratet ist er immer noch nicht. Und heiraten wird er auch nicht, soviel er davon sprechen mag – davon bin ich überzeugt. Eine frömmelnde Spanische oder Wittelsbacherin mit dem ganzen weiblichen Rattenschwanz von Hofdamen und Hofmeisterinnen wäre nichts für ihn. Nicht etwa wegen seines zunehmenden Alters – im Gegenteil – er wäre fähig, eine Prinzessin samt ihrem ganzen Gefolge allein auf sich zu nehmen. Es ist kein Geheimnis, lieber Magister: Becher und Bett sind die beiden Neigungen unseres gnädigen Gebieters, die mit seinem Alter nur zunehmen. Diese Leibespotentia ist sicher prachtvoll, aber nicht ungefährlich, wenn man sie gleichzeitig an zu viele Weiblichkeiten verschwendet. Mit Rücksicht auf unsern gütigen Herrn bedaure ich es, daß Donna Karolina unsern Hof verläßt. Ihre Mutter war immerhin die Tochter eines Kavaliers, des Bibliothekars Strada. Aber sie wird uns verlassen. Der Graf Cantecroy hätte älter sein müssen, um für eine so hübsche Frau nur die Kulisse abzugeben. Ihre Kinder dürfte Donna Karolina in einem gräflichen Bett empfangen, was gar nicht gut für die Majestät ist. Meinem Vernehmen nach soll es für den Kaiser neuerdings geradezu einen Anreiz haben, so wenig wählerisch wie nur möglich ...“

Während dieses Gesprächs saß Brahe. Ein elegant gekleideter Herr hatte den Stuhl bringen lassen. Nicht Brahes Alter allein war die Ursache dieser Höflichkeit gewesen. Genug Anwesende hätten ein höheres aufzuzeigen gehabt. Der Stuhl war also mehr dem Jahresgehalt von dreitausend Gulden und vor allem der daran erkennbaren kaiserlichen Gunst als gerade dem Mann dargebracht worden. Für die Tätigkeit des berühmten Astronomen hatten dennoch viele Verständnis. Jedenfalls saß der Astronom, während der Kardinal von Dietrichsstein stand.

Das war jedoch von Seiten Brahes keine Anmaßung. Er litt daran, sein Wasser nicht nach Belieben lassen zu können, und fürchtete stets, mit körperlichen Schwierigkeiten seine Haltung zu verlieren. Kepler wußte darum und war dauernd um ihn besorgt. Wenn er in seiner oft schonungslosen Art zuweilen auch Anstoß daran genommen hatte, daß bei einem erst vierundfünfzigjährigen Mann sich – wie er glaubte – eine vorzeitige Senilität zeige, so hatte er zur Entschuldigung doch immer an Brahes Leiden gedacht. An Brahes im Grunde gütigen Natur waren Kepler in Wirklichkeit nie Zweifel gekommen. Jetzt gar war der junge Gelehrte dem reiferen Manne für jede Bemerkung dankbar. Er begriff, wie nützlich sie ihm werden konnte.

Zwei wichtige Männer näherten sich ihnen. Der eine war der vom Kaiser hochgeschätzte Geheime Rat Barwitz oder Barvitius, der zweite ein alter Herr, den irgendeines anderen, und sei es des Kaisers, Wertschätzung vollkommen kalt ließ. Es war Peter Wok von Rosenberg, der letzte des mächtigen und reichen Geschlechtes. Die Rosenberger hatten schon einen guten Teil Böhmens beherrscht, als in einem vergessenen Winkel der schweizerischen Alpen die wenig bekannte Familie der Habsburger ihre Laufbahn erst begann – eine Tatsache, die gerade auf dem Hradschin zu Prag bei passender Gelegenheit hervorzuheben Herr Peter nie unterließ. Wozu? Er war Führer der Utraquisten, der Leute mit dem Laienkelch beim Abendmahl, also der böhmischen Protestanten, und das waren mehr, als es Katholiken im Königreich gab. In der Herrschaft Wittingau, einer seiner vielen Besitzungen und Städte, hatte er das Schloß in eine schwer einnehmbare Festung umgebaut, und auf eine erstklassige Artillerie war es ihm ebenfalls nicht angekommen. Ein zielbewußter Verschwender war er, nur daß er das Ziel nie erreichte, sein Geld zu verbrauchen. Denn mit Hofstaat und allem üblichen Luxus, mochte er auch unbegrenzt sein, war seinem Vermögen nicht beizukommen. Da boten Goldmacherei und

Astrologie schon größere Chancen! Half auch nichts. Er blieb so reich wie er war.

Dieser eigenwillige Herr stand neugiergeladen mit dem Minister Barwitz, der sich um die Tychonische Astronomie schon verdient gemacht hatte, vor Kepler.

„Das ist also unser neuer Wunderknabe?“ begann er nach seiner Gewohnheit mit Ironie.

Bei Keplers Empfindlichkeit hätte das schlimm ablaufen können. Aber glücklicherweise gefiel Johannes der Mann.

„Offenbar wünscht der Herr als Jüngling zu gelten?“ war seine Gegenfrage.

Herr Peter stutzte.

„Wenn es sein könnte“, meinte er dann. „Jüngling sein wäre gar nicht so übel – wenn man das auch immer erst hinterher weiß.“

„Eure Gnade ist es schon“, entschied Johannes; „denn wenn man den Kindesvater ein Kind nennt, bringt es Euro Gnade immerhin auf einen Jüngling.“

Eis setzte sich dem Gespräch nicht an. Das Gelächter über einen bescheidenen Scherz hatte es von vornherein gebrochen.

„So seid denn ein Wundermann, Magister. Vom Kind wissen wir schon, und die Mutter wird dazu nicht fehlen.“ Johannes verneigte sich zustimmend. „Der Herr ist Astronom, wie Barwitz mir sagte. Aber ich hätte gern gewußt, wie Er über Astrologia denkt – falls Er sich nicht für zu vornehm hält, um darüber nachgedacht zu haben. Von unserm großen Meister Brahe weiß ich, daß er es tat.“

„Der Herr Hofmathematikus“, flocht der kaiserliche Rat ein, „hat sogar dem Kaiser ein Horoskop gestellt!“

„Dessen kann ich mich natürlich nicht rühmen“, sagte Kepler. „Ich bin nicht Herr von Brahe. Immerhin habe ich mich mit Horoskopen beschäftigt.“

„Und ...?“ Peter Wok war ein zu leidenschaftlicher Adept der Astrologie, um nicht gespannt zu sein.

„Daß die Gestirne sich gegenseitig und damit auch unsere Erde beeinflussen – daran zweifle ich nicht.“

„Auch den Menschen beeinflussen sie?“

„Auch den Menschen.“

„Aber ...? Denn Ihr habt natürlich ein ‚Aber‘“, fragte Wok.

„Die Horoskope, also die Versuche, Art und Stärke der Beeinflussungen für den einzelnen festzustellen, kranken an der Ungenauigkeit der Planetenörter, also an ihren rechnerischen Voraussetzungen. Die bisher nie erreichte Genauigkeit der Braheschen Beobachtungen werden allerdings verlässlichere Ephemeriden ergeben als die Prutenischen oder gar die Alphonsinischen Tafeln. Ich frage mich nur, ob die Astrologie nicht von zu vielen Geheimnissen umlagert ist, um als eigentliche Wissenschaft gelten zu können ...“

Lautes Erstaunen und Widerspruch der drei Zuhörer unterbrach ihn nur kurz. Alle drei verlangte es nach der Erklärung.

„Man könnte den Horoskopen vielleicht zubilligen, daß sie für jeden Menschen gewisse besondere Dispositionen aufzeigen können – nicht eingerechnet freilich die etwaigen Willensanstrengungen, die der betreffende Mensch im Sinne von deren Entfaltung oder Durchkreuzung aufbringt.“

„Darüber ließe sich reden.“ Nicht ohne Wohlwollen nickte Peter Wok. Als Haupt der Utraquisten, der Lutheraner also, der Leute des Laienkelchs im Abendmahl, wollte Wok nichts mit dem Fatalismus der feindlichen Calvinisten zu tun haben. Mochten diese Querköpfe an eine unerschütterliche Vorherbestimmung glauben – er hielt es mit der lutherischen Freiheit des Christenmenschen, von der er allerdings auch nicht hätte sagen können, worin sie denn eigentlich bestehe.

„Ist das aber noch Wissenschaft?“ Diese Frage warf Johannes auf, weil er selbst interessiert war. Daran, wohin ihn dieses Gespräch noch führen könnte, dachte er dabei nicht. „Die Annahme, daß die Planeten unsere Erde beeinflussen, und zwar mit allem, was sich in ihr und auf ihr befindet – diese Annahme stützt sich auf die Erfahrung von Jahrtausenden –, bewiesen ist sie nicht. Wenn wir sie aber als Tatsache betrachten, was meiner Überzeugung entspräche, so handelte es sich immer um eine Beeinflussung, bei der Ausnahmen unmöglich wären. In seinem ganzen Körper würde der Mensch von den Planeten erfaßt, mit seinen Eingeweiden und seinem gedankengebärenden Gehirn – mit allem, was sein Leben in Gang hält und seinen Willen, den Trieb, etwas so und nicht anders zu tun, hervorbringt. Könnte sich dieser von den Gestirnen beeinflusste Wille gegen dieselben Sterne noch auflehnen? Gibt es das überhaupt, was wir ‚Freiheit‘ nennen? Ich meine: wenn wir die Einwirkung der Planeten auf uns Irdische annehmen?“

„Also doch ein Calvinist!“ rief Peter Wok. „Und an die unsterbliche Seele denkt Ihr nicht, Magister Kepler?“

Kepler stutzte. Jahrelang hatte er als Theologe in Tübingen und auch später noch mit diesem Wort manipuliert. Es hatte ihm als Axiom gegolten, als keines Beweises bedürftige Selbstverständlichkeit. Und nun warf der Mann da es ihm vor die Füße, plötzlich stand es vor ihm auf seinen zwei Silben, „Seele“, und er sah nichts als – ein Wort. Johannes erschrak. Zu unvermittelt erfolgte die Gegenüberstellung, um sie in einem Stegreifgespräch kurzerhand abzutun. Um Sicht zu gewinnen, bedurfte es der Zeit.

„Eure Gnade hat ganz recht“, sagte er. „Die unsterbliche Seele und Gott, nicht wahr? Doch die stehen wohl über meinem Zweifel an der Wissenschaftlichkeit der Astrologie? Die Babylonier betrachteten die Planeten als ihre Götter, sie beteten sie an. Wir aber beugen uns dem Christuswort in der Bibel, daß Gott ein Geist sei und die ihn anbeten, ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten sollen.“

„Ihr seid Theologe?“ fragte Wok.

„Ich habe in Tübingen studiert.“

„Auch noch Tübingen!“ spielte der Edelmann den Entsetzten. „Dann habe ich verloren. Ich wollte Euch zur Astrologie bekehren, aber bei Theologen ist das schwierig.“

„Betrachtet Euer Erlaucht das als ein Unglück?“ Johannes gab ihm sein Lächeln zurück. „Warum möchte der Herr von Rosenberg der Astrologie ihre Geheimnisse entreißen? Auch mich plagt die Neugier. Aber müssen wir Gegenwärtigen immer und überall das letzte Wort haben? Die Babylonier glaubten es zu besitzen. Doch wir wissen, daß sie sich irrten. Mögen wir uns nicht gleicherweise irren! Auch nach uns kommen noch Menschen, Herr von Rosenberg – sogar nach Euch“, fügte er mit seinem liebenswürdig gescheiten Spott hinzu.

„Nach mir kommt nichts!“ persiflierte der Herr vieler Schlösser denn auch prompt sich selbst. „Mit mir sterben die Rosenberger aus.“

„Dann allerdings hat das Weltall seinen Sinn verloren“, schloß Barwitz mit einem ebenso ironischen Schmunzeln die Kontroverse.

In diese Fröhlichkeit stieß der elegante Mann, dem Brahe seinen Sitz verdankte. Wenn es dem Herrn von Brahe genehm wäre ...? Seine Majestät erwarte den Herrn Hofmathematikus mit dem Herrn Magister Kepler.

Worauf er seine astronomische Beute zwischen gereckten Köpfen und unter Getuschel zum Vorraum des Allerheiligsten führte.

XII

Es geschah noch mehr. Einem Günstling wie Brahe blieb der steife Audienzsaal erspart. Ihn geleitete der diensttuende Kammerherr in die krausen Privatgemächer der Majestät, die unverkennbar die Persönlichkeit ihres Bewohners widerspiegeln. Neben Bildern und Skulpturen aus den Händen erlauchter Meister gab es andere, die der Beflissenheit, fleischliche Begierden zu wecken, ihr Dasein verdankten. Uhren, die mehr Spielzeug als solide Zeitmesser waren, befanden sich auf Tisch und Stühlen, auf dem Teppich oder schauten zwischen Büchern aus den Wänden hervor. Anderes mechanisches Spielzeug fehlte ebenfalls nicht, und unter ihm das musikalische. Bei der Figur einer Tänzerin hatte der Fertiger es darauf angelegt, daß auch unter ihrem beim Wirbeln sich hebenden Röckchen alles peinlichst genau der Natur entsprach. Ein anderes Stück zeigte nach außen ganz harmlos die Einzelheit einer Klosterarchitektur, deren Türen dann aufsprangen, um Einblick in die Strafzelle zu gewähren, in der eine nackte Nonne die heilige Disziplin empfing. Nach der Ordenstracht handelte es sich um Karmeliterinnen, die gerade durch die Ehrendoktorin und Priorin Teresa von Pastraña streng „reformiert“ worden und somit Mode waren. Dreiunddreißig Streiche galten bei diesen Mädchen als „kleine Disziplin“, und das Spielwerk hielt bis zum zweiunddreißigsten durch. Alles war berücksichtigt worden: die Bewegungen der Körper wie die geklimperten Töne der Miserere, das Klatschen der Rute und ein Quäken, das die Schreie der Gezüchtigten andeuten sollte. Es war begreiflich, daß dieses kleine Wunderwerk eins der kostbarsten in der kaiserlichen Privatkammer war.

Herrscher im Reiche dieser Wunder war dennoch das Papier, überall machte es sich breit. Als gebundene Bücher lag es auf und unter den Stühlen, oder es stand auf Gestellen an den Wänden. Dazu kamen Manuskripte und lose Blätter: Holzschnitte und Zeichnungen. Viele von ihnen waren schön und auf irgendeine Weise interessant, andere verbanden mit der Schönheit Lüsternheit, und bei manchen hatte die Interessantheit vor der Geilheit das Feld geräumt.

Ein großes Vermögen füllte als Wust das Zimmer und dessen Nebengelasse. Mochte Rudolf als Staatenherr auch sechzehn Millionen Gulden Schulden haben, deren Zinsen, fünf bis sechs von Hundert, allein schon die Anforderungen seiner sämtlichen Länderhaushalte bestritten

hätten – für die Kosten seiner Privatneigungen hatte er immer so eine halbe Million beisammen. Für andere Zwecke gab er die nicht her.

Es war einleuchtend, daß jemand, der in dieses Privatissimum der Majestät zugelassen wurde, ein Mann beständiger Gunst sein mußte. Auf Brahe traf das zu, und auf seinen Kredit hatte auch Kepler eintreten dürfen. Im übrigen war er ein Astronom und stand schon darum dem Kaiser näher als ein Magnat oder gar einer dieser lästigen Politiker.

Als er sich aus der Verneigung erhob, sah er in zwei schöne blaue Augen. Daß sie ein wenig hervorquollen, bewirkte deren Größe, ohne ihre Schönheit zu beeinträchtigen. Höchstens den Arzt hätte es auf irgendeine organische Störung schließen lassen. Die Nase war gerade, die Stirn hoch, und die fleischigen Wangen setzten sich unten in einem nicht ungepflegten Spitzbart fort. Kepler wußte, daß der Kaiser trotz grauer Haare die Fünfzig noch nicht erreicht hatte.

Dieser Mann war also der Herr der Christenheit und Kepler nur ein kleiner Talarman. Aber der Talarman fühlte in diesem Augenblick die Schüchternheit und Befangenheit des andern Menschen, und darum empfand der kleine Magister außer vielem anderen auch so etwas wie Mitleid mit dem Herrn aller Herren.

Brahe hatte längst seinen Vortrag begonnen.

„Es ist eine ungeheure Arbeit, die neuen Planetentafeln zu berechnen“, sagte er, „eine Arbeit für viele Jahre. Und wenn Euer Majestät bedenkt, daß ich die Mitte des Lebens überschritten habe, wäre es gut, sich eines jüngeren Mannes für diese Arbeit zu versichern, eines Mannes, der neue Wege geht ...“

Brahe hielt inne. Es schien, als habe die Majestät ihm gar nicht zugehört, so inbrünstig bastelte er an einem Mechanismus.

„Geht nicht ..., will nicht ...“, murrte der Kaiser.

„Wie, Majestät? Majestät hat doch ...?“ Ein so großer Herr er sein mochte, so war Brahe doch ernstlich erschrocken ...

„Die Uhr“, sagte Rudolf. „Ist Menschenwerk, die Uhr, und nicht einmal die kann ich ... Ist große Wirre um mich, ich sollte alle die Menschen meistern und kann nicht einmal diese arme Uhr ... Aber wer kann denn? Yo soy el Emperador!“ Bei „Emperador“ warf er den Kopf hoch. Auf diese Weise erblickte er Kepler. „Magister Kepler?“ fragte er.

Mit einer Verneigung trat Johannes zwei Schritte vor.

„Majestät ...?“

Aber es schien, als sehe ihn der Kaiser schon nicht mehr. Er suchte auf dem Tisch herum und förderte Dinge zutage, die ebenso viele Überraschungen waren.

„Wartet einmal“, knurrte er, „wo ist denn ...?“ Schließlich entdeckte er am Boden ein Buch. Er bückte sich. Brahe und Kepler beeilten sich, es aufzuheben. Der Kaiser schlug es auf und hielt es Kepler hin. „Kennt Ihr dies?“

Kepler erschrak fast vor Überraschung. Es war das Titelbild seines „Mysterium Cosmographicum“.

„Ein bescheidener Versuch ...“, meinte er.

„Gar nicht bescheiden“, widersprach der Kaiser. „Da steht es: ‚Jegliche philosophische Spekulation muß ihren Ausgangspunkt aus den Erfahrungen der Sinne nehmen.‘ Sehr gut das. Der Sinne! Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft sind eins oder gar nicht. Aristoteles. Erfahrungen der Sinne – die Beobachtungen unseres Hofmathematikus de Brahe. Doch dann dies: ‚Die mathematischen Dinge sind die Urbilder alles Seienden von Ewigkeit an‘ oder so ähnlich? Wie meint Ihr das?“

„Die Zahl der Vielflächner ist zum Beispiel unendlich“, erklärte Johannes, „aber es gibt nur fünf regelmäßige.“

„Nur fünf?“ staunte Rudolf. „Wußtet Ihr das, Brahe?“

„Es ist nicht zu bezweifeln, Majestät.“

Kepler hätte kein junger Gelehrter sein dürfen, wenn er nicht ehrgeizig gewesen wäre, und da er ehrgeizig war, hatte ihn das kaiserliche Lob von dem letzten Rest an Hemmungen befreit und wie aus einem Katapult über sich selbst hinausgeschossen. Er geriet in Eifer und begann zu dozieren.

„Die Zahl der Töne ist ebenso unendlich. Aber es gibt nur sieben Stufen der Tonleiter. Sollte das keinen Sinn ergeben, Majestät, nicht der Zipfel eines Weltplanes sein? Wenn man das Weltall mit Luft erfüllen könnte, müßte man unendliche Harmonien hören.“

„Nicht auch Disharmonien, Herr Weltweiser? Wir Menschen sind mit unserer Erde doch mittendrin im All, und harmonisch sind wir gerade nicht.“

Johannes hatte den Mut, sich dem kaiserlichen Argument zu verschließen.

„Disharmonien“, sagte er, „die zur Harmonie drängen.“

„ ... die zur Harmonie drängen ...“, wiederholte Kaiser Rudolf versonnen. „Die Harmonie, Gott, das Ziel, das Absolute ...“ Er hob den Kopf. „Was meint Ihr dazu, Brahe?“

„Ich höre es zum erstenmal, Majestät.“

„Wie? Sind wir die ersten? Oder wer war der erste, Kepler, zu dem Ihr davon sprach?“

„Ein Türhüter der Universität Tübingen, Majestät. Der hat auch eine Vorliebe für Mathematik.“

Beim Verlassen der Burg überfiel den Herrn Brahe sein Leiden. Glücklicherweise war es zur Wohnung des Patienten nicht weit. Eine Sänfte entthob ihn des Gehens, und inmitten seiner häuslichen Bequemlichkeiten waren die Schmerzen bald beseitigt. Brahe selbst hatte sich als Arzt oft versucht, und auch Kepler hätte ihm helfen können. Doch dazu kam es nicht. Beim Erscheinen des Doktor med. Roberetum war schon alles vorbei, und dann pflegte sich beim Kranken aus einem Glücksgefühl der Befreiung wieder die Freude am Reden einzustellen. Der behandelnde Arzt kannte ihn genug, um ihn durch die Bitte, sich Schonung aufzulegen, nicht unnötig zu verstimmen.

„Nun, Magister Kepler“, fragte Brahe, als sie wieder allein waren, „wie fandet Ihr den Kaiser?“

„Ein interessantes Objekt.“

„Objekt ...?“ Brahe sann nach. „Gewiß, ganz recht: Objekt ist jeder, auch ein Kaiser. Aber das klang so kalt nach einem solchen Empfang, wie er Euch durch die Majestät zuteil wurde. Größerer Lobpreisungen habe ich mich auch nicht zu erfreuen gehabt.“

Fast wie Eifersucht klang das. Kepler hörte es wohl. „Die Person Seiner Majestät und die meine bedingen sich nicht gegenseitig. Für die kaiserliche Gnade bin ich nicht undankbar.“

„Daß der Kaiser viel Wunderliches hat, gebe ich zu. So ganz anders ist er geworden, der liebe Herr, und das sehr schnell. Dennoch kann ich ihn gut leiden, und Ihr seid auch nicht der Mann, dem's gleich ist, wem er dient. Mich würde es bekümmern, Euch unter den Bedingungen, die man Euch proponiert, in Tübingen zu wissen.“

„Eure Gnade versteht sich freilich weit besser auf diese Welt. Sehr dankbar bin ich ...“

„Wir danken einer dem andern. Ob ich mich für den Herrn Magister ohne Eigennutz verwandt hätte ...? Möglich – aber dann hätte es mich

keine große Mühe kosten dürfen.“ Brahe lachte. „Zu meinem Vergnügen drücke ich mich nicht in der kaiserlichen Antikamera herum. Euch mochte es noch interessieren. Ihr wart zum erstenmal da, und wenn Ihr noch was wissen möchtet ...?“

„Das Gesicht dieses Franziskaners – Lorenzo Brindisi nanntet Ihr ihn wohl – nahm mich ein für den Mann.“

„Euch auch? Den Katholiken gilt er als Heiliger. Er soll gesundbeten und Tod und Teufel verscheuchen können. Jedenfalls hat er sich unterfangen, Gesundheit und Leben der Majestät durch seine Gebete zu erhalten.“

„Und der Kaiser?“

Einen Augenblick überlegte Brahe.

„Ihr steht jetzt im Dienst der Majestät“, sagte er dann, „und so darf ich es Euch sagen, ja ich muß es sogar. Jeden Tag kann der Kaiser ein Horoskop von Euch verlangen. Wie Ihr über Horoskope denkt, weiß ich nach Euerm Gespräch mit Rosenberg ein wenig. Nun – ich habe dem Kaiser eins gestellt ...“

„Und das Ergebnis?“

„Tod durch einen Mönch, wie Heinrich III. von Frankreich. Ihr könnt Euch denken, daß der Kaiser die Mönche nicht liebt.“

Kepler konnte es sich denken. Aber über Horoskope zu sprechen – daran lag ihm nichts.

Aufgefallen seien ihm noch Kinsky und Liechtenstein, meinte er. Beide seien dem Anschein nach Männer von Autorität?

„Haben sie!“ bestätigte Brahe. „Liechtenstein ist als Obersthofmeister sogar Präsident des Geheimen Rats. Autorität haben sie, alle beide, es fragt sich nur wieweit.“

„Und dieser Peter Wok mit dem Geheimen Rat?“

„Ja ...“, Brahe beugte sich vor, „der braucht keine Autorität. Die ist mit ihm geboren. Er besitzt schon so viel, daß er nichts mehr gewinnen und kaum etwas verlieren kann. Er ist souverän, Magister Kepler: er sucht in der Antikamera nur sein Vergnügen und ist glücklich, wenn er den Leuten einige Bissigkeiten sagen kann. Könntet Ihr den für Euch gewinnen, wär' das nicht übel. Der Richtige für Euch ist jedoch Barwitz oder Barvitus. Ihr gehört zu seinem Ressort. Außerdem sitzt er von allen Beamten am festesten im Sattel – beim Kaiser und ... anderswo. Äußerlich gesehen bildet er mit Liechtenstein die Regierung.“

Kepler mußte sich eingestehen: Brahe könne doch noch gute Tage haben. Alle diese treffenden Nebenbemerkungen seien der Abglanz eines sehr regen Geistes.

„Eines älteren Kavaliers Namen hat der Herr Brahe mir nicht genannt“, holte Kepler seinerseits aus. „Die spanische Hoftracht ist nicht mehr modern – immer noch diese kugeligen Kürbishosen. Vielleicht erkennt Ihr ihn, wenn ich sage: er schien zu glauben, daß alle andern nur seinetwegen da seien und er sie vor sich paradieren lasse. Äußerlich war er ganz verbindlich ...“

„Ich glaube, ich weiß, wen Ihr meint. Trug er die Kette vom Goldenen Vlies?“

„Eine goldene Kette trug er ...“

„Den Bart unten gerade beschnitten und mit einem Backenbart wie der Kaiser? – Nun, dann ist es tatsächlich ein Mann von größtem Einfluß, wenn auch nur auf dem Gebiet der internationalen und der Familienpolitik. Um anderes kümmert er sich nicht. Seit Jahrzehnten war er der ständige Gesandte des zweiten Philipp. Damals vertrat er gleichsam die Inquisition und die Albagreuel – heute Philipp III.“

„Der spanische Gesandte?“

„Jawohl: Gillen de San Clemente und von vielen anderen Namen. Daß Ihr den gleich herausgefunden habt! Aber an die eigentlichen, wirklich regierenden Mächte seid Ihr damit noch nicht gelangt.“

„Vielleicht sah ich nichts von ihnen?“

„Ihr saht genügend. Zum Beispiel saht Ihr den gepflegten Herrn, der uns dem einführenden Kammerherrn übergab.“

„Schien Eurer Gnade sehr ergeben zu sein.“

„Wir sind Astronomen, und solange wir ihm nicht ins Gehege kommen, sind wir ihm gleichgültig. Das ist das beste, was wir in unserm Interesse sein können. Wäre es anders, gäbe es einen Kampf auf Leben und Tod. Denn wir sprechen die Majestät, wenn auch nicht so häufig wie ein Kammerdiener, so doch häufiger als auch Euch mit der Zeit zuweilen lieb sein dürfte.“

„Kammerdiener?“

„Es ist der Ritter Hieronymus Machowsky.“ „Ein Diener und zugleich Ritter?“

„Ein Kammerdiener! Den Ritter dürfte ihm die Majestät verliehen haben, übrigens ist er auch kaiserlicher Rat, Utraquist und wilder Gegner

der Katholiken. Ein Neuer in großer Gunst, ein Philipp Lang jüdischer Abstammung, ist dagegen – was meint Ihr – etwa Protestant? – Nein, mein Lieber, natürlich Katholik! Bin neugierig, wie lange sich beide vertragen. Der Machowsky hat bereits zwei Güter mit Gerichtsbarkeiten und ist oberster Kammerdiener seiner Majestät. Er vorzüglich soll es angestellt haben, daß die Kapuziner wieder aus Böhmen hinaus mußten.“

„Das allerdings gab es weder in Stuttgart noch in Graz.“

„Um so wichtiger ist für Euch, es zu wissen. Herren, Grafen und Fürsten beehren den Machowsky zu recht munteren Gastereien, Kurfürsten, Erzherzöge und Erzherzoginnen, des Kaisers Verwandte, bitten den ‚lieben, hochgünstigen Herrn‘ um seine Vermittlung. Natürlich bedient Frankreichs vierter Heinrich sich seiner. Es soll aber auch vorgekommen sein, daß San demente ihm eigenhändige Billets vom zweiten Philipp, dem sonst so Unnahbaren, hat übermitteln müssen.“

„Dieser Machowsky ist ja eine Macht!“ „Er ist der Usurpator der Macht.“ „Also der Diktator?“

„Nicht ganz. Von Lang sprach ich schon. Wir haben es mit einer Oligarchie zu tun. Sie bestimmt, wer zum Kaiser gelassen wird und wer nicht – und damit über Krieg, selten über Frieden, über Aufstände, Plünderungen und ebenso über Fürstentümer, die Reichsgrenzen, Ausgang von Prozessen oder alles sonst in der Welt, was dem Einfluß eines römischen Kaisers mit zwei Königreichen und zwei Erzherzogtümern unterliegt. Der Kammerherr, der uns einführte, ist aus einem hochadeligen böhmischen Geschlecht. Doch in Wahrheit ist der Graf der Lakai. Er kann es nicht wagen, jemanden beim Kaiser einzuführen, den ihm die Oligarchie nicht zubringt, die Oligarchie der Kammerdiener. Es sind etwa ein Dutzend mit unterschiedlichem Einfluß und ebenso verschiedenen Beuteanteilen, die der jeweilige Räuberhauptmann anweist. Aus der Reihe tanzen wäre gewagt. Das könnte statt Zinshäuser, Renten und Schmuck – Gefängnis und Tortur bedeuten. Eine hübsche Organisation, nicht wahr?“

„Das mag sein. Nur verstehe ich nicht ... Eure Gnade sprachen von Beute?“

„Es ehrt den Herrn, das nicht zu verstehen – ist aber ganz einfach. Ihr habt doch die Hellebardiere an den Türen gesehen. Diese Leute bekommen hundertzwanzig Gulden im Jahr. Für viele Menschen ist das ein begehrter Posten, und er muß bezahlt werden, wenn man ihn erhalten will. Damit beginnt es. Und mit den Obersthofchargen und Heerführern hört es auf. Bei

denen geht es um viele Tausend an Bestechungsgeldern für die Kammerdienerei. Rechnet Euch aus, was Streitigkeiten um Herrschaften, um ein Fürstentum, was politische Entscheidungen einbringen mögen. Ohne Kammerdiener wird nichts entschieden. – Tegnagel gibt sich neuerdings viel mit einem gewissen Rucky ab. Wenn der Franz genügend zusammenscharrt, wird er schon durch diesen Mann ein Amt erhalten, und wenn noch was fehlt, werd' ich es ihm insgeheim zustecken – schon meiner Elisabeth wegen. Bei der Astronomie kann Tegnagel mir nicht und ich ihm nicht helfen; aber sonst ist er ein fähiger Mensch, der seinen Weg schon machen wird. Es wird kein hinausgeworfenes Geld sein.“

„Scheußlich!“ meinte Kepler.

Brahe lachte den Abscheu seines jungen Kollegen hinweg.

„Kann dem Herrn so unrecht nicht geben. Was wollt Ihr? Uns geht das nichts an. Wir haben unsere Sterne.“

„Das ist es eben! Ein so großer Mann wie Herr Brahe! Hat Eure Gnade – Verzeihung –, ich meine ...“

„Hier ist der Unterschied“, unterbrach Brahe. „Wir sind keine Schwindelköpfe wie die Herren Alchimisten aus der krummwinkligen Goldmachergasse. Wir sind Gelehrte von Ruf – auch Ihr, Herr Magister Kepler, ich habe es niemals verhehlt. Wir brauchen nicht um eine Audienz anzustehen. Uns ruft der Kaiser, und so kann man uns ihm nicht unterschlagen. Die Herren Kammerdiener gehen an uns vorbei; aber wir berühren uns nicht. Sie bieten uns ein Schauspiel, bei dem wir nicht mitspielen.“

„Ich bin ein kleiner Forscher am Plan unserer großen Welt“, sagte Kepler.

XIII

Am 3. September 1601 war Kepler aus Graz zurückgekehrt, wo er trotz seiner Austreibung gut aufgenommen worden war, am 8. hatte Brahe ihn beim Kaiser eingeführt, und am 24. Oktober starb der große Astronom.

Mehr als einmal hatte Johannes, ohne des geringen Entgegenkommens der Familie zu achten, den Kranken besucht. Es war der Wunsch des Sterbenden gewesen, dem das Ende durch sein Blasenleiden qualvoll genug gemacht worden war. Kepler hatte ihm geholfen, die Schmerzen auf kurze Zeit zu vergessen. Mit ihm vom tychonischen Weltbild zu reden, von der frei schwebenden, von Planeten und Sonne umkreisten Erdscheibe zu sprechen, immer wieder zu hören, daß Kepler bei seinen künftigen Arbeiten nicht nur das Sonnensystem, sondern ebenso auch das tychonische Erdsystem zugrunde legen werde, war Brahe ein Trost gewesen. Dieses dänischen Edelmannes Willenskräfte hatten sich, je näher es dem Ende zuging, in der Sorge um seinen Nachruhm verzehrt.

Die Stunde, da der berühmte Astronom die Augen schloß, endete auch Keplers Beziehungen zur Brahefamilie. Ebenso wenig wie irgendein anderer, und nun gar Tengenagel selbst, konnte Kepler daran zweifeln, daß Brahes künftiger Schwiegersohn dessen Nachfolger werden würde. Brahe vermochte nicht mehr zu widersprechen und sich auch nicht mehr vor sein Abkommen mit Kepler zu stellen. Beklagen konnte sich der Verlassene nicht. Vor hochfliegenden Plänen war er vom Verstorbenen gewarnt worden. Nur hatten damals beide nicht gedacht, daß der Fall einer Nachfolge so bald eintreten würde. Es war ein Schlag für Kepler. Ein paar Jahre später hätte er längst einen anderen Wirkungskreis gefunden gehabt, in dem ihn wohl die Nachricht von Brahes Tod, nicht aber von dessen Nachfolge berührt hätte.

Nun jedoch – von heute auf morgen ohne eigenes Geld, ohne Vertrag und ohne irgendwelche Aussichten – sei er gezwungen, auch diese Stadt zu verlassen, grübelte Kepler und versank immer mehr in Hoffnungslosigkeit. Wohin ...? Für ihn war jede Stadt die Fremde ... Einen Kavalier würde man nehmen, habe Brahe gesagt. Das deute schon auf Tengenagel. Der habe seinen Adel, und katholisch sei er auch geworden. Möge es also Tengenagel sein oder ein anderer. Was gehe es ihn an! Er sei nur der Kepler ...

Tengnagel mochte ähnlich denken. Jedenfalls war Keplers verzweifelte Lage die hinreichende Erklärung für seine kavaliersmäßige Dreistigkeit, dem anerkannten Astronom Kepler ein nicht ganz sauberes Abkommen vorzuschlagen. Keineswegs mehr als gleichberechtigter Partner, wie mit Brahe, sondern als „Rechendiener“ solle er arbeiten und alle seine Ergebnisse als Tengnagels Entdeckungen gelten lassen. Auf diese Weise könne er der nackten Not entgehen.

Schwere Stunden legten sich um Johannes – als Tage wurden sie ihm nicht leichter. Während er daheim erwartet wurde, hockte er in einer Winkelkneipe hinter seinem Glas, ohne es zu berühren. Erst nach langem Verweilen stand er auf, legte seine Heller auf den Tisch und verließ, vorüber an der erstaunten Wirtin, die Schenke.

Am nächsten Tag trieb er sich auf dem Markt um und versuchte, aus seinem Kummer heraus Freude zu verbreiten. Lebkuchen kaufte er und verteilte sie an umherstehende Kinder. Diesen fiel jedoch nichts Besseres ein, als johlend hinter ihm herzulaufen – einmal, um mehr zu verlangen, und dann, weil der Spender, an ihrer eigenen Gier gemessen, ein Verrückter sein müsse. Sie witterten Güte, und das bedeutete auf ihre Weise: leichte Beute. Anders hatten sie es nicht gelernt. Schon flogen die ersten Steine und Pferdeballen, als er ihnen in das Haus des Ritters Budowec von Budow am Altmarkt entkam.

Diese Ereignisse erlebte er fast unbeteiligt, wie etwas sehr, sehr Fernes. Daß sein kleines Magisterleben kurz davorstand, von der großen internationalen Politik erfaßt zu werden, hätte er nicht geglaubt, und wenn es ihm aus seinem Horoskop entgegengesprungen wäre. Es war aber doch so.

Kaiser Rudolfs Zustand hatte nicht nur seine Erbländer, sondern das ganze Reich und Europa beunruhigt. Zu ernst war die politische Lage. Der Türkenkrieg in Ungarn war freilich mehr eine Angelegenheit des Paschas von Ofen als der Pforte selbst. Sechs Jahre zuvor hatte ein Sultan, nämlich Mohammed III., sich zum letztenmal persönlich ins Feld bemüht, aber nur, um die Christen bei Keresztes zu schlagen und sich dann sofort wieder nach Stambul zu verfügen. Kostspielig blieb jedoch auch der ständige Kleinkrieg, zu dem das Reich, der Papst und das habsburgische Spanien immer wieder beisteuern mußten. Die Stände der Erbländer und die habsburgische Familie hatten immerhin Interesse an einer geordneten Bürokratie. Nach der krankhaften Veränderung des Gemütes Rudolf II. mit

jähem Wechsel zwischen Menschenscheu und Raserei war aber kaum noch Besserung zu erhoffen.

Aus dieser Bedrängnis hatte die deutsche Verfassung einen Weg gewiesen. Die Kurfürsten brauchten nur als künftigen Nachfolger des lebenden Kaisers einen römischen König zu wählen. Es hätte auch ein Erzherzog sein dürfen. Man wäre dem regierenden Hause gern entgegengekommen. Auch Papst Clemens VIII. hatte erklärt, daß er jeden von Rudolf bezeichneten Prinzen unterstützen, sich also dessen Wahl etwas kosten lassen würde. Man hatte sich geeinigt, dem Kaiser alle Ehrenrechte, seinen gesamten Hofstaat, seine Einkünfte und soviel von der Regierung zu lassen, wie er zu bewältigen vermöchte. Die eigentliche Gewalt aber sollte in aller Devotion für Rudolf der römische König ausüben, so daß wichtige Angelegenheiten nicht mehr viele Monate oder gar Jahre unerledigt blieben und das Reichsgebiet kraftvoll verteidigt würde. Die drohende Haltung Heinrichs IV. von Frankreich verlange rechtzeitige Maßnahmen vom Reich.

Die Wahl eines römischen Königs war durchaus keine Neuerung, sondern beruhte auf altem Brauch und hatte um so nähergelegen, da Rudolf ohne Erben war. Unter dem Zwang der Not waren sich Katholiken und Protestanten also seit langer Zeit auf diese Weise zum erstenmal einig geworden.

So seltsam es war, Widerspruch hatte sich nur von einem einzigen erhoben. Wenn freilich die großen Herren der hohen Politik statt Fürsten, Kurfürsten, Päpsten und Königen kaiserliche Kammerdiener gewesen wären, hätten sie das Ergebnis ihrer Konferenzen trotz ihrer Einigkeit weniger zuversichtlich betrachtet. Ganz naiv hatten sie sich gedacht, Kaiser Rudolf dürfe ganz zufrieden sein, er behalte alles außer der Arbeit, und die habe er ohnehin nicht getan und könne er somit gar nicht verlieren. Unbeschwert und mit bestem Gewissen vermöge er sich nun seinen Neigungen zu widmen, einschließlich der Weiblichkeit aller Grade.

Das war alles richtig gewesen, trug aber der komplizierten Gemütsverfassung der Majestät nicht Rechnung. Den Kaiser langweilte das Regieren; aber es erregte ihn, wenn ein anderer zu tun versuchte, wozu er selbst auf keine Weise zu bringen war. Nicht das kleinste Stückchen Macht ließ er sich entwinden. Er liebte sie nicht als Mittel zum Zweck, sondern um ihrer selbst willen, er liebte sie wie ein Geizkragen, der lieber seinen Besitz verscharrt, als ihn für sich oder andere zu gebrauchen.

Rudolf war begabt, besaß eine nicht gewöhnliche Bildung, zu der auch eine so exakte Wissenschaft wie die Mathematik gehörte; aber er glaubte fest daran, verzaubert zu sein, und mehr als an Brahes Beobachtungen von bewunderungswürdiger Genauigkeit hielt er sich an dessen Horoskop, das ihm den Tod durch Mönchshand prophezeit hatte. Auch andern regierenden Häuptern und selbst Männern von geistigem Rang fehlte es nicht an Aberglauben, doch Rudolfs Logik war zu schwach, um im Ernstfall diesen Aberglauben seinem Verstand zu opfern. Er begriff nie, daß der Aberglaube eben ein Glaube selbst an das Unmögliche – die Wissenschaft aber das Wissen um beweisbare Tatsachen ist.

Die Kurfürsten von Mainz und Köln, der König von Spanien, die Erzherzöge, seine Brüder und Neffen, selbst seine eigenen Beamten hatten ihn um seine Einwilligung bestürmt, und den letzten hatte er seinen Unwillen auf andere Weise zeigen können als dadurch, daß die Gesandten nicht empfangen wurden. Eines Tages hatte er seinen beiden Räten, Rumpf und Trautson, durch einen Kammerdiener befohlen, sofort Prag zu verlassen: Er werde nicht Ruhe haben, hatte er geschrien, solange diese Leute um ihn herum seien, er wolle sie nicht mehr sehen. – Rumpf hatte dieses Kreischen aus dem Nebenzimmer vernommen und ohnmächtig in seine Wohnung getragen werden müssen.

In die Stellen der Entlassenen waren zwei neue Männer berufen worden: Karl von Liechtenstein als Obersthofmeister, zugleich Präsident des Geheimen Rates, und Barwitz oder Barvitius, wie er sich bei seinem Anspruch auf Gelehrsamkeit gern nennen ließ. Er hatte zwar nicht, wie Liechtenstein, vierzigtausend Gulden Einkünfte aus seinen Gütern, dafür aber die Geschäftskenntnisse, die dem andern abgingen. So standen die Dinge, als Brahe starb.

Sein Tod erschütterte den Kaiser, und vorerst beeilte sich kaum einer der berufsmäßigen Intriganten, für die Nachfolge einen Kandidaten aufzustellen. So bald, wenn überhaupt, werde sich die Majestät in ihrer langsamen Art nicht entschließen, und nun gar jetzt schon, da der Verstorbene noch aufgebahrt über der Erde liege.

Da ließ sich San Clemente bei Barwitz melden. Die Einleitung war kurz. Der spanische Botschafter, der seine Position der eines neuen Ministers überlegen hielt, ging nach einigen Worten gerade auf sein Ziel los. Außerdem gehörte Barwitz zur spanischen Partei, und San Clemente kannte die Höhe der Pension, die sein König dem Geheimen Rat zahlte.

Er komme zu dem Herrn Barvitijs, sagte der Diplomat und gebrauchte dessen Gelehrtennamen – in Angelegenheit von Seiner Gnade eigenem Ressort.

„Meines Ressorts?“

„Es ist doch richtig, daß Brahe tot ist?“

„Ich hatte bereits die Gelegenheit, Seiner Majestät Meldung zu machen.“

Barwitz tat harmlos, indes er sich innerlich blähte. Ein kleines maliziöses Lächeln erschien denn auch prompt auf des Spaniers Lippen. Schon viele Monate war er selbst nicht mehr empfangen worden.

„Ihr selbst Allerhöchstihm?“ fragte er.

„Ich selbst Allerhöchstihm“, bekräftigte Barwitz mit aufreizender Gelassenheit.

„Ohne Kammerdiener?“

„Ohne Kammerdiener.“

„Und da gibt es Ketzer, die Wunder leugnen!“

„Majestät hatte sogar die Gnade, mich über die letzten Stunden des großen Toten zu befragen.“

„Natürlich gab der Herr Barvitijs der Majestät alle nur erdenkbaren Auskünfte.“

„Ich gab sie.“

„Aus eigenem Miterleben?“

„Das nicht; aber aus der besten Quelle.“

„Also Tengnagel! Verdammt eilig hat es dieser Mann, und so habe ich ihn auch eingeschätzt: nicht sehr delikate.“

„Dieses Mal war es nicht Tengnagel, Graf“, meinte Barwitz, sondern Doktor Roberetum. Als Arzt hielt er sich zu einer Meldung verpflichtet.“ Beide lachten. „Aber unrecht hat der Herr Botschafter dennoch nicht. Tengnagel war auch schon da, zwar nicht in eigener Person, sondern in der Person eines Kammerdieners –“

„Gerissener Junge!“

„Wie sagte Eure Gnade? Gerissener Junge? Der Tengnagel? Ja, das mag er wohl sein. Der fängt oben an. Aber der Kammerdiener war nicht der Machowsky und auch nicht der Philipp Lang, der so gewaltig in Gunst kommt – eher einer der mittleren – aber auch nicht zu verachten! Der Herr Botschafter werden den Namen nicht kennen ...“

„Wo denkt Ihr hin, Hochmögender! Da es der Dienst meines Herrn, des Königs, verlangt, kenne ich jeden Ofenheizer ...“

„ ... ‚kaiserlichen Kammerheizer‘, wollte Eure Gnade vermutlich sagen ...“

„Natürlich! Selbstverständlich! Bitte um Vergebung – kenne ich jeden kaiserlichen Kammerheizer.“

„Nun alsdann: Es war der Rucky.“

„Das vermutete ich. Mit dem hatte es der Tengenagel schon lange. Also der Rucky ...“

„Er deutete nur so etwas an – nun ja –, und ich deutete auch nur so etwas an ...“

„Zum Beispiel?“

„– daß der Tengenagel nicht gerade das astronomische Genie seines Schwiegervaters geerbt habe –“ „– und Rucky?“

„– meinte, daß Tengenagel ein Kavalier von gutem Adel sei und bei ihm das Hofamt nicht herunterkomme. Für das bißchen Astronomie könne er sich einen Rechner halten, während er selbst dem Kaiser die Entdeckungen vortrage. Der Vortrag sei die Hauptsache.“

Jetzt war das Gespräch da, wo Clemente es haben wollte.

„Der Vortrag ist die Hauptsache!“ rief er. „Es handelt sich um den Vortrag bei der Majestät. Daß ich ebensowenig von der Astronomie wie der Rucky verstehe, weiß ich. Es nicht zu wissen, könnte ich mir nicht leisten. Ich bin kein Kammerdiener. Eure Gnade ist ein Gelehrter, und ich bewundere Sie. Hat Eure Gnade etwa schon Versprechungen ...“

„Mir schien es verfrüht ...“

„Gar nichts ist verfrüht! Der Rucky wird nicht warten, und unter solchen Umständen pfeife ich auf alle Pietät. Hochgünstigster, Liebwertester, lasset Eure Gnade uns überlegen! Wer kommt denn noch zum Kaiser außer Leuten dienenden Standes und hier und da einige kleine Schwindler? Alle stehen sie dem geistigen Raum des Kaisers fern. Nur sein Hofmathematikus gehört zu ihm, und gerade auf dem Gebiet, wo – wie man mir sagte – der Kaiser selbst ein Gelehrter von Rang sei –“

„Stimmt!“

„Brahe freilich, der war für uns wie geschaffen: ein großer Herr, reich, ein anerkanntes Genie und viel zu eigensinnig, um sich um uns und unsere verworrene Politik groß zu kümmern. Der lebte hoch über uns hinweg. Ein Tengenagel aber, mit einem Könner hinter sich, wäre für die Wahl eines

römischen Königs, den wir so nötig haben, nicht zu gebrauchen. Das Beispiel der Trautson und Rumpf war deutlich genug. Erfolg aber, kaiserliche Gunst will Tengnagel haben, weil er vorankommen will. Was bliebe ihm übrig, als sich zum unentwegten Parteigänger der Majestät aufzuwerfen und Allerhöchstsie in Dero aggressiven Passivität – ich weiß keinen andern Ausdruck – nur noch mehr zu verhärten? Tengnagel ist gefährlich!“

„Tengnagel ist katholisch.“

„Von mir aus Mameluck! Wie leicht ist es für einen solchen Menschen, in seine Himmelsmärchen, die man der Majestät liefert, politische Grundsätze eigener Prägung einzuflechten! Er muß es sogar, um von den Löchern in seinem Können abzulenken. Gerade weil er kein guter Astronom ist, müßte er versuchen, ein erfolgreicher Politiker zu werden. Meinetwegen, wo er will – nur nicht im Privatkabinett des Kaisers. Aber sonst! Gibt es denn keinen einzigen wirklich berühmten Astronomen, dem seine Wissenschaft alles und die Politik nichts bedeutet? So einer müßte her!“

Das Gespräch war für Barwitz wichtiger geworden, als er anfangs gedacht hatte. Nicht daß er Tengnagel hätte begünstigen wollen! Aber daß keine Zeit zu verlieren sei, sah er jetzt ein. Tengnagel hatte ohnehin die Kammerdiener-Position, also die stärkere.

„Es gibt schon Berühmtheiten unter den lebenden Astronomen“, sagte er. „Da ist der Magini. Doch würde der sich von Bologna trennen? Beim Galilei kann ich mir auch nicht viel versprechen. Wer geht nach Prag, wenn es ihm in Padua gut geht? Und der brave Maestlin in Tübingen kriegt schon bei dem Gedanken das Gruseln, in Prag möglicherweise einen katholischen Ärmel zu streifen. In jedem einzelnen Fall bedürfte es aber langer Verhandlungen.“

„Und Rucky hat seinen Kandidaten zur Hand.“

„Wenn der Herr Botschafter im Dienst des Königs, seines Herrn, die jungen Gelehrten in Prag ebenso gut kannte wie die Kammerdiener –“

Mit Verlegenheiten hielt Clemente sich nicht erst lange auf.

„Gelehrte sind meist nicht wichtig.“

„Jetzt brauchen wir einen.“

„In Prag? Sagte der Herr in Prag? – Ach ja, der Mann, der für Tengnagel die Arbeiten machen soll – meint Exzellenz den? Viel Vertrauen

habe ich allerdings nicht zu Leuten, die sich zu einem solchen Handel hergeben.“

„Ich auch nicht. In dieser Hinsicht ist Tengnagel eben reichlich beschränkt. Brahe behandelte Magister Kepler als den Gelehrten von Rang, der er ist. Es war dumm von Tengnagel, einen solchen Mann degradieren zu wollen, nur weil der augenblicklich in Not ist.“

„Aus der Not könnte man ihn retten, wenn er unser Mann wäre.“

„Soweit es uns anlangt – unser Mann wäre er schon. Aber wir wollen nicht vergessen, daß es überall eine Unbekannte gibt, und die heißt in unserer Mathematik: der Kaiser.“

XIV

„Muß das aber eine feine Leich’ sein!“ sagte die Sokolovska zu ihrer Freundin und Nachbarin, der Jessenska. Beide Frauen waren würdige Vertreterinnen des Handwerkerstandes und ihrer Würde als Eheweiber ehrbarer Zunftmeister wohl bewußt. Auf dem Wenzelsmarkt und beim Einkauf hatten sie sich getroffen. Platz genug war immer noch vorhanden, obwohl bereits eine dichte Menschenmenge die Wegmitte zu beiden Seiten säumte. In sie einzudringen galt es also, um mehr von dem Schauspiel mitzubekommen, als von den Marktständen aus möglich war.

Ohne diesen Umstand hätten sie freilich wohl Abstand davon genommen, in so nahe Berührung mit der anderen Welt der Gesellen, Markthelfer und Knechte zu treten.

„Ja“, sagte die Jessenska, „eine ganz große Leich’. Hab’ aber gar nichts von einem Sterben unter den Herren Fürsten gehört und nichts davon, daß einer der Herren Erzherzöge mit Gemahlinnen und Kindern überhaupt in Prag sei. – Da schau her – da ist eine Lücke – drängeln wir ein bißchen, daß wir auch was sehen.“

„Oh, der Meister Gřivanek!“ grüßte die Sokolovska. „Wißt Ihr, wen sie da begraben? Muß etwas ganz Hohes sein – schau an – kaiserliche Hartschierer!“

Trotz der Hartschiere wußte Herr Gřivanek auch nichts Rechtes.

„Soll ein Däner sein – hab ich gehört ...“

„Ein Däner? Gibt es denn so ein Amt?“

„Das ist kein Amt, und ein Titel ist es auch nicht. Das ist ein Volk – da so im Norden herum –, das Dänerland ...“

„Dänemark heißt’s, und einen König hat’s auch“, mischte ein Umstehender sich ein. Einen Erfolg hatte er nicht damit.

„Was du schon weißt!“ mäkelte Herr Gřivanek. „Willst mehr wissen als unsereiner? Einen Respekt solltest haben!“

„Wer ist denn das?“ fragte die Sokolovska.

„Ein Gesell’ ist’s beim Meister Tsećinus, dem Zinngießer. Kein Meisterkind, das selbst einmal Meister wird – nur ein einfacher Gesell’, nichts weiter.“

„Hat aber nicht so ganz unrecht, Gevatter“, mischte Herr Benneš sich ein. „Grüß Gott, die Frau Meisterinnen!“

„Nicht so ganz unrecht?“ gab die Jessenska kampflustig zurück. „Wenn er doch nur ein minderer Gesell’ ist? Einer mit Wohnung und Kost und ein paar Heller an Lohn?“

Doch Herr Benneš war ein gewaltiger Zimmerer und wohlhabend genug, daß er seiner Tochter einen Mann von Adel hätte geben können, wenn er nur eine einzige gehabt hätte. Leider hatte er acht, und so mußte es wohl noch eine Weile anstehen mit dem Höhenflug der Familie Benneš.

„Der Hochselige, den sie da begraben, ist einer von den Künstlern des Kaisers“, sagte der jetzt.

„Immer der alte Lustigmacher, Meister, seid Ihr!“ lachte die Jessenska. „Einer von den Goldmachern ist die Leich’ wohl gar, die dem Kaiser das Geld aus der Tasche holen und kein Gold nie nicht hineintun?!“ Noch einmal lachte sie schallend und sehr wenig anmutig auf.

Herr Benneš war etwas beleidigt, darum wandte er sich an die Sokolovska, die zwar auch nicht gescheiter, aber eben eine andere war, und an die Umstehenden.

„Die Leiche war ein Astronom“, erklärte er, ohne die Vornehmheit dieses Ausspruchs durch irgendeinen Zusatz zu mindern.

Mit Ah und Oh brach ein Verständnis sich Bahn. Selbst dem Unwissendsten war bekannt, daß Astronomie das Steckenpferd der Habsburger, insonderheit aber des Kaisers sei.

„Ja freilich!“ nickte Herr Grívanek, „das sind Leut’, die in die Stern’ gucken und dann gleich wissen, was es an Seuch’, Krieg, Unwetter und Frieden geben wird. Natürlich muß ein Kaiser das eher erfahren als unsereins, die wir nur das Volk sind.“

„Mag alles schon sein“, meinte die Sokolovska, „aber diese Vornehmheit und das Geld, was das kostet – alles nur für einen Sterngucker?“

Man nenne ihn einen Fürsten der Astronomie – er, der Benneš, wisse es ganz genau. Denn warum? Zuerst habe der Kaiser dem Herrn Oberastronom das Schloß Benatek gegeben. Ein sehr schönes Schloß sei das, wie man ja wisse. Doch für den Herrn, der jetzt die Leich’ abgebe, nicht gut genug gewesen. Ganz umbauen habe man es müssen, und da er, der Benneš, die Zimmererarbeiten ergattert habe, so könne er sich einen Vers auf die Gesamtkosten machen!

Man lachte.

Viel mehr habe das gekostet als so ein Leichenzug! Und am End' sei alles für die Katz' gewesen. Da habe der Kaiser seinen Astronomiker zu sich nach Prag befohlen. Nicht einen Tag habe er es ohne ihn aushalten wollen. So einer sei das gewesen, den man da begrabe – ein hoher Herr von Adel, wie sein Wappen ausweise.

Das war der Leichenzug, den am 4. November 1601 zehn heraldisch geschmückte kerzentragende Männer eröffneten.

Dem goldgestickten Namen und Wappen auf schwarzem Damastbanner, dessen Bänder zwei Palastoffiziere hielten, wurde das Leibroß von Pagen nachgeführt, zwischen Stallmeistern und Fahnenjunkern der Danebrog, Dänemarks weißes Kreuz auf rotem Tuch, und ein Turnierpferd in buntwallender Couverture.

Es waren genug Gesandte und diplomatische Agenten in Prag. Aus ihrer Mitte trugen drei – die Vertreter der Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen sowie des Landgrafen von Kassel – der erste den mit den Familienfarben befederten Helm, der zweite auf einem Kissen die goldenen Sporen und der dritte den Wappenschild mit der Kette des Elefanten.

Nun kam der schwarzverhangene Sarg des großen Tycho Brahe.

Acht Trabanten teilten sich in die Last. Zwölf kaiserliche Hartschiere gingen ihm zu Seiten, das silberne Spitzbeil zu Boden gesenkt.

Brahes ältester Sohn war nicht in Prag, der nächstälteste schritt hinter dem Sarg, zu seiner Rechten Graf Erik Brahe, zur Linken der kaiserliche Rat Minkawitz. Noch am 13. Oktober war er mit Herrn Tycho beim Rosenberg zum Abendessen gewesen. Krank war Brahe in sein Haus zurückgekehrt, um es jetzt zum letztenmal zu verlassen. Dem Sohn schlossen sich die übrigen Räte, die Edelleute des Hofes, von denen nur wenige der Beisetzung des Günstlings fernbleiben mochten, und die Mitarbeiter und Schüler des Verstorbenen an.

Der Zug der Frauen begann mit der Witwe Christine zwischen zwei böhmischen Grafen und drei der Töchter, ebenfalls von je zwei Mitgliedern des Hochadels geleitet. Die Gelehrten Prags bildeten noch lange nicht den Beschluß. Noch viele Leidtragende folgten.

Auch Kepler folgte; aber nicht unter den hohen Hofbeamten und Edelleuten, wie es sein Recht gewesen wäre, sondern unter Tycho Brahes Schülern. Er trug seinen Talar mit der violetten Kappe der Magister. Er hatte es für unpassend erachtet, in Spitzenkragen, spanischer Hoftracht und

vergoldetem Degen hinter der Leiche des Mannes herzugehen, der gerade in dieser Kleidung im Sarg lag und sein unmittelbarer Vorgänger gewesen war.

Ja – das nicht für möglich Gehaltene war geschehen; Kepler war Hofmathematikus Seiner römischen Majestät! Der Kaiser, dem jeder Entschluß so schwerfiel, hatte sich zwei Tage nach dem Tode seines weltberühmten Astronomen, der noch nicht einmal im Sarge lag, zu einem jungen Manne als dessen Nachfolger entschlossen. Kepler war wohl einer der letzten, die das begriffen.

Das war so geschehen:

Die Regina, das „Rögel“, wie Kepler, oder die „Rögel“, wie Frau Barbara sie nannte, war wieder einmal vor den Tränen der Mutter zur Bette in die Küche gelaufen, weil sie beim Abwaschen helfen müsse. Eigentlich hatte sie wohl sollen, aber sie hatte nicht so richtig gemußt, weil Bette, die Magd, zwar nicht besonders hübsch, doch dafür recht tüchtig war und es für ihr „Rögel“, wie sie wiederum Regina nannte, schon gemacht hätte. Aus dieser Tüchtigkeit war leider auch zu schließen, daß Bette sich nicht mehr in ihrem ersten Frühling befinde. Frau Barbara klagte, daß es zu einer jungen bei ihr nicht lange, und hätte sie eine junge gehabt, wäre es auch wieder gefehlt gewesen. Einer Bemerkung gar, daß vielleicht auch Regina über ihres Väterchens Ausbleiben Kummer empfinde, hätte sie sich zweifellos widersetzt. Sie sei die Frau, wäre ihre Meinung gewesen, ihr gehöre der Mann und darum sei auch ihr Kummer viel, viel größer als der von einem so unreifen Kind. Auf diese Weise etwa war Regina in die Küche gekommen.

Aber die Bette war auch nicht sehr aufgeschlossen gewesen. Der war der „Ihre“ fortgelaufen. Bettes „Ihrer“ war keineswegs immer derselbe. Leider war sie gezwungen, ihn, sooft sie nur konnte, auszuwechseln – weil keiner es bei ihr aushielt. Sie selbst gab der Dürftigkeit von Frau Barbaras Küche die Schuld. In Wirklichkeit lag der Fall ganz anders: Sie mochte die Männer nicht; aber sie wollte einen, und dieser schwer vereinbare Gegensatz des Nichtmögens und Wollens in ihrem mädchenhaften Gemüt machte sie nicht anziehender. Das war es, und nicht die Küche! Reichlich abschätzig war Regina von der schlechtgelaunten Bette behandelt worden.

„Du bist ja noch ein Kind“, hatte Bette gesagt, „und hast noch keinen Verstand – natürlich nicht! Aber warte nur, nach zwei, drei Jahren wirst du schauen, dann wird dir schon eingehen, was es mit den Mannsbildern, den widrigen, auf sich hat.“

„Väterchen ist kein Mannsbild!“ hatte Regina empört gerufen.

Mit dem „Herrn“ allerdings waren der Bette Gedanken noch gar nicht beschäftigt gewesen. Vorsichtigerweise hatte sie das Thema daher erst einmal durch einen überraschenden Angriff auf Regina gewechselt.

„Väterchen‘! ‚Der Herr Vater‘ sollst du sagen! Laß die Frau Mutter dein ‚Väterchen‘ nur immer hören. Schließlich reißt ihr doch noch die Geduld, und sie schickt mich nach der Rute.“

„Du hast ja gar keine!“ hatte sich Regina in Sicherheit gewiegt.

„Doch hab ich eine!“ war ihr von Bette versichert worden. „Wenn die Frau bei einem rechtschaffenen Zorn gleich eine zur Hand hat, überlegt sie nicht lange. Und abgekocht sind deine Birken auch schon!“

„Wie du nur so schlecht sein kannst, Bette!“

„Schlecht? Ich hab’s damit gekriegt, auch noch in meinem früheren Dienst. Die Frau Mutter hat sie gekriegt, und so lange, daß gar nicht mehr so viel fehlte, bis du dann kamst. Warum also nicht auch du?“

„Väterchen leidet’s nimmer. Daß du es weißt!“

„Das ist es! Andere Magister sind doch ganz ordentliche Menschen, bringen den feinen Buben mit dem Bakel Latein bei oder sprechen in großen Sälen gebildet. Nur der Herr Vater schreibt ganz für sich allein schönes weißes Papier voll, und hin und wieder guckt er auch mal zum Fenster ‘naus; aber nicht nach unten, wo es auf der Straße was zu sehen gäbe – nein, in die Luft!“

„In die Sterne, du Dumme! Das braucht er doch!“

„Gar nichts braucht er!“ hatte Bette ihre Freundin angeherrscht. „Ich bin die Dümme noch lange nicht und hab’ mehr als einmal hinaufgeguckt. Aber was meinst? Nichts gibt’s da zu sehen. Gar nichts! Immer nur Sterne.“

Regina hätte noch manche Aufklärung erhalten. Besonders über langes Ausbleiben und Essenkaltwerdenlassen wären ihr noch viele wertvolle Wahrheiten vermittelt worden ..., aber da war das Gepolter des Löwenkopfes aus Messing an das Haustor erschollen.

„Väterchen!“ hatte Regina geschrien und war weit vor der Bette am Tor gewesen.

Eine große Enttäuschung hatte sie ergriffen, als anstatt ihres Väterchens, den sie schutzlos vor den Unbilden des Lebens gewußt hatte, ein fremder Herr mit einem Mann hinter sich in der Türöffnung erschienen war – und wer er denn sei, hatte sie mehr mit Groll als mit Höflichkeit gefragt.

Er wolle zum Herrn Magister Kepler, war die Antwort gewesen, und sie sei doch wohl das Töchterchen? Immerhin war die Regine schon bald zwölf Jahre alt, und so hatte sie mit einem Knicks schnell zur gebotenen Höflichkeit zurückgefunden: Der Herr Vater sei nicht zu Hause.

Das war dem Feinen gar nicht lieb gewesen; aber da er den Herrn Magister nun einmal sprechen müsse, möchte er ihn hier im Hause erwarten. Und als er dann noch gefragt hatte, ob sein Läufer, während er selbst die Dame aufsuchen möchte, nicht solange in der Küche verweilen könne, war die Bette sofort einverstanden gewesen und hatte dem Herrn Läufer schon die Papprolle aus dem Arm ziehen wollen. Das freilich war ihr mit Lachen gewehrt worden. Der feine Herr hatte gemeint, das Fräulein Regina sei zu diesem Geschäft wohl die Nähere. So war er: Nach wenigen Worten hatte er gleich alles gewußt, auch Reginas Namen. Nur das verfrühte „Fräulein“ war sein eigenes Hinzutun und zugleich ein eitel Entzücken für Regina gewesen. So genau hatte sie freilich den Namen ihres Gönners nicht verstanden und nur begriffen, daß er etwas Geheimes und ein Rat sei, was auch für Frau Barbara ausreichend gewesen war, ihren Kummer tapfer zu verbergen und sich mit ihrem von Fremden so oft gerühmten Charme zu schmücken. Der Name „Barvitus“ dagegen hatte ihr nichts gesagt, und sie hatte nur Angst gehabt, dieser höfliche und vornehme Unbekannte könne zu den alten Schlägen, die ihr Johannes empfangen habe, einen neuen hinzufügen. Abwehr war es gewesen, als sie einfließen ließ, daß sie ihre Einrichtung noch in Linz habe und mit ihrem Mann Prag sehr bald verlassen würde. Nach dem Tode des Herrn von Brahe habe er hier nichts mehr zu tun.

Immerhin könnte der Magister die Ernennung von Brahes Nachfolger abwarten, hatte Barvitus gemeint.

Der Nachfolger sei Tengnagel. Jeder wisse das!

Tengnagel sei es nicht.

Nun, dann ein anderer, der sie und ihren Mann nichts angehe.

„So?“ hatte Barvitus nur gesagt. „Der Magister Kepler geht die Frau Keplerin nichts an?“ „Wie ...?“

„Schaut selbst.“ Die geheimrätlichen Hände hatten aus der Papphülse ein Pergament gezogen und es entfaltet. Preislich hatte es mit dem Siegel des Oberhofmeisteramtes dagelegen. „Dies hier ist die Unterschrift des Herrn von Liechtenstein“, war der Frau Barbara bedeutet worden, „und hier steht: Im Auftrag kaiserlicher Majestät: Barvitus – das bin ich – Geheimer

Rat. Und hier der Mann, dem alles gilt: Kaiserlicher Hofmathematikus Johannes Kepler.“

Zweierlei war der Barbara widerfahren: erst waren die Tränen gekommen, aber dem Johannes, der eben eingetreten war, hatte sie vor lauter Hübschheit nur so entgegengeblitzt, daß ihm gewesen war, als habe er eine ganz neue Barbara im Arm gehalten. Das war kurz nach der Entfaltung des Pergaments geschehen. Das schier unfäßliche Diplom und gar die Anwesenheit des leitenden Ministers erschien wie ein Wunder. Als Überbringer der Heilsbotschaft hatte Frau Barbara ihn freilich auch sofort für das Wichtigste in Anspruch genommen. Inzwischen war nämlich von ihr festgestellt worden, daß in der Urkunde nichts vom Gehalt gestanden habe, und erst nach einigen beruhigenden Worten hatte Barvilius also mit Kepler in dessen Studierzimmer gehen können. Der Geheimrat hatte sich so schnell wie möglich mit dem neuen Hofmathematikus aussprechen wollen – das war der eigentliche Grund gewesen, warum er in Person erschienen war. Für die Überbringung der Ernennungsschrift wäre ein kaiserlicher Fourier Glanz genug gewesen. Und dann war es herausgekommen, daß Kepler besser über die Interna um den Kaiser unterrichtet gewesen war, als Barwitz gedacht hatte.

„Wenn der Herr Hofmathematikus sich so gut informiert zeigt, wird es Ihm wohl auch nicht unbekannt sein, daß es mit der Pünktlichkeit der kaiserlichen Kassen nicht zum besten bestellt ist. Es läge nun nahe, sich in solchem Fall an einen der Kammerdiener zu wenden ...“

„Ich gehöre von jetzt ab wohl zum kaiserlichen Hofhalt, aber nicht zum Haushalt – nicht wahr?“

„Klar erkannt!“ hatte Barwitz zugestimmt. „Auch entginge der Herr dem Risiko, für teure Geschenke – am Ende nichts zu erhalten.“ Barwitz lächelte. „Ich nehme nichts, und manchmal erreiche ich etwas.“

„Hofastronomen und Kammerdiener gehen aneinander vorbei – aber sie berühren sich nicht.“

„Ein gutes Wort hat der Herr da gesagt.“

„Das hat Brahe gesagt.“

Barwitz und einige andere, darunter Jessenius, der Anatom, oder tschechisch Jessensky, der gleich in der Teinkirche die Leichenrede halten werde, der Baron Hoffmann Grünbüchl, vielleicht auch Wok von Rosenberg würden ihm wohl als Freunde bleiben, dachte Kepler, während er

bescheiden als einer der letzten seiner Gruppe im Leichenzug ging; aber an Übelwollern werde es ihm auch nicht fehlen, zwar nicht unter den Leuten, die den Weg säumten, doch unter vielen, die im Zuge schritten. Noch seien das Unbekannte, und das Verhüllte bedrückte ihn noch etwas, schwerer wog ihm die unverhüllte Feindschaft des Hauses und der Familie Brahe. Mehr als einer hatte bei der Beileidskundgebung seine Hand übersehen. Aus diesem beklemmenden Gedanken rettete er sich in seine Elegie auf den Verstorbenen, die gerade jetzt den Druck verlassen haben mußte. Vers für Vers ging er mit einer Kritik zu Leibe, die kaum etwas Gutes an ihnen ließ. Erst aus der Frage, die sich daraus erhob, ob die Elegie das Andenken des Geehrten auch wirklich würdige, wurde er sich klar, daß seine Verstimmung nichts anderes als ein aufrichtiger Kummer über den Hingang eines Mannes sei, mit dem er wohl nie ohne Zusammenstöße hätte arbeiten können, dem er aber mehr verdanke als irgendeinem seiner bisherigen guten und besten Freunde. Alle Türen seien ihm verschlossen gewesen – nur eine habe sich ihm geöffnet: die des großen Tycho Brahe.

XV

Wenn es Kepler für seine bisherigen Leistungen auch an Anerkennung aller Art nicht gefehlt hatte, so war er doch mit seinen Arbeiten über die Marsbahn und deren Unregelmäßigkeiten, wie sie sich einem irdischen Augen darboten, immer noch nicht recht vorangekommen.

Bereits bei seinem ersten Besuch in Prag war Kepler von Tycho Brahe auf das Marsrätsel hingewiesen worden. Longomontanus, Brahes fähigster Assistent, hatte sich mit dem Mars vergeblich beschäftigt, um sich dann dem Mond zuzuwenden. Kepler aber hatte eine Wette darüber abgeschlossen, daß ihm, woran Longomontanus gescheitert sei, in acht Tagen gelingen würde. Er hatte die Wette verloren. Was war nun das Rätsel?

Wenn der Mars sich der Opposition zur Sonne nähert, also kurz bevor er um Mitternacht kulminiert, bleibt er scheinbar stehen, wandert sogar ein Stück zurück, um dann seiner vorherigen Bahn weiter zu folgen. Bereits Kopernikus hatte diesen Vorgang als einen Reflex der Erdbahn erklärt. Wie von Sinnen war Kepler, wenn er daran denken mußte, daß die Erklärung den Gesetzmäßigkeiten der verschiedenen Umlaufzeiten sich ihm noch immer entzog. Er hatte gerechnet – Tage und Nächte. Er hatte sich der Phantasie in die Arme geworfen, um a priori zu einer Lösung zu kommen, die nachher allerdings noch zu beweisen gewesen wäre. Aber es hatte nichts zu beweisen gegeben, weil ihm durch seine Phantasie kein Einfall beschert worden war.

Keplers Ungeduld hatte zwei starke Gründe.

Er war überzeugt, daß sich alle Planeten nach ein und demselben Gesetz um die Sonne bewegen und daß die Lösung des Marsrätsels ihm dieses Gesetz enthüllen würde.

Der zweite Grund waren die Rudolfinischen Tafeln, die er aus den Braheschen Beobachtungen errechnen sollte. Inzwischen hatte sich aber ergeben, daß die Beobachtungen, so genau sie sein mochten, zu einer ebensogenauen Bestimmung der Himmelsorte, an denen die Planeten sich jeweils in einer beliebig vorher bestimmten Zeit befinden mußten, nicht ausreichten. Immer wieder ergaben sich Abweichungen, und zwar bis zu acht Bogenminuten. Nach langwierigen, unendlichen Mühen mußte Kepler sich schließlich eingestehen, daß er für die Genauigkeit, die er sich

abverlangte, nicht nur der trefflichen Beobachtungen Brahes, sondern auch der Kenntnis der Planetenbahnen bedürfe. Mit anderen Worten: die Rudolfinischen Tafeln, ein zwar umfangreiches, aber immerhin rein rechnerisches Unternehmen, stellten ihn vor die Aufgabe, der erste Begründer der Himmelsmechanik, also einer ganz neuen entscheidenden Wissenschaft, zu werden.

„Meine Aufgabe ist es, zu zeigen“, schrieb er darüber, „daß die Himmelsmaschine nicht ein göttliches Lebewesen, sondern ein Uhrwerk ist, bei dem alle die mannigfaltigen Bewegungen von einer einzigen, magnetischen Kraft besorgt werden, wie beim Uhrwerk alle Bewegungen vom Gewicht.“

Die Antike war der Meinung gewesen, eine in sich zurücklaufende Himmelsbewegung müsse stets einen Kreis beschreiben. Archimedes, Pythagoras, Apollonius bekannten sich zu diesem Satz, und die Autorität des Aristoteles machte ihn zu einem Axiom, zu einer Behauptung, die nicht erst bewiesen zu werden brauchte, da ihre Richtigkeit jedermann einleuchten müsse.

Von diesem Axiom und dem Erdsystem waren auch Brahe und mit seinem Sonnensystem Kopernikus ausgegangen. Um die unerklärlichen Erscheinungen zu erklären, waren der Kreistheorie zuliebe willkürliche Annahmen unterstellt worden, bis Kopernikus, dem auch Brahe gefolgt war, die Theorie durch Überlagerung zweier gleichförmiger Kreisbewegungen zu retten versucht hatte.

Kepler verwarf alle diese unbeweisbaren Thesen, die sich an das angebliche Axiom von der Kreisbewegung klammerten. Die vergeblichen Versuche von Brahe und Longomontanus hatten das Versagen des herkömmlichen Verfahrens erwiesen. Kepler begann sein neues Verfahren mit der Untersuchung der Erdbahn, weil ja alle Beobachtungen von der bewegten Erde angestellt werden, so daß der kleinste Fehler in dieser Hinsicht immer neue Fehler hervorrufen müßte. Mit einem genialen Kunstgriff versetzte er sich an eine bestimmte Stelle der Marsbahn und berechnete von da aus die Abstände zwischen Sonne und Erde. Dies Verfahren ergab das Abweichen der Erdbahn vom Kreis. Damit hatte Kepler die jahrtausendealte Annahme von der Kreisbewegung entthront, hatte nachgewiesen, daß solche angeblichen Axiome zu Hindernissen für die geistige Entwicklung der Menschen werden können. Das war eine Befreiungstat nicht nur im Reiche der Astronomie, sondern auch auf allen

anderen Gebieten der Wissenschaft. Überall breiteten sich solche Grundsätze, die angeblich keines Beweises bedürfen, aus: in der Kunst und der Wissenschaft, in der Politik und der Technik, und überall konnten sie die Klärung der Probleme gefährden. Axiome sind in der Wissenschaft unentbehrlich, aber man sollte nicht vergessen, daß die Sucht nach Axiomen zu allen Zeiten die Sehnsucht nach dem festen Punkt des Heraklid war und nach dem Gott, den es nicht geben konnte, wobei es ganz gleichgültig war, um welche Art Gott es sich dabei handelte.

Kepler wußte nun wohl, daß sich die Erde in einer vom Kreis abweichenden Bahn um die Sonne bewegt; aber die Gestalt dieser Bahn kannte er noch nicht. Neue Berechnungen, neue Einfälle, Siege und Niederlagen folgten; es gab wiederum Monate, da seine Planetenarbeit in der Wüste der Einfallslosigkeit zu erliegen drohte. Keineswegs jedoch sein Tätigkeitsdrang. Während er zeitweilig von den Planeten Abschied nahm, begann er inzwischen seine Optik.

Auch sie war ihm für seine Arbeiten über die Planetenbahn wichtig. Die Brechung der Lichtstrahlen in der Lufthülle bewirkt, daß die Sonne im Horizont für das Auge um einen Betrag gehoben wird, der dem Sonnendurchmesser entspricht, daß sie also gerade den Horizont zu berühren scheint, wenn sie tatsächlich schon untergegangen ist. Bei den Ortsbestimmungen der Gestirne konnte diese „Refraktion“, diese Lichtbrechung, nicht vernachlässigt werden. Brahe hatte das auch erkannt, aber seltsamerweise das Ausmaß der Refraktion von der Helligkeit abhängig geglaubt, so daß er für Sonne, Mond und Sterne drei verschiedene Refraktionstabellen aufgestellt und ferner bei der Sonne oberhalb fünfundvierzig Grad, bei den Sternen bereits oberhalb zwanzig Grad überhaupt keine Refraktion mehr hatte gelten lassen wollen. Positive Ergebnisse waren damit jedoch nicht erzielt worden.

Kepler bereitete durch eine Fülle neuer Gedanken und Einsichten sowie mit seiner klaren Formulierung der Probleme den Boden für völlig neue Untersuchungen. In seinem Anfangskapitel über die Natur des Lichtes gelangte er zu dem Gesetz, daß die Lichtdichte im Quadrat der Entfernung von der Lichtquelle abnimmt.

Der Kernfrage nach einem Gesetz der Lichtbrechung kam er immerhin so nahe, daß er eine verbesserte Refraktionstafel berechnen konnte. Er war es auch, der das Sehen des menschlichen Auges als einen technischen Vorgang auf Grund einer Lichtbrechung erkannte.

Noch waren seine beiden Werke, die er „Astronomia Nova“ und „Astronomiae Pars Optica“ nennen wollte, nicht fertig; aber schon versprochen beide je eine neue Wissenschaft zu begründen, von denen der Himmelsmechanik eine ganz besondere Bedeutung zukommen mußte – falls ihm die Vollendung des Werkes gelingen sollte.

Von allen Seiten bedrängten ihn Stimmungen zwischen Niedergeschlagenheit und verfrühtem Jubel, von allen Seiten die Arbeit: seine umfangreiche Korrespondenz sowie kleinere Arbeiten, mit denen man sich gern an den neuen Mann wandte – oft, ohne eine Vorstellung von der Belastung zu haben, die man ihm damit auferlegte.

Auch das Verlangen nach Horoskopen trat immer wieder an ihn heran, und dem konnte er sich häufig schon wegen des Einflusses der Bittenden und zuletzt auch wegen der Gulden nicht entziehen, die Horoskope einbrachten.

Aber von welcher Seite immer betrachtet, die Ernennung zum Hofmathematikus förderte Kepler. Nicht nur an der Berechnung der Marsbahn und seinen anderen Aufgaben konnte er ungehemmt arbeiten, sondern auf seinem Gebiet nahm er eine Stellung unter den ersten Forschern in Europa ein. Aus ganz Deutschland kamen ihm Glückwünsche, selbst und gerade von Leuten, die in seiner früheren Bedrängnis seine Briefe nicht beantwortet hatten. Sorge um seinen Lebensunterhalt brauchte er nicht zu haben.

Nicht unklug war es gewesen, dem Kaiser die Festsetzung des Gehaltes zu überlassen. Natürlich hatte er nicht daran denken können und nicht daran gedacht, dreitausend Gulden Brahes zu erhalten. Kepler bekam das Ergebnis aller Braheschen Bemühungen und dessen Aufwandes von dreieinhalb Jahrzehnten in die Hand, und zu seiner Arbeit bedurfte er keiner Mitarbeiter, die er zu bezahlen gehabt hätte. Unter diesen Umständen waren die ihm ausgesetzten fünfhundert Gulden ein stattliches Gehalt. Nur um hundert Gulden geringer war es als das eines Mitgliedes des Reichshofrates, der höchsten Behörde, und dieser Unterschied wurde sehr bald durch eine Gehaltserhöhung ausgeglichen.

Auch Frau Barbara hätte sich ihrer Freudentränen beim ersten Lesen des Ernennungsdekrets erinnern und ihrer Lage auch einige Sonnenseiten abgewinnen dürfen. Damit jedoch hörte sie bald auf, um nur noch eintönig zu behaupten, daß man von einer selbstbezahlten spanischen Hoftracht mit Spitzenkragen und Degen nicht leben könne. Zu bestreiten war es freilich

nicht, daß Kepler auf sein Gehalt ab 1. Oktober 1601 erst am 9. April 1602 Geld bekommen hatte, und viele Tage, Wochen und Monate kamen heraus, als sich Kepler die Zeit zusammenrechnete, in der er um Zahlungen in die Ämter gelaufen sei.

Aber das ging in Prag dem ganzen großen Heer der Beamten so. Darauf war man eingerichtet. Man lebte auf Kredit, ein Wort, das für Barbara gleich hinter dem Schuldturm kam. In Graz gebe es das nicht oder doch nicht in solchem Umfang, und was es in Graz nicht gebe, habe auch in Prag nicht zu sein. Leider wußte dieses geistig belebte, heitere und glanzvolle Prag zu wenig von Frau Barbaras ehrenfesten Grundsätzen. Aber irgendwann kam Geld, und wenn Geld kam, wurde bezahlt. Das mußte auch in Prag sein. Eine ganze Weile konnte man wohl auf Kredit leben. Doch jedermann wußte auch von jedermann, wann, wo und wieviel er bekommen habe.

Wenn Johannes Kepler nicht nur seine verträdelte Zeit, sondern auch die an ihn ausgekehrten Summen zusammengerechnet hätte, so wäre ihm ähnliches widerfahren wie bei seiner Reise nach Graz im Frühjahr 1601, als seine Barbara nicht genug Geld von Brahe bekommen haben wollte, bis eine genaue Aufstellung bewies, daß mehr als versprochen gehalten worden war. Doch Frau Barbara war nicht zufrieden. Immer wieder weilten ihre Gedanken in den behaglicheren Verhältnissen, in denen sie sich in Graz zu befinden geglaubt hatte, und sie vergaß darüber, daß ihre größere bürgerliche Sicherheit in der Heimat nur das Vermögen ihres Vaters gewesen war. Bei der Erbteilung sah es jedoch nicht danach aus, als wenn der Bruder seiner Schwester Barbara viel lassen würde. Von Jobst Müllers großem Vermögen hatte die Tochter in der Hauptsache also nur die Prügel gehabt – die dafür um so reichlicher. Doch darüber wollte die überall wohlgelittene Frau Barbara nichts hören. Mit ihrer Liebenswürdigkeit beglückte die hübsche Frau mehr die Außenwelt als das eigene Heim. Mochte man ihr auch noch so unhold in Graz begegnet sein – es blieb die Heimat, die Familie, das Zuhause; und noch so hold in Prag – es blieb die Fremde.

Und Kepler? Er gehörte ihr als das erwünschte Wesen, das sie mit allen Auswirkungen ihres gestörten Gleichgewichts beglücken konnte. Johannes war hilflos. Für ihn hätte sich gegen seine Frau zu wehren bedeutet, ihr weh zu tun – und dazu war er nicht imstande.

Im Hinblick auf seine Ehe war es für Johannes beinahe gut, daß er in seinem Leben von Frauen nicht gerade verwöhnt worden war. Darin hatte seine Mutter durchaus keine Ausnahme gemacht. In ihrer Unstetigkeit, ihrem Auf und Ab, Hin und Her, vom Adel zur Zunft, von Nürnberg nach Weil, nach Leonberg – Kriegsdienste immer zwischendurch – war die Familie Kepler alles andere als seßhaft. Kepler selbst war sich in seinem Horoskop völlig klar darüber, daß seine magere, schwarzhaarige Mutter geschwätzig, zänkisch und überhaupt von einer Art sei, die kaum etwas Anziehendes habe. Ihre Geschäftigkeit habe immerdar allem mehr als ihrem eigenen Haus, ihrer eigenen Familie und ihren eigenen Kindern gegolten.

Tatsächlich hatte sie, nur um dem Mann, der seiner Betätigung als Ackerbürger ebenfalls überdrüssig gewesen war, in das unterhaltzamere Feldlager folgen zu können, ihr dreijähriges Kind Johannes kurzerhand ihrer feindseligen Schwiegermutter überlassen. Es war aber keineswegs so gewesen, daß die Großmutter den kleinen Jungen nun als eine der ungeliebten Schwiegertochter abgejagte Beute betrachtet hätte!

Für sie war das Kleinkind nichts als ein Notstand gewesen, und genommen hatte sie es nur, weil man einen Enkelsohn des Bürgermeisters nicht gut als Findelkind hatte austun können. Das Feldlager des Herzogs Alba in den Niederlanden war ein Lager aller Greuel gewesen. Aber so ungut der Keplerin Ehe auch geworden war – ihr Verlangen nach dem Mann war stärker als die Liebe zu ihrem Kinde Johannes. Johannes sah sich bei den harten Großeltern viele Tage und Nächte allein in der winzigen Bodenkammer, in die man ihn der Blattern wegen aus dem Weg gebracht hatte – aber gestorben war er zuletzt doch nicht. Seine Mutter war Troßweib gewesen, sein Vater Soldat – wer hätte sich über des Jungen Genesung freuen sollen? Wenn die Verwaltung des Herzogtums Württemberg nicht besonders im Schulwesen so Ausgezeichnetes geleistet hätte, würde es möglicherweise nie einen berühmten Mann namens Kepler gegeben haben. Es bedurfte keiner Bittgänge um Stipendien, denen sich Frau Katharina wohl kaum unterzogen haben würde. Solange sie hatte hoffen dürfen, sich in ihrem Ältesten eine brauchbare Arbeitskraft erhalten zu können, war mit ihrer Einwilligung nicht zu rechnen gewesen. Erst als sich herausgestellt hatte, daß der schwächliche Siebenmonatsjunge auf die Dauer nie der schweren Ackerarbeit gewachsen war und er Leibesschäden davontragen, also Kosten verursachen könnte, war sie bereit gewesen, die Sorge für ihren Sohn dem Lande zu überlassen und sich damit eines Risikos zu entledigen.

Das allein wäre schon Grund genug zu einer großen Veränderung in Johanns' Leben gewesen. Außerdem hatte es sich herausgestellt, daß ihr zweiter Sohn, Heinrich, an epileptischen Krämpfen litt, denen weder mit Schlägen noch mit Kräutern, die Frau Katharina emsig sammelte und aller Welt darbot, oder durch „Besprechen“ zu begegnen war, das sie gleichfalls fleißig übte. Die Äcker mit bezahlten Händen zu bewirtschaften, hätte sich aber nicht gelohnt. So waren sie verpachtet worden.

Immerhin hatte Johannes auf diese Weise für die drei Klassen der ersten Lateinschule fünf Jahre gebraucht, immer wieder war er – oft auf viele Monate – am Besuch der Schule verhindert worden. Erst mit dreizehn Jahren hatte der Knabe nach bestandnem Landexamen in die Klosterschule Adelberg eintreten können, und von da ab war sein Weg jedem mütterlichen Einfluß, aber auch ihrer Willkür entzogen gewesen.

Kepler hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis und einen unbeugsamen Verstand. Irgend etwas aus seiner Vergangenheit, selbst aus seiner Kindheit zu verschleiern, kam für ihn ebenso wenig in Betracht, wie etwa eine mathematische Gleichung mit dem Gefühl lösen zu wollen.

Er hatte also von seiner Mutter kein gutes Bild in sich bewahren können. Doch trotz aller Unbestechlichkeit bemühte er sich, in seinem Gedächtnis nicht so sehr das Abstoßende, sondern lieber den nächtlichen Gang eine kleine Anhöhe hinauf, von wo die Mutter ihm einen Kometen gezeigt, und eine Mondfinsternis, die sein Denken in ebensohohem Maße erregt hatte, zu bewahren. Das Kräutersammeln und Salbenbereiten, das sich mit phantastischen Gesichtern verbunden hatte, sonderte die sonst so zänkische, klatschsüchtige Frau so sehr von der stumpfen Bürgerlichkeit, daß sie durch diesen Teil ihres Lebens manche Sympathien des Sohnes zurückgewann.

Auch das große Geheimnis um die Mutter, das Gespenst in der Familie Kepler, forderte mehr des Johannes' Teilnahme heraus, als daß es ihn abschreckte.

Als Kind war Frau Katharina eine Weile zu Besuch bei einer Verwandten gewesen, die man später als Hexe auf den Holzstoß geschleppt hatte. Ob der Vater bei seiner Heirat davon gewußt hatte – darüber konnte Johannes nichts sagen. Seine Großmutter, die Frau Bürgermeisterin, war wohl nach außen die strenge Siegelbewahrerin dieses Geheimnisses gewesen – im engsten Familienkreis jedoch hatte sie behauptet, daß ihr

armer Junge ganz unschuldig dieses Hexenwesen geheiratet habe oder wohl gar von ihm verstrickt worden sei. Bei ihr war aus dem Besuch eines Kindes, das dessen Eltern wegen eines Umzuges für einige Wochen fortgegeben hatten, die Erziehung eines Mädchens durch eine Hexe geworden. Und dieses unholde Mädchen, hatte sie gern geklagt, sitze nun als ihre Schwiegertochter mitten in der Familie Kepler, die seit dem Zuzug des Kürschnermeisters Sebald Kepler aus Nürnberg der Reichsstadt schon mehrere Mitglieder des Rates und einen Bürgermeister gegeben habe.

Kein Wunder, daß es den Vater aus dieser stickigen Luft in die Ferne getrieben habe, schloß Johannes dieses Thema immer ab, wenn irgendein Anlaß seine Gedanken gezwungen hatte, sich mit der Familie zu befassen.

Bei dieser Gelegenheit bereitete ihm das unvermeidliche Erinnerungsbild von Weil eine naive Genugtuung, dieses Städtchen, dessen Bürger die Souveränität einer freien Stadt des Reiches unbeirrbar verwalteten. Mit ihren drei Türmen, der gotischen Kirche, den hochgiebligen Häusern, die sich, zu Gäßchen zusammengedrängt, wie Küken um sie scharten, stieg sie aus Äckern und Gärten in der wellig verlaufenden Landschaft am Fuße des Schwarzwaldes, fest umspannt von der Stadtmauer mit ihren Türmen und Toren. Kepler konnte sicher sein, daß an dem, was er mit dem beschriebenen Stück Papier in der Hand rückblickend sah, sich nichts geändert hatte, so wenig wie an den Nachbarorten, die mit Weil als ein Ganzes seine Heimat bildeten. Der Brief aus der Heimat, den er jetzt in Händen hielt, hatte eine Verzögerung erlitten. Er trug noch die alte Adresse. Seit dem Frühjahr wohnten Keplers gegenüber dem Emmauskloster in der Neustadt.

„Nun, was schreibt Eure Mutter“, hörte er die Stimme seiner Frau, „der Brief ist doch von ihr?“

Eigentlich hatte er sich mit dem Schreiben in seine Studierstube zurückziehen wollen. Aber Frau Barbara hatte „Eure“ und nicht „deine“ gesagt, und das mahnte zur Vorsicht.

„Er ist von der Mutter“, bestätigte er und setzte sich in seinem Lehnssessel zurecht: Schließlich könne man ein Schreiben ja auch lesen.

Natürlich, dachte er, das sei zu erwarten gewesen! Die Reise von Schwaben quer durch Bayern nach Prag sei für eine alte Frau kein geringes Unternehmen. Aber die Mutter lasse es wieder einmal nicht ruhen. Sie komme also, „um zu sehen, wie der Kaiser ihren Sohn halte“. Er seufzte.

An Schwierigkeiten mit ihr werde kein Mangel sein. Gleichzeitig wunderte er sich aber auch, daß er sich im Grunde auf die Mutter freue. Nun ja – auch als er nach Graz hatte sollen, war er vorher noch einmal zu den Verwandten gefahren. Um deren Rat zu erbitten? So habe es ausgesehen. Aber was hätten sie schon raten können! Nein – es war geschehen, um Verbindungen zu festigen, deren Lockerung vorauszusehen gewesen sei. Offenbar empfindet der Mensch Angst davor, auf dem Ozean des Lebens frei zu treiben, und eine Mutter gebe dem Kinde immer das Gefühl eines Hafens, auch dann, wenn es keine Heimkehr mehr gebe.

„Meine Mutter will kommen“, sagte er laut.

„Ich sag's ja: kosten nur Geld, die Briefe, und bringen nichts ein. Im Gegenteil!“

„Im Gegenteil? Du meinst doch damit nicht etwa die Mutter?“

„Ist ja wahr! Jetzt, da wir kein Geld haben. Aber wann haben wir Geld?“

„Morgen. Es ist mir etwas versprochen.“

„Versprochen! Und etwas! Vielleicht morgen und dann wieder nichts. Ach, wenn wir doch in Graz geblieben wären!“

In der ersten Aufwallung wäre Johannes gern grob geworden. Aber schon mit Rücksicht auf ihren Zustand bezwang er sich. „Mir ist so, Bärbel, als wenn wir hätten gehen müssen. Oder sollte ich mich irren?“

„Hättet bleiben können“, murrte sie. „Meine Leute sind auch geblieben – der Vater, der Bruder, die Schwester ...“

„Warum Ihr immer in Euern Gebetbüchern lest, begreif ich nicht, wenn's Euch so gleich gilt, ob Ihr evangelisch oder katholisch seid.“ Darauf wußte Barbara nichts zu antworten, und so schwieg sie verstockt. „Hättest es sagen sollen, damals, als es noch Zeit war“, fügte er noch hinzu, „dann hätt' ich allein gehen müssen und Ihr wärt jetzt in Graz bei der Familie und den Freunden.“

„Also das hättest mögen! Mich sitzenlassen, und dann eine andere, eine liederliche!“

Hierauf überhaupt nicht zu antworten, schien Johannes geratener.

„Schließlich ist ja noch alles gut geworden“, sagte er nur. „In Graz hatten wir zweihundert – hier haben wir fünfhundert Gulden.“

„Mir sind zweihundert, die man kriegt, lieber als fünfhundert, die einem nur versprochen werden. Unsere steierischen Stände sind zwar keine Kaiser, aber haushalten – das können sie, und der Kaiser kann's nicht.“

„Könnte nichts schaden, wenn Ihr ihm etwas davon beibrächtet“, versuchte Johannes zu scherzen, „was meinst, Bärbel?“

Doch Frau Barbara war fern jeder scherzhaften Stimmung. Sie wußte, daß ihn nichts so verletzte, als wenn sie ihn mit einer bewußten Lüge angehe. Und ihn aufs tiefste zu verwunden – dazu empfand sie jetzt eine unbezwingliche Lust.

„Das Ende vom Lied ist wieder einmal, daß wir von meinem Geld leben“, log sie, unbekümmert um alle Tatsachen.

Um heftig zu antworten, sprang Johannes auf, und er wußte das. Er sagte aber nur, daß ihr kein Becher, kein Gewand, auch keine Gulden an ihrem Eigentum fehlen und daß sie seit ihrer Hochzeit mit ihm allein von dem Geld gelebt habe, das von ihm verdient worden sei.

„Auch Eure Reise nach Graz beim Tod Eures Vaters habe ich bezahlt. Ihr habt Euer Geld in der Tasche behalten, bedenkt das bitte.“

„Weil Ihr auf die Erbschaft spekuliert habt! Wie sollte denn ich bezahlen? Ich hab’ ja kaum was gekriegt, und meine Grundstücke tragen auch nichts.“

„Und von diesem ‚Nichts‘ soll ich die ganze Zeit mit Euch gelebt haben? Das kann doch nicht stimmen, Barbara.“

„Vom Geld meiner Regina sprecht Ihr aber nicht! Das ist Euch nicht zu schlecht. Daran tut der Herr Magister sich alleweil gütlich, statt es mir, der Mutter, zu geben, wie sich das gehörte.“

Vor dieser Verbindung von Dummheit und Bosheit verbrauchte Keplers Wut vollends. Die Gefahr, seinem Jähzorn zu verfallen, war vorüber.

„Von den Vormündern wurden mir für den Unterhalt unserer Regina siebenzig Gulden jährlich überlassen“, sagte er, „– nicht eins vom Hundert ihres Vermögens, während die Zinsen sechs vom Hundert ausmachen. Dennoch muß sie ihrem väterlichen Erbteil und meinem Stande als kaiserlicher Mathematikus gemäß ...“

„In Graz nannten mich die Leute ‚Frau Kalendermacherin‘ und hier ‚Frau Sternguckerin‘ – das nennt Ihr Stand?“

„...und meinem Stand als Hofmathematikus gemäß gekleidet und unterrichtet werden. Ich habe eine reiche Frau geheiratet und ein reiches Mädchen zur Tochter, aber unterhalten muß beide in der Hauptsache der arme Mann, der als Lohn den Schimpf hat. Aber verabsäumen dürfen wir deswegen nichts. Auch an Reginas Konfirmation muß gedacht werden. Hier in Prag ist die Einsegnung nicht möglich. Das Regerl muß nach ...“

„...nach Dresden!“ brach es aus Frau Barbara. „Du kannst es ja gar nicht erwarten! Behäng sie dir doch mit Seide und Schmuck, dein ‚Regerl‘, von hinten und vorn! Müßte mich sehr wundern, wenn du dir nicht schon selbst ein Gewerbe in Dresden ausgedacht hättest. Dann seid ihr mich los! Dann könnt ihr euch mit ‚Regerl‘ und ‚Väterchen‘ aneinander erlaben. An mich denkst du nicht! Regina, ja – die muß Kleider haben, gar nicht schön genug können sie sein, die ist ja ein Fräulein und kein Aufwaschweib wie ich, das in Lumpen ‘rumlaufen darf.“

„Du mußt gar nicht, Barbara. Ich würde es sehr gern sehen, wenn du, so wie früher, mehr auf dich achten würdest. Für Reginas Kleidung sorgst du besser ...“

„Ist dir das auch schon zuviel? Du Teufel! Du Geldteufel!“

Johannes ließ, indes Barbara schluchzte, eine Weile verstreichen.

„Nein, Barbara“, sagte er dann, „die Ausgaben reuen mich gewiß nicht; aber von diesem Gespräch verspreche ich mir nichts. Jedenfalls erwarte ich meine Mutter, und wenn Ihr darüber nachdenkt, werdet Ihr einsehen, daß sie nicht im unguten kommt. Sprecht also jetzt bitte nicht mehr von Geld. Sie will ja nur dasein in Eurer schweren Stunde.“

Ganz ohne Eindruck auf Barbara blieb diese Vorstellung nicht.

„Kann meine Kinder auch allein kriegen“, erklärte sie zwar noch, doch das war mehr Rückzug als Angriff.

„Vor allem nicht aufregen, Bärbel“, begütigte sie Johannes, „denk an unser Kind.“

Jäh sprang Barbara auf.

„Oh, Johannes“, rief sie, „wenn es nun stirbt? Wenn es wie unser Heinrich stirbt, unser erstes?“

Von neuem gab sie sich ganz ihren Tränen hin – aber dieses Mal weinte sie an seiner Brust.

XVI

Gevatterinnen über Gevatterinnen waren dagewesen, von hochmögenden Adelsweibern bis zu Hartschiersfrauen, die sich besonders günstiger Rezepte zu rühmen gewußt hatten – dazu natürlich die Herren Ärzte, vor allem Rektor Jessenius, der Anatom. Es gab fürstliche Niederkünfte, die dem Wirbel um die Frau Kaiserliche Mathematikus nachstanden. Kein Wunder – der Herr Kepler war wohlgelitten beim Kaiser, was man von den vielerlei fürstlichen Personen nicht gerade immer sagen konnte, und über das Befinden der Keplerin hatte er sogar geruht, einen Bericht anzufordern.

Jedenfalls hatte Johannes zwei Mägde neu einstellen müssen, eine für das Krankenzimmer und eine für die Küche, die sich unter Bettes Oberbefehl der Bewirtung der Gäste anzunehmen gehabt hatten, während er selbst seinen oft gerühmten Charme in der Komplimentierung der unterschiedlichen Weiblichkeiten zu verausgaben gezwungen gewesen war. Keine, die er nicht wenigstens bis zur Treppe, und genug, die er bis zur Haustür hatte bringen müssen. Und all dieses Treppauf und Treppab in der Hitze!

Aber am neunten Juli 1602 kam dann die junge Keplerin zur Welt, auf die gar nicht so wenige Leute der Hauptstadt Prag wie auf eine Prinzessin gewartet hatten. Das bewiesen schon die sechs Barone als Paten der jungen Dame. Ihren Namen allerdings übernahm sie von der älteren Schwester, die in Graz geboren worden war und dort ihr Grab gefunden hatte. Susanne hieß also das kleine Mädchen, ohne viel danach gefragt zu werden, ob es ihr auch recht sei, als Ersatz für eine Verstorbene so zu heißen.

Auch Johannes wurde trotz seiner Plackerei nicht viel gefragt. Er sah seine Frau weniger als zuvor. In allen Fragen des Kindbetts und der Wochenstube wurde er von der regierenden Weiblichkeit, die kaum die Ärzte gelten lassen wollte, als unzuständig abgelehnt. Daß er sich selbst für einen Arzt hielt, half ihm gar nichts, und in der Hauptsache beruhte diese Meinung auch mehr auf der wohlwollenden Einschätzung der steierischen Stände, die aus ihrem Mathematikus gern einen verwendbaren Medikus gemacht hätten. In seinem eigenen Hause dagegen hatte man für ihn keine Verwendung, und so litt er das gleiche Los der meisten Ehemänner in gleichen Fällen.

Schlimmer war es, daß seiner Mutter Gleiches begegnete. Als Schwiegermutter und Großmutter würde ihr die erste Rolle zugestanden haben, und sie selbst war von allem andern eher als vom Gegenteil überzeugt gewesen. Aber das übrige Weibsvolk war aus Prag. Mehr oder weniger kannten sich alle. Woher war diese Keplerin? Ganz gewiß nicht aus einer kaiserlichen Hauptstadt. Und was Billigkeit ihr vielleicht eingeräumt hätte, war von ihrer Zudringlichkeit und ihrer nimmermüden und nicht gerade geschmeidigen Zunge verdorben worden. Die leidende Schwiegertochter war schließlich froh gewesen, sie nicht ständig hören zu müssen. Zurückgestoßen, wie sie sich glaubte, war die Alte zu ihrem Sohn in der Hoffnung geflüchtet, daß er zu ihren Gunsten eine Jupiterrolle übernehmen möchte, um dabei freilich nur die Erfahrung zu machen, daß auch ein berühmter Mann immer nur ein Mann sei und sie nur seine Ohnmacht teilen könne.

Allmählich jedoch verschwanden die Gevatterinnen und Gratulanten. Zum Windelwaschen waren sie nicht gekommen, und mit ihrem Wegbleiben schmolz auch Frau Barbaras Liebenswürdigkeit dahin, die nun einmal mehr der Außenwelt vorbehalten blieb. Was man vor der Entbindung einer Schwangeren nachgesehen hatte, schien ständiger Hausbrauch werden zu wollen. Eine der beiden neuen Mägde, die Johannes aufgenommen hatte, war schon vor dem Gezänk der Hausfrau davongelaufen. Es schien durchaus nicht so, als habe das mit so viel Aufwand begrüßte Neugeborene dem Hause Glück gebracht, und doch wäre die Mutter verzweifelt, hätte sie es wieder hergeben müssen. Andere Gründe bewirkten ihre Laune. In ihrer Jugend hatte sich Barbara so an Schläge gewöhnen müssen, daß es ihr gewissermaßen als Ausgleich nachgerade zum Bedürfnis geworden war, sich wenigstens sonst irgendwie unglücklich zu fühlen, wobei sie die Vorstellungen anderer von Glück übersah. Sie hielt es für sträfliche Selbstsucht, wenn die Menschen ihrer Umgebung dem Unbehagen auswichen, das sie um sich verbreitete, und sich ihr entzogen. Um aber das erprobte Erziehungsmittel anzuwenden, an das sie in ihrer Jugend gewöhnt gewesen und das ihr möglicherweise sogar geholfen hätte, war Johannes nicht der Mann.

Tatsächlich war er gar nicht so ganz frei von Schuldgefühl, als er sich endlich einmal davonmachte, nicht ohne der schlafenden Barbara zu hinterlassen, daß er zu Hof befohlen sei. Ganz ohne diese Lüge glaubte er nicht auskommen zu können. Seine Mutter war damit durchaus nicht

einverstanden. Er solle seine Frau so lange ihren Grämlichkeiten überlassen, bis sie ihm ganz von selbst friedlich und freundlich entgegenkäme, war ihre Meinung, und da er indes an so manches Jugenderlebnis von elterlichem Getobe zurückdachte, schien ihm zuletzt auch, daß seine Mutter von der Art, mit unzufriedenen Frauen umzugehen, wohl mehr verstehen möge als er.

Und Regina?

Könne man das Mädchen dem Unwillen der Mutter preisgeben, die in Abwesenheit ihres Mannes sich unfehlbar an der Tochter schadlos halten würde? Überhaupt sei es eine Schande, sagte die alte Keplerin, daß ihr Sohn ihr, als seinem Besuch, noch nicht ein einziges Mal Prag gezeigt habe, und um etwas so Abgeschmacktes wie die mütterliche Eifersucht auf Regina solle man sich erst gar nicht kümmern. Damit übernahm Frau Käthe Keplerin aus dem kleinen Leonberg die Führung über den feinen Mann und dessen feine Stieftochter aus dem großen Prag, und alle drei waren dessen sehr froh.

In den letzten Tagen war Johannes aus seiner Studierstube kaum herausgekommen und auch von keinem Besucher in ein Gassengeschwätz verwickelt worden. Die Mutter hatte als eine Zugereiste auch nichts erfahren, und der Bette war an der Mitmagd eine ergiebige Klatschschwester geblieben, mit der so vieles zu erörtern gewesen war, was man den Ohren der Haustochter lieber verhehlt hatte. Schließlich war das Tagesereignis etwas so Besonderes auch nicht. Alle paar Monate wiederholte es sich, zuweilen alle paar Wochen.

Als die drei: Kepler, seine Mutter und seine Stieftochter, sich vom Emmaus-Kloster aus der Stadtmitte näherten, kamen sie demnach ganz unvorbereitet in ein Gedränge, das auch in den Nebenstraßen, in die Johannes ausweichen wollte, nur zunahm und schließlich jede Umkehr unmöglich machte, übrigens war die Mutter mit einem vorzeitigen Abbruch des Ausflugs auch keineswegs einverstanden. Sie sah nicht ein, daß sie sich eine so schöne, wenn vorerst auch noch unbekannte Gelegenheit entgehen lassen sollte, und der Sohn vergönne ihr auch gar nichts, begann sie bereits zu murren.

So blieb Johannes nichts übrig, als Regina eng an sich heranzuziehen und zu dritt mit der Mutter auf dem Strom zu treiben, der in den Allstädter Ring mündete und sich dort wenigstens soweit lockerte, daß ein

Durchzwängen in selbstgewählter Richtung gelang. Aber überhören, was dort entfesselte Menschen sich zuriefen, zulachten, zujohlten war unmöglich, und so blieb Johannes nichts an Ekel erspart.

Jetzt bedauerte er sehr, den mütterlichen Unmut nicht auf sich genommen zu haben und rechtzeitig umgekehrt zu sein.

Es gab gewiß auch andere, die, wie er, nur durch Zufall auf den Markt gelangt waren und nun unfreiwillige Zeugen eines scheußlichen Schauspiels wurden, wieder andere aber hatten mit dem Kommen nur ihrer Feigheit nachgegeben. Absonderung konnte gefährlich werden, konnte Aufmerksamkeit erregen und zu einer Denunziation führen, durch die man durch immer neue Folterungen dem Gang zum Scheiterhaufen unheimlich nahe kam. Es mochten Menschen unter der Menge sein, die, wie Kepler, Hexenprozesse und Hexenbrennen für eine Verirrung, ja ein Verbrechen hielten und dennoch durch ihr Schweigen diesen scheußlichen Aberglauben förderten. Jedenfalls widersetzte sich der Roheit kein Mensch.

Wer hätte es auch tun sollen, da die Kirchen dem Hexenwahn nicht Einhalt geboten, ja ihn geradezu förderten? Der geistige Führungsanspruch war von der protestantischen Kirche so gut wie von der katholischen erhoben worden. Doch auch bei den Reformern hatte deren ganzer Protest nicht zu einer geistigen, sondern nur zu einer geistlichen Führung gereicht. Vernunftwidrige Dogmen hatten das Erkenntnisvermögen der meisten Altarmänner aller christlichen Konfessionen so geschwächt, daß sie dem Hexenglauben, der wie eine geistige Epidemie um sich griff, fast widerstandslos erlegen waren. Sie hatten schon den Glauben an so viel Widersinn lehren müssen, etwa an den Teufel, an die Hexe von Endor, die gar durch die Bibel bezeugt war, und hundertfältige Mirakel, daß auch die unglaublichsten Anschuldigungen und Geständnisse möglich schienen. Als ein Mittel der Einschüchterung und der Ablenkung des Volkes von den Mißständen der Kirche konnte dieser Rückfall in den Dämonenglauben ihnen nur recht sein: je größer die Angst der gläubigen Schafe, um so größer auch deren Bedarf an kirchlichen Heils- und Beschwichtigungsmitteln.

Das christliche Abendland wand sich in furchtbarsten Krämpfen – zum Glück für die Menschheit gab es außer dem christlichen noch andere Bereiche. Dem Abendland gegenüber bewahrte der islamische Orient in dieser Hinsicht seine menschliche Haltung. Keinem Moslem gereichte eine eigenwillige religiöse Meinung zum Nachteil, und Hexenurteile, die etwa

ein Kadi im offenen Diwan nach den Suren des Korans ausgesprochen hätte, gab es nicht. Für die Welt des Islams war Hexenglaube, wenn er einmal auftauchte, als lächerlicher Pöbelwahn wohl gut für Christen, aber eine Schande für die Gläubigen von Mohammeds Lehre.

Von alledem wußte man nichts auf dem Altstädter Ring.

Das kernige Buchenholz – wieviel warme Stuben das im Winter geben könnte – wurde von den einen angesichts des rundgeschichteten Holzstoßes mit dem herausragenden Pfahl berechnet.

Städtische Waibl schützten ihn vor allzu stürmischem Andrang, ihn, den Tisch und die Stühle für die Gerichtsherren.

Verbrennen! Was das schon heiße! warfen sich andere gegen die allzu rasche Verschwendung kostbaren Holzes auf. Auch noch Teer habe der Meister in die Kloben getan, daß nur ja alles schnell vonstatten gehe!

Kaum daß man die Unholdin am Pfahl sehe – gab ein Murren ihnen recht –, dann sei auch schon alles vorbei ...

Ja! höhnte eine helle Stimme, für die kleinen Leute bleibe nichts als der Gestank.

Ausziehen das Weibsbild – wurde als wohltätige Neuerung vorgeschlagen, und dann so lange peitschen ...

Mit Draht- und Stachelpeitsche! verlangte ein eifriger Zwischenruf.

Mit Birken! wandte sich ein ausgereifter Lustmörder dagegen, das verlängere den Tanz, und nach so einem Stündchen bleibe ohnehin nichts übrig, was noch zu anderm tauge, als verbrannt zu werden.

Das sei nicht das gültige Verfahren mit Hexen, wollte ein Zunftmeister allzu ausschweifende Phantasien zügeln.

Natürlich nicht! wurde dagegen gehetzt. Warum auch? Der Freimann und seine Knechte seien gewiß nicht faul gewesen, sich ihren Anteil am Braten vorwegzunehmen!

Die Hex' solle jung sein! gellte es in das Gelächter. Und so ein Herr vom Gericht, wurde genörgelt, der habe es auch nicht schlecht. Langweilen werde so einer sich nicht, wenn splitter nackte Weiber sich vor ihm nach seinem Belieben auf der Streckbank winden.

Die Heutige – wollte eine neue Stimme ganz genau wissen – habe bis zum fünften Grad standhaft geleugnet, und so etwas komme selten vor. Fast sei sie ledig gewesen. Dann aber habe es der Meister mit einer ganz neuen Tortur versucht, und damit habe er es dann geschafft. Sie habe nur noch geschrien, man solle sie abnehmen, sie wolle gestehen, was man sich nur

ausdenken könne – gestehen, gestehen, nur solle man ihr sagen, was, aber abnehmen solle man sie. – Nun ja, so sei immer das Ende.

Mehr brauchte Johannes nicht zu hören. Voll Entsetzen hatte er das Budowsche Haus erreicht. Dieses Mal kam er als ein Verfolgter, nicht wie damals, um vor Straßenjungen Schutz zu suchen; aber als Flüchtling kam er auch dieses Mal. Empfangen wurde er als geehrter Gast, der ebenso wie die andern, die das Haus füllten, sich nicht einer so gut gelegenen Wohnung erfreue und nun gekommen sei, um bei dem Ritter Budowec, dem vielwerten Freunde, zuzuschauen, wie eine schon viehisch gemarterte Frau auch noch verbrannt werden sollte, und das in einer Weise, die bei einem Tier anzuwenden selbst der Roheste zurückschrecken würde. Was die Unglückliche aber bereits gelitten hatte und noch würde leiden müssen – für die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Gäste und Zeugen ihres Todesgebrülls war jedenfalls gesorgt. In den Fenstern standen bequeme Stühle, auf Tischen und Tischchen Erfrischungen, die von sauber beschürzten Mägden eifrig herumgereicht wurden.

Jahrelang hatte Kepler sein Bewußtsein vor den Tatsachen der Hexenprozesse abgeschirmt. Für unabänderlich hatte er sie halten wollen, nur um sich nicht mit ihnen beschäftigen zu müssen. Aus Furcht hatte er das getan. Und jetzt erlebte er, daß seine Gedanken das verbotene Gebiet längst aufgesucht hatten. Angesichts des Holzstoßes auf dem Markt entzündeten sie sich jäh und erfüllten ihn unmittelbar mit einer vernichtenden Klarheit. Den Tatsachen konnte er nun nicht mehr ausweichen, sie stellten ihn vor das Gericht seines eigenen Gewissens.

Er habe von alledem nichts gewußt? Wer solle ihm diese Lüge glauben? Er habe das größte Verbrechen eines Menschen begangen: nicht wissen zu wollen! Zu Dutzenden waren Frauen in seiner winzigen Vaterstadt Weil und in deren Nachbarorten verbrannt worden. Er aber habe sich dazu mit keinem Wort geäußert, nicht mündlich und schon gar nicht schriftlich. Aber schweige Gott nicht auch ...? Kepler erschrak über sich selbst.

Welch eine Vermessenheit! Wie kam er, Johannes, der Mathematiker, zu einer solchen Frage? Kenne er nicht das von Karl dem Großen, heute ein Heiliger der katholischen Kirche, bereits vor achthundert Jahren erlassene Gesetz für das christliche Abendland, daß Menschen, die an Hexen glauben und solche verbrennen, als Mörder mit dem Tode zu bestrafen seien? Das Gesetz habe sich vielleicht auch gegen den Aberglauben der Kleinen, aber ebenso sehr gegen Herzöge, Grafen und Bischöfe gerichtet, und Karl sei

kein Herrscher gewesen, der seinen Gesetzen nicht Geltung verschafft habe. Genüge ihm, dem Herrn Kepler, dieses Gesetz Caroli nicht als Bestätigung eines göttlichen Willens? – Nein! schrie es in Johannes, es genüge ihm nicht! Seine entfesselten Gedanken schrien es. Es gebe kein Gesetz, es gebe nur ein Irrsal von Gesetzen, die alle einander widersprechen. – Und Gottes Wort, das er als Theologe doch habe verkünden wollen? – Was heiße: Gottes Wort? Wer habe es vernommen? Von Moses behaupte man es; ihm aber, Johannes dem Kepler, sei Gott nicht erschienen, ihm bleibe nur seine eigene Erkenntnis, und die sei ihm nicht von einem Gott „in die Seele gelegt“ oder wie es sentimentales Geschwätz sonst wolle, die sei die logische Verknüpfung wahrnehmbarer Tatsachen – mit menschlichen Sinnen wahrnehmbar. Dieser Mensch sei es, den er verrate, sich selbst verrate er, wenn er zu solchen Greueln, wie denen auf dem Markt, schweige! Ein feiger Lügner sei er.

Wahr sei das, furchtbar wahr! Aber Giordano Bruno habe man verbrannt, und es gebe so vieles, zu dem man schweigen müsse, um sein Leben zu behalten. Oder sei Gott Giordano Bruno erschienen? Erscheine ein Allmächtiger dem Menschen mit Offenbarungen, nur um den Auserkorenen zum Schlachtopfer seiner Mitmenschen zu machen?

Sein, Keplers, Leben gehöre der Wissenschaft, gehöre den Gesetzen des Weltalls. Seien sie erst enthüllt, würden die Menschen – vielleicht – erkennen, daß im Weltall wie auf Erden für Dämonen kein Platz sei.

Feig bist du, Johannes Kepler!

Ja, ich bin feige und werde es immer sein, weil ich meiner Jahre und meines unversehrten Leibes für meine Arbeit bedarf. Was außerhalb meines Auftrages aus den Sternen ist, mögen andere zurechtrücken, die dazu berufen und befähigt sind. Deren gibt es, und zuletzt wird ohnehin die Wahrheit durchdringen.

Feigheit ist deine leichtfertige Hoffnung. Du weißt sehr wohl, daß die Dummheit meist stärker ist.

Aber es gibt einen Kepler, einen Galilei, einen Magini, und es gab einen Tycho Brahe – immer nur einen!

Sieh einmal an, Kepler! Nicht nur ein Lügner bist du, auch ein Prahler. Wenn du glaubst, daß dein Verschwinden bemerkt werden würde – laß es doch darauf ankommen! Du wie die andern. Du weißt es wohl, daß der Hexenwahn nie verschwinden oder immer nur seinen Namen wechseln würde, wenn sich ihm nicht die Besten und Mutigsten in allen Nationen in

den Weg stellen. Die Gesetze des Weltalls, von denen du, Johannes Kepler, ein Stück aufzudecken im Begriffe bist, müssen das Ungeziefer vernichten, das auf dieser Erde nistet und die Menschheit peinigt.

Zwischen den menschenumdrängten Fensterrahmen und der Wand, an die Johannes sich lehnte und in die er gern hineingekrochen wäre, um nichts mehr zu sein als sie, eine stumme Wand, lag parkettierter Fußboden. Er wunderte sich, daß er ihn und seine Zeichnungen bemerkte. Er schloß sich von den Vorgängen in seiner Umgebung ab. Aber immer wieder scheuchten ihn Worte, Laute, Bilder aus seiner Abkapselung. War es ihm im Marktgedränge unerträglich gewesen – schwerer zu ertragen fiel ihm, was sich in diesen behüteten Räumen begab.

Hier befanden sich doch nur Menschen aus gehobenen Kreisen? Manche von ihnen waren ihm durch wissenschaftliche Gespräche bekannt. Denkbereit habe er sie gefunden, und nun werfen sie sich hemmungslos einem Aberglauben in die eklen Arme, den schon vor acht Jahrhunderten ein barbarischer Kaiser verworfen habe. Stets habe er den kurfürstlich sächsischen Gesandten und Freund Gödelmann als Spezialist des „Hexenrechts“ für eine Ausnahme angesehen, für einen Mann mit einem absonderlichen Steckenpferd. Ein paragraphenreiches Gesetz und eine ebensolche Gerichtsordnung können doch für gebildete Menschen den Irrsinn des Hexenhammers nicht beglaubigen! Und die Folter als Beweis? Die bedeutendsten Juristen des alten Rom, wo man nach dem Gesetz nur Sklaven der Tortur hätte unterwerfen dürfen, seien immer wieder gegen sie aufgetreten. Alle Gäste des Ritters Budowec können doch nicht wahnsinnig sein! schrie es in Kepler.

Dennoch lagen alle in den Fenstern, hatten Mut zu Geschwätz und zum Wichtigtun. Auch die Zweifelnden oder die, von denen er annahm, daß sie es seien, wußten – ganz allgemein sprach man darüber –, daß nur ein Trick des Schinders dem Opfer das Geständnis aus den Gliedern gerissen habe. Diesem Trick verdanken diese Menschen die Lust der Stunde, dachte Kepler. Denn sie sei ihnen eine Lust. Auch die Hirne der Frauen und Männer, die sich nicht der menschlichen Vernunft verschlossen hatten, seien wie ausgedörrte Schwämme, voll Gier, aufzusaugen, was es zu sehen und zu hören gäbe. Zur Teilnahme an einem Lustmord seien sie hier ... Alle ohne Ausnahme ... Deswegen ...! dachte Johannes.

Alle? Demnach auch er? – Nein, antwortete sich Johannes unverweilt. Er sei das Opfer einer Fahrlässigkeit. Nichts habe ihn hergezogen – alles

stoße ihn ab.

Aber eine einzige kostbare Ausnahme, ein Edelstein unter Abhub sei er darum doch nicht. All die Schaulustigen auf dem Markt, vor allem aber in den herrschaftlichen Gemächern seien mitschuldig am Tode eines Menschen. Verkörperten sie das Volk von Prag? Wie viele waren nicht erschienen. Und zu den willentlich Ferngebliebenen bekannte er sich in dieser Stunde, zu denen, die am Verbrechen und am Auslöschen der menschlichen Vernunft nicht teilhaben wollen.

Voll Bitterkeit sah und hörte er seine Mutter sich eifrig am Gespräch der feinen Leute beteiligen, die keineswegs vornehm zugeknöpft gegen die verrunzelte Frau aus Schwabens Kleinstadtdschungel taten, berichtete sie doch von der Stimmung auf dem Markt. Schon beim Reden über die derben Vorschläge aus der Menge regte sich selbst bei Abgebrühten Lüsternheit.

Alle ohne Ausnahme ... Noch einmal wollte sich der Gedanke formen ...

Da erschrak Johannes. Auch Regina? Seine Tochter Regina? Sei das möglich?

Nein, beruhigte er sich. Seine Mutter hatte das Mädchen mit sich gezogen, damit es nicht immer da hinten bleibe, wo es nichts sehen könne. Jetzt erblickte Kepler Regina neben der Mutter. Wie von seinen Gedanken bezwungen, hatte sie sich umgewandt, und nun sah er in ihren geweiteten Augen Ekel, Entsetzen und – Angst. Angst wovor? Vor ihm? Vor sich selbst? Angst vor dem Sog, der auch ihre Sinne erfassen könne ... auch ihr drohe ... auch ihm womöglich ...?

In diesem Augenblick fühlte sich Kepler versucht, wieder an den Teufel zu glauben. Fast alle zeitgenössischen Theologen waren ohnehin von ihm überzeugt und hielten diesen Glauben demgemäß für eine unerläßliche Voraussetzung wahren Gottesglaubens. Erst der böse Teufel – dann der liebe Gott, so gehöre es sich.

Aber vom Teufel wenigstens hatte Kepler ein anderer Glaube, nämlich der an ein harmonisches Weltall, befreit – wenn Unbewiesenes als Befreiung gelten konnte. Für einen Wissenschaftler wie Kepler war eine Theorie, die er noch einmal zu beweisen hoffte, stärker als selbst der Teufel.

Dennoch kam es Kepler in diesem Augenblick vor, als stelle der Verleugnete sich ihm frech in den Weg.

Aus den Gesprächen entnahm er, daß die Verurteilten dem ihr erpreßten Unsinn noch die Namen von acht anderen Frauen und Mädchen

hinzugefügt habe, mit denen sie auf dem Blocksberg zusammengetroffen sei. Die vielen übrigen habe sie nicht gekannt. Die acht aber seien bereits eingetürmt – wurde erzählt – und harrten ihrer Prozesse.

„Väterchen –“, hörte er Reginas Stimme.

Sie stand plötzlich vor ihm. Er sah ihr die Flucht an.

„Oh, Kind“, flehte er, „weg mit den Tränen! Nicht auffallen – durch nichts!“

„Es ist so schrecklich, Väterchen. Sie soll verbrannt werden und hat doch nichts getan!“

Er hätte sie, die Verhätschelte, geschüttelt, wenn er nicht voll Angst vor spähenden Blicken gewesen wäre. Eine Angst ergab die andere – alles immer nur Angst.

„Denke das nicht, Regina, und wenn du es nicht hindern kannst, das zu denken, so leugne. Sage allen, daß es eine schöne Erinnerung für dein ganzes Leben sein würde, eine Hexe brennen gesehen zu haben.“

„Es gibt doch keine!“

„Unglückseliges Kind! Verschweige es auch vor mir, sogar vor dir selbst, vor allem aber vor denen, die ebenso denken. Die liefern dich zuerst aus. Damit wenden sie jeden Verdacht von sich ab und dann ...“

Er hörte eine Stimme:

„... die Frau des Pfarrers befindet sich schon im Stockhaus und dann auch die Tochter des Richters“, hörte er die Stimme berichten, „noch nicht vierzehn ist das Kind ...“

Mit einem Ruck zog Johannes Regina an sich, als er über deren Schultern hinweg auch schon in die Augen seiner Mutter blickte und auf ihren halbgeöffneten Mund. Ihre Augen bewunderten den Sohn und ermunterten ihn. Für ihn hatte sie keine Angst. Er sei der Freund des Kaisers. Er dürfe alles.

„Wenn du nicht glaubst, daß es Hexen gibt, Regina“, flüsterte er dem Mädchen zu, „dann beteure das Gegenteil um so lauter.“

„Aber Väterchen, dann würde ich ja lügen!“

„Lügen ...“, eine große Traurigkeit überkam ihn, „jawohl, das ist es: ich halte dich zum Lügen an. Natürlich müßte ich mich nun schämen, und ich will es auch tun, wenn du mir versprichst, immer und überall, wo es nötig ist, zu lügen. Die Wahrheit zu sagen, ist ein Wagnis. Frage dich stets, für wen du das Wagnis unternimmst und ob es sich lohnt. Hier lohnt es sich nicht. Der Frau, die verbrannt werden soll, würdest du nicht helfen und nur

etwas später auf dem gleichen Platz Gleiches erleiden. Wir dürfen nicht sagen, was wir denken, mein armes Regerl, wenn wir uns bewahren wollen. – Und sei tapfer. Geh zu meiner Mutter und verhalte dich wie die andern Mädchen. Wir beide fallen schon auf. Wenn sie die Frau erst bringen, wird man weniger auf uns achten.“

Ein dumpfes Gebrüll, von Gejohl und Pfeifen überlagert, brandete von unten herauf. Es war soweit. Man brachte die Frau. Der Armesünderkarren, ein kurzer Leiterwagen, war keine Karosse und der Gaul davor eher abdeckerreif als ein Kutschpferd. Drei Menschen waren auf dem Gefährt: vorn auf der Deichsel der Kutscher, dann das Opfer, gehalten von einem stämmigen Fronknecht, der es der Menge als appetitanreizendes Schaugericht triumphierend zeigte. Brot und Spiele verlangte das römische Volk, und da es um das Brot in Prag zur Zeit nicht am billigsten stand, so sollte wenigstens bei den Spielen einiges heraus schauen und dem Opfer nicht erlaubt sein, sich auf den Bodenplanken des Karrens als grauer Elendshaufen zu verkriechen. Die Frau sträubte sich und schürte dadurch die Vorlust ihrer Mörder. An einer Schulter war das Armesünderhemd eingerissen. Nun gab es eine unversehrte Brust des Brandopfers preis.

Brandopfer! Die Juden brachten sie ihrem Jehova dar; aber sie hatten schon die barbarischsten Sitten überwunden, als die sie umwohnenden Völker des Mittelmeerraumes noch immer an Menschenopfern festhielten, in Sidon, in Tyrus und in Karthago, wo man sich noch zu Römerzeiten am Geschrei der Kinder fromm ergötzte, die lebend in die glühenden eisernen Molochstatuen geworfen wurden.

Und Gott?

Braucht es einen, wenn menschliches Erkennen das Ergebnis sinnlicher Wahrnehmungen ist? Mag man in dem Menschen ein kümmerliches Wesen erblicken oder eins, das zu Reichtum kam – von den Göttern wurde ihm nichts geschenkt.

Gott ist das Geschöpf der Menschen, und er ist grausam wie seine Schöpfer.

Kepler hatte Theologe werden wollen, und er wußte genug, um sich nun beim Anblick des Priesters, der mit erhobenem Kreuz neben dem Karren einherging, überzeugen zu können, mit welchen Greueln ihn die Theologie zusammengebunden hätte. Er konnte sich ausmalen, daß er selbst dieser

kreuzbewaffnete Priester sei, der eine Hexe begleitet, um den Mord an ihr zu heiligen.

Auch ein Sakrament habe seine Geschichte, dachte er, auch das Abendmahl. Blut und Fleisch seien in Wein und Brot sublimiert. Aber offenbar seien Brot und Wein so manchen lieben Brüdern in Christo bald zu zahm, zu langweilig geworden; jedenfalls den Eifrigen. Ein Verlangen nach der unmittelbaren Vermählung mit dem Göttlichen sei offenbar nur sinnlich zu befriedigen. Rutenstreiche und Geißelhiebe auf das nackte Fleisch von Männern und Mädchen, die Abtötung jeglichen Lebensgenusses, das Opfer der Schmerzen und aller Scham, dazu lebenslängliches Gefängnis seien in ihrer ganzen Härte zuerst bestimmt gewesen, als Menschenopferersatz den Gebeten die letzte Wirkung zu geben, um sie in Opferung und Selbstopferung dem Himmel wohlgefällig zu machen. Das Blut, das in strengen Klöstern fließe, sei jedenfalls kein Wein. Aber was war schon Wein! Kepler dachte in diesem Augenblick daran, daß zum höhern Ruhme Gottes schon Hunderttausende getötet und Tausende auf Scheiterhaufen geschleift worden seien. Bis zum Eindämmen der ersten Religionskriege schienen diese Leichenberge dem religiösen Eifer genügt zu haben. Erst als eine menschenwürdigere Gesinnung sich Geltung zu verschaffen gedroht habe, sei das christliche Abendland auf die etwas in den Hintergrund gedrängten Hexenprozesse zurückgekommen. Keine Barbarei in der Vergangenheit der neuentdeckten Kontinente und der Völker der Vorzeit halte den Vergleich mit der „Kunst“ seiner eigenen Zeit aus, einem lebendigen Menschen das letzte an Qualen aus den zuckenden Adern zu winden. Folter, Altar, Scheiterhaufen seien nur verschiedene Worte für die gleiche grausame Wollust.

Jetzt wurde es stiller. Allerdings war nichts zu verstehen. Man sah nur, daß der Gerichtsschreiber das Urteil verlas, man sah, daß der Richter den Stab brach.

Mit übermenschlicher Kraft wehrte sich die Frau, schlug mit Fäusten, kratzte mit Nägeln, stieß mit Füßen, als Fronknechte sie den Holzstoß hinauf zum Pfahl schleppten, sie daran zu binden. Dies war der Augenblick, da ein wildes Verlangen Johannes, den sanften Johannes, ergriff, Augen möchten herausgekratzt, Gedärme hinausgetreten werden. Doch außer daß sich ein Knecht in Schmerzen wand, weil ihm ein Stoß ins Gemächtige geraten war, geschah nichts; denn daß der Verletzte der Gepeinigten einige Zähne ausschlug, war bedeutungslos.

Dann zündete der Henker mit einer Fackel, die man ihm reichte, das Holz an. Der Lärm verebbte. Eine Stille wie Atemholen entstand. In sie hinein kreischte zähnespuckend die Frau. Es war ein Fluch, was sie schrie, und sie verstand sich auf ihre Mörder – es war ein Fluch im Namen des Teufels. Um Rache rief sie ihn an. Sie verfluchte Männer, Weiber und Kinder – besonders die Kinder.

Gejohl unterbrach sie. Aber es war zu spät. Der Fluch war da. Mochte sie an den Teufel glauben oder nicht – der Fluch war wirksam. Auch in den Fensterfluchten des Hauses Budow gab es Gestöhn.

„Heilige Mutter Gottes, erbarme dich unser“, jammerte die Frau eines Ratsherrn, „meine Kinder, meine armen Kinder!“

„Wenn man ihr nur noch etwas antun könnte!“ beklagte eine andere die Ohnmacht des Unrechts, das sich gerade unten auf dem Platz an Übersättigung erbrach.

Sie waren nicht die einzigen.

„Und was sagt der Verehrte“, fragte Ritter Budowec, der Hausherr, „hat so ein Fluch eine Bedeutung? Gibt es überhaupt Hexen?“

„Ich verweise den Herrn auf die Hexe von Endor, überhaupt auf die Bibel und im Zweifelsfalle auf die theologische Fakultät in Tübingen“, lächelte Kepler bitter. „Ich selbst bin nicht mehr Theologe.“

„Bedauerlich“, fand Budowec und bekam ein liebenswürdiges Achselzucken zur Antwort.

Kepler war immer reizend und gut gelitten, besonders bei den Damen.

Diese Gänse! dachte er inzwischen. Ob sie denn nicht merken, daß der Fluch sich bereits vollziehe? Acht Frauen mittlerer, jüngerer Jahre und ein kleines Mädchen seien bereits in Eisen gelegt, und vermutlich werde nicht eine davonkommen. Er jedenfalls kenne nur einen Fall des Gegenteils, den jener Schulmeistersfrau, von deren außerordentlicher Sündhaftigkeit er gehört habe. Mit überraschender Ruhe habe sie sich vor jeder neuen Tortur selbst entkleidet und im Laufe mehrerer Monate – immer wieder notdürftig geheilt – die gesteigerten Qualen von fünf Graden überstanden. Man habe sie laufen lassen müssen – vorausgesetzt, daß sie noch habe laufen können – und daß sie vorher die Gerichtskosten bezahlt habe.

Nein – von diesen Damen da traue er keiner die Standhaftigkeit der Schulmeistersfrau zu. Offenbar kam ihnen gar nicht der Gedanke, daß sich der Fluch auf eine sehr naheliegende Weise auch an ihnen erfüllen könne. Die Frau sei nicht mehr. Sie habe ausgelitten. Aber acht andere seien bereits

auf dem Wege, ihr zu folgen. Könne man erwarten, daß alle acht ohne Leichengefolge den Scheiterhaufen besteigen würden? Ausbreiten würden sich diese Prozesse wie eine Pest. Aus einem Opfer acht neue – wieviel neue aus den acht, wieviel künftige Opfer aus neuen erpreßten Geständnissen?

Jede dieser gutgenährten, wohlbehüteten Frauen und Mädchen könne es treffen. Keine sei gefeit. Dann würden rohe Hände auch ihr blühendes Fleisch aus den modischen Kleidern zerren, würden Geilheit und Hohn ihre Leiber bis in die letzten Falten nach Hexenmalen durchwühlen, würden die Peitschen auch sie zum Tanzen, die Schrauben und Winden auch sie zum Brüllen bringen.

„Regina! Kommt, Frau Mutter!“

Kepler empfand Übelkeit. Er sprach lauter, befehlender, als es sonst seine Gewohnheit war. Der Abschied von Bekannten und Freunden gelang dennoch leidlich. Dem Drängen der Hausfrau, noch zu bleiben, entzog er sich mit dem Versprechen einer baldigen Zusammenkunft, und einen Erfolg hatte seine rasch gedämpfte Schroffheit auch. Gern hätte die Keplermutter sich noch in dieser hochgünstigen Gesellschaft getummelt; aber ihre scharfen Ohren hatten herausgehört, daß ihr Johannessohn augenblicklich recht gefährlich sei, und sie mochte noch nicht nach Leonberg zurückgeschickt werden. So trieb sie denn beflissen Regina an, die nichts anderes als daran dachte, so schnell wie möglich einem Hause zu entrinnen, das für sie zu einem Schauplatz von etwas Furchtbarem geworden war. Am liebsten hätte Regina Keplers Mutter den Mund zugehalten, als die auf der Straße davon zu reden begann.

„Johannes“, sagte Frau Käthe, „wie bin ich froh, daß wir heute dabei waren. Nun weiß ich doch, daß es noch eine Gerechtigkeit gibt.“

XVII

Das Gespann war längst vom Trab in Tritt gefallen. Die Räder knirschten bedächtig in den trockenen Furchen, die bei Regen kleinen, bequemen Bachbetten glichen, in denen das Wasser um so leichter ablief. Hier und da prustete eins der Pferde, nicht gerade aus Überanstrengung; denn so steil ging der Weg nicht hinan. Es war mehr ein Zeichen der Zustimmung und des Behagens, weil dem Viergespann mit der Thurn-und-Taxisschen Posthalterei einer der Ställe winkte, die es kannte und wohlwollend beurteilte. Stehen blieben die Pferde aber, weil nun der Postillion vom Bock zu klettern und den Kutschenschlag mit dem Bemerken zu öffnen pflegte, ob die Herrschaften einen Blick auf die kaiserliche Stadt zu werfen begehren – von hier oben könne man ihren Anblick mit besonderem Vorteil genießen. Smichow sei erreicht.

Die Frage wurde selten verneint. Bei der Ordinären, der gewöhnlichen Postkutsche, entschied die Majorität über etwaige Außenseiter, die es eilig hatten, und bei einer Extrapost entschieden derjenige oder diejenige, die sie bezahlten. Das war in diesem Fall keineswegs die wohlhändig hübsche Dame Anfang Dreißig und auch nicht deren Tochter, das junge, unreife Ding, wie die Frau Mutter sie je nach den Umständen laut oder im stillen gern nannte, sondern der elegante junge Kavalier, an dem die Frau höchstens auszusetzen fand.

daß seine ebenso zahllosen wie schmeichelhaften Höflichkeiten ihr gegenüber mit unnötig viel Ehrerbietung verwürzt waren, ein Übelstand, der im Verkehr mit der Unreifen eher die leichte Färbung eines Balzens, zugestandenermaßen eines taktvoll distanzierenden, doch eines immerhin noch wahrnehmbaren Balzens annahm.

Darüber konnte sich die Frau Mama angesichts ihrer persönlichen Anwesenheit natürlich nur wundern. Aber glücklicherweise merke das Kind ja noch gar nichts, dachte sie mit einem zufriedenen und ein wenig stolzen Lächeln.

Diese Feststellung erfüllte sie mit Billigung für die Jungfer Gödelmann in Dresden, die ein vorzeitiges Reifen der Unreifen wirksam verhindert habe, und zugleich erweckte sie in ihr die Erinnerung an eine Angst, die ihr von ... Eigentlich könne man auch „Fräulein“ Gödelmann sagen, unterbrach sie ihre Gedanken, ja man müsse es. Der Bruder der Dame sei

kursächsischer Gesandter beim Kaiser und ein großes Tier. Die Familie gehöre zu jener Beamtenkaste, die fast überall immer mehr die fürstliche Macht verwalte und darum selbst soviel und oft mehr als der nichtbeamtete Adel zu sagen habe. Also das „Fräulein“ Gödelmann halte der Frau Barbara die Angst vor ihrem Johannes ausgeredet. Das Reginchen, hatte sie behauptet, geniere sich als großes Mädchen viel zu sehr vor ihrem Herrn Vater, um mit ihm über „so etwas“ zu reden.

Bei der Freundschaft, die den Rat Gödelmann mit Johannes Kepler verband, hatte es sich nämlich ergeben, daß er seine unverheiratete Schwester, deren erste Jugendblüte nun auch schon an fünfzehn Jahre zurücklag, vorgeschlagen hatte, bei der Regina für die Zeit ihrer kirchlichen Vorbereitung mit abschließender Konfirmation in Dresden Schutz und Unterkunft finden könnte. Die Einwilligung der Dame war besonders von Frau Barbara wegen der Feinheit der Familie Gödelmann, in der ihre Rögel nahezu ein Jahr zubringen sollte, laut begrüßt worden, und Johannes hatte darin ebenfalls eine günstige Lösung gesehen, um die Konfirmation der Tochter auf eine schickliche und ehrenvolle Weise zu bewerkstelligen.

Was sich Frau Barbara etwa gedacht haben mochte, war von ihr mit keinem Wort erwähnt worden. Regina hätte ebenfalls zufrieden sein können ..., wenn ihr in Dresden der stiefväterliche Schutz nicht gefehlt hätte. Sie war von ihrer „Tante Fränze“, wie sich die Gödelmann von ihr sofort hatte nennen lassen, wie ein Kind des Hauses empfangen und gehalten worden. Das allerdings war es gerade: darüber, was einem Kinde und gar einem schon großen Mädchen zustehe, waren die Meinungen von Tante Fränze und Väterchen recht verschieden gewesen.

Mit gutem Recht hatte Regina der Bette sagen können: „Väterchen leidet's nimmer!“ Auch bei der Wahl ihrer Lehrerinnen hatte Väterchen es weder an Vorsicht noch an Instruktionen fehlen lassen. Etwas anderes war es mit der Tante gewesen. Ihr war der Schutz, den sie hatte gewähren sollen, gleichbedeutend mit „erziehen“ erschienen, und ihrer Auffassung von Erziehung galt es als das Selbstverständlichste von der Welt, ihr Ziehtöchterchen hin und wieder auch andernorts und auf eine etwas schmerzhaftere Weise zum Erröten zu bringen – nämlich mit der Rute. Die Kindlichkeit freilich hatte sie Regina damit nicht erhalten können. Durch Kepler an tägliche Gespräche gewöhnt, die weit über ihr Alter hinausgingen, hatte sie die von Müttern und Tanten so geschätzte Kindlichkeit schon nicht mehr mit nach Dresden gebracht.

Sie vermißte sie auch durchaus nicht. Aber wie hätte Jungfer Gödelmann das ahnen können, da Regina ihre Überlegenheit ängstlicher verborgen hatte, als andere ihre Laster.

Nun war Regina wohl überzeugt gewesen, daß ihr Väterchen sie nicht im Stich gelassen hätte, aber auch davon, daß er nichts so sehr scheue wie durch Anschauungen aufzufallen, die der Allgemeinheit fremd waren. Sie kannte seine Gründe, deren Richtigkeit ihr einleuchtete. Außerdem hatte sie sich schon als ganz kleines Mädchen immer ein wenig zu seiner Beschützerin berufen gefühlt und daher bei dem beschämenden Verlangen der Tante weniger an ihre bedrohten jungfräulichen Lenden und weit mehr an ihr Väterchen gedacht; denn das eine war ja klar gewesen, daß er nicht beunruhigt und in Konflikte verwickelt werden dürfe. Als sei sie es gar nicht anders gewöhnt, hatte sie daher ihren schönsten Knicks gemacht und die Züchtigung, wenn auch mit etwas Geschrei und Gestrampel, doch immerhin willig als das unvermeidliche Zubehör ihres Familienanschlusses hingenommen – was sie im Grunde ja auch gewesen war. Eine Entfremdung zwischen Zuchtmutter und der jungen Abgestraften hatte sich deswegen nicht ergeben. Kepler war nicht dagewesen, und Regina hatte sich ohnehin in dem Alter befunden, in dem sich junge Mädchen leicht zu einer reiferen Frau hingezogen fühlen. Dennoch oder gerade darum waren ihr die nachteiligen Folgen der langen Jungfernschaft bei der Tante ebenso wenig entgangen wie die Wonne, mit der sich das späte Mädchen auf die ihr zugefallene Mutterrolle in der ehrlichen Überzeugung gestürzt hatte, nur ihre Pflicht zu tun, ohne ihre erotische Entspannung bei dieser Pflichterfüllung auch nur im geringsten bemerken zu wollen. Ihre Strenge war jedenfalls zärtlich gewesen. Nach jeder dieser nicht gerade seltenen Entladungen hatte Regina mit anmutigen Überraschungen seitens der Tante rechnen können, wie das ihr in Dresden bereitete Leben überhaupt vorwiegend fröhlich und heiter gewesen war. An dem geselligen Verkehr des Gödelmannschen Familien- und Freundeskreises, an gegenseitigen Besuchen, an Ausflügen und Festen war auch die Jugend beteiligt gewesen. Dem hübschen und, was bald bekannt geworden war, auch reichen Mädchen hatte es denn auch nicht an männlichen Blicken gefehlt.

Erst in Dresden war Frau Barbara mitgeteilt worden, auf welche Art Fräulein Gödelmann sich ihrer Aufgabe entledigt habe. Mit ihrer Billigung hatte die Frau Mutter nicht gekargt, und eine leise Verstimmung, daß eine

Fremde habe erfüllen müssen, was das Elternhaus dem Kinde schuldig geblieben sei, war tapfer verschwiegen worden.

Im Glauben an Reginas Kindlichkeit aber war sie durch das augenscheinlich gute Einvernehmen zwischen Erzieherin und Zögling bestärkt worden.

Regina war durchaus die Tochter ihrer Mutter, nur spielte sie nicht Verstecken mit sich selbst, und wenn irgendeiner der jungen Leute, die sie umworben hatten, sie nicht gleichgültig gelassen hätte – ihm gegenüber würde sie etwas mehr als ausdrücklich Erlaubtes gezeigt haben. Man hätte sagen können, daß sie gerade deswegen mit der denkbar schönsten Kindlichkeit bezauberte – weil sie keine mehr besaß oder jene süße Blödsinnigkeit, die von den Leuten darunter verstanden wurde, nie besessen hatte. Als kluges Mädchen deckte sie aber die Nachfrage auch an Eigenschaften, die sie nur vom Hörensagen kannte.

Sie spielte nicht Verstecken mit sich selbst – nein –, wohl aber mit den Menschen ihrer Umgebung. Immer fühlte sie sich als Tochter von Johannes Kepler, und in jedem Fall fragte sie sich, was er zu ihrem Verhalten sagen würde. Niemandem gewährte sie Einblicke in sich, die – davon war sie überzeugt – nur Erstaunen über die Anschauungen eines so jungen Mädchens hervorgerufen hätten. Bis jetzt stand Kepler bei ihr noch jedem Mann im Wege, und es sah nicht so aus, als wenn sich das ändern würde.

Auch der Kavalier, dem sie gerade das Wenzelkolleg zeigte, Keplers Wohnsitz seit 1604, hatte es – ohne darum zu wissen – mit dem Astronom ebenfalls nicht aufnehmen können. Bei einem Mädchen! Und doch war er nicht der Erstbeste. Er war jung, aber kein Jüngling mehr. Er hatte bereits kleine Proben von Begabung abgelegt, die ihm, der seiner gehobenen Stellung durch Geburt und Verbindungen versichert sein konnte, obendrein noch eine standesgemäße Zukunft prophezeiten und ihn jeder mit Töchtern behafteten Mutter begehrenswert erscheinen ließen. Frau Barbara war eine Mutter, und eine Tochter hatte sie auch. Es wäre ungerecht gewesen, hätte jemand von ihr verlangt, eine Ausnahme zu machen.

Diese umschwärmte Männlichkeit war Philipp Ehem, ein augsburgischer Patriziersohn, also von gutem Adel. Als der Rat in Augsburg den Gewerken geöffnet worden war, hatte sich Christoph Ehem, der Vater, aus seiner Heimat zurückgezogen und war in die Dienste des wichtigsten deutschen Fürsten getreten. Heute war er Großkanzler seiner kurfürstlich pfälzischen Durchlaucht, also nach Christian von Anhalt,

fürstliche Gnaden, dessen politische Tätigkeit sich über ganz Deutschland und Europa erstreckte, die bedeutendste Person im Kurfürstentum.

Den Sohn hatte Regina beim Polykarp Leiser kennengelernt, dessen Hausfrau sich ihr um so geneigter gezeigt, je weniger sie von ihr gewußt hatte. Ihr Mann war Hofkaplan des Kurfürsten von Sachsen und Reginas geistlicher Vater, eine Eigenschaft bei dem Keplermädchen, die ihm selbst ziemlich wichtig erschien. Regina dagegen war nur nach Dresden gegangen, weil Väterchen hatte zeigen wollen, welchen Wert der kaiserliche Mathematiker auf seiner Tochter Konfirmation lege, die nach den neuesten Bestimmungen in Prag allerdings nur noch im geheimen hätte durchgeführt werden können. In der Sache selbst hatten sich Kepler und Regina ohne Aussprache verstanden. Nur überrascht war Johannes gewesen, als sein Regerl ihm kaltblütig erklärt hatte, daß sie schon der Mutter wegen nach Dresden gehe, die sich sonst wieder allen möglichen Unsinn einbilden würde; aber nicht unwitzig sei es doch, daß sie, Regina, einen Glauben, den sie angeblich bereits besitze, hinterher auch noch auswendig lernen solle. Könne man einen Glauben lernen? Natürlich war sie von Kepler angefleht worden, sich durch solche Reden nicht zu gefährden, worauf sie ihm erklärt hatte, daß sie sich manchmal des Zwanges nicht erwehren könne, laut und vernehmlich zu sagen, was sie denke, freilich nur zu ihm. Sie könne nicht anders, sonst würde sie am Ende noch wirklich dem Schwachsinn verfallen, den man offenbar so passend für sie halte.

Übrigens hatte Regina den Magister Leiser schon gekannt. Die beiden Gottesgnaden-Väter von Vaterländern, der versoffene Kurfürst und der geistig gestörte Kaiser, waren nämlich Freunde, und bei einem Besuch Seiner Durchlaucht in Prag hatte Polykarp Leiser zum großen Verdruß der Katholiken predigen dürfen. Von diesem Hofkaplan nun war Regina in die Mysterien des Katechismus eingeweiht worden. Kurzweilig war das nicht gewesen. Immer wenn sie gedacht hatte, daß es interessant würde und der gute Polykarp wohl aus sich herausgehen müsse, war sie mit kindlichkeitserhaltenden, verlogenen Phrasen bedient worden, was sie in ihrer Überzeugung davon, daß Dummheit und Lüge zwei Himmelsmächte seien, erheblich bestärkt hatte. Beweise wären ihr lieber gewesen.

Eigentlich hatte Junker Ehem Glück gehabt, der Jungfer Kepler oder Lorenz, wie man sie von rechtswegen hätte nennen müssen, in der Gesellschaft dieses Magisters begegnet zu sein. Geistig weiträumiger war

der jüngere Mann jedenfalls. Das hatte er sogleich durch die Geschicklichkeit bewiesen, mit der er sich einem Gespräch über die feindlichen Brüder – Luthertum und Calvinismus – entzogen hatte. Die Pfalz war calvinisch und Ehem kurpfälzischer Sekretär – das Thema ihm gegenüber anzuschlagen, war daher eine theologische Taktlosigkeit gewesen. Außerdem hatte es auch sehr weit von dem gelegen, was Kepler ein Thema genannt hätte, und die übrigen Gespräche waren auf gleicher Ebene verlaufen. Ein leichtes Gefallen, das sich bald wieder verflüchtigt hatte, war alles gewesen, was die neue Bekanntschaft dem Fräulein hatte abnötigen können. „Fräulein“ nannte nämlich der Junker beharrlich die leibliche Tochter des weiland Hoftischlermeisters. Ein neuer Verehrer, war ihre Meinung, doch deren hatte sie genug, und daß die Verehrung eines jungen Mannes für ein weibliches Wesen kein Dauerzustand und nicht ernst zu nehmen sei, hatte sie immer zu wissen geglaubt, und sie glaubte es noch. Darin jedoch irrte sie sich, daß sie die spätere Einladung des jungen Herrn, die beiden Damen in seiner Extrapost mit nach Prag zu nehmen, nur auf derartige Empfindungen zurückzuführen habe. Die Einladung wäre auch ohne Ehem noch so ernstgemeinte Hoffnungen erfolgt. Sie gehörte zu politischen Plänen, die er zu vertreten hatte, und so war es der Kurfürst von der Pfalz und nicht Herr Ehem, der die Extrapost bezahlte. Gemeint war der kaiserliche Mathematiker Kepler.

Der große Länderbesitz Habsburgs innerhalb des Reiches, die Kaiserkrone mit der böhmischen Kur, dazu noch Ungarn und im Westen die Niederlande, vor allem die Krone der spanischen Weltmacht im Besitz ein und derselben Familie, bedrohten jede andere Souveränität in Europa. Die Dynastie hatte keine Freunde, besonders nicht bei den deutschen Fürsten, die durchaus keine Lust verspürten, ihre Selbstherrlichkeit zu opfern und Vasallen zu werden, wie das dem Hochadel anderer Reiche widerfahren war. Selbst katholische, ja geistliche Reichsfürsten konnten sich nicht mit diesem Gedanken befreunden – bei den protestantischen konnte es um ihre Existenz gehen, wenn es einer Zentralgewalt gelingen sollte, etwaige Entscheidungen des Reichskammergerichts und des immer wieder angefochtenen Reichshofrates auch zur Vollstreckung zu bringen. Einwandfrei angenommene und verkündete Reichsgesetze sollten wohl die Rechte der Konfessionen gegeneinander abgrenzen. Einen Schutz boten sie jedoch kaum noch, da die Katholiken sich neuerdings bei jeder Gelegenheit auf das Kirchenrecht – der Papstkirche natürlich – beriefen und sich an das

Reichsrecht nicht halten zu wollen erklärten, was die Protestanten wiederum veranlaßte – um sich für eine künftige Auseinandersetzung zu stärken –, unter sehr freier Auslegung der Reichstagsbeschlüsse von katholischem Kirchengut an sich zu reißen, was sich ihrem Zugriff nur darbot. Unter diesen Umständen war die Gefahr nicht zu leugnen, daß Gesetz und Gericht bald nur noch eine Frage der Gewalt seien und die Entscheidungen auf den Schlachtfeldern gesucht würden.

Die Ursache dieser unübersichtlichen Lage, in der jeder Reichsstand Partei nahm und zugleich seine Eigeninteressen zu fördern trachtete, war vor allem die allgemeine Feindseligkeit gegen das Haus Habsburg. Dessen Macht, wenn auch durch die Geisteszerrüttung des Oberhauptes gespalten und geschwächt, war noch so groß, daß selbst die protestantischen Kurfürsten dem störrischen Kaiser nur Fürsten seines eigenen Geschlechtes zum Nachfolger vorgeschlagen, ja sich bereit erklärt hatten, jeden Erzherzog zu wählen, den Rudolf benennen würde.

Die geheimen Pläne des kurfürstlichen Hofes in Heidelberg freilich gingen weiter. Sie sahen einen Kaiser aus einer anderen Dynastie vor. Jeder sollte willkommen sein, wenn es nur kein Habsburger wäre. Und der Pfalzgraf hatte nicht nur auf Grund seiner Territorialmacht, sondern auch als Führer der Protestanten in Deutschland den größten Einfluß im Kurfürstenkollegium. Selbst der Erzbischof-Reichskanzler von Mainz war ein Freund dieses mächtigen Calvinisten.

Nicht weniger bedeutete es, daß seine Politik von einem Manne geleitet wurde, dem in Deutschland als Staatsmann keiner gleichkam – Christian von Anhalt-Bernburg, selbst Fürst des Reiches. Dieser Mann hatte nie daran geglaubt, daß Rudolf die Wahl eines römischen Königs zugestehen würde. Als erster hatte er das Wort ausgesprochen, vor dem sich anfangs alles verkrochen hatte. Es hieß Absetzung! – Absetzung des Kaisers.

Sei es nicht in jedem andern Staat möglich, einem geisteskranken Monarchen die Regierung aus der Hand zu nehmen? Warum nicht im Reich? Habsburg habe viele schwache Punkte. Die beiden wichtigsten seien Rudolfs Kaisertum und – Böhmen. Wer könne behaupten, daß immer ein Habsburger Kaiser, immer ein katholischer Habsburger König in dem fast ganz protestantischen Böhmen sein müsse? Böhmen sei ein Wahlreich und die Krone Böhmen mit ihren schlesischen Herzogtümern und der großen Markgrafschaft Mähren nicht nur reich, sondern mit einem protestantischen Fürsten, gegen den das Volk nicht wie bei einem Katholiken seine besten

Kräfte zu verzetteln brauche, auch stark. Wer Böhmen besitze, und dazu die Kurpfalz, sei so gut eine europäische Macht wie heute Habsburg. Mit einem Schlag sei das freilich nicht zu erreichen, und die Habsburger seien gewiß nicht bereit, fremden Rechtsansprüchen zu weichen.

Das waren Fürst Christians Gedankengänge, und was die Vorsicht, die er beobachtet wissen wollte, anlangte, so konnte man sich auf ihn verlassen: er war ein Genie der politischen Intrige. Als Statthalter der Oberpfalz hielt er in seiner Residenz Amberg, hübsch nahe der böhmischen Grenze und der Festung Wittingau des Wok Rosenberg, alle Fäden in seiner Hand, auch die nach Böhmen hin. Die vor allen!

Ein Mann wie Anhalt konnte Kepler nicht übersehen. Der Pfalzgraf selbst kannte ihn auch. Bei seiner letzten Anwesenheit in Prag hatte er ihn empfangen, wie es Kurfürst Ernst von Köln, der Wittelsbacher, ebenfalls getan hatte. Dennoch konnte der kurpfälzische Sekretär Ehem nicht gut zum Astronom Kepler ins Wenzelkolleg gehen und ihn über den Kaiser ausfragen. Niemand durfte ahnen, daß so etwas beabsichtigt sei, am allerwenigsten Kepler selbst. Trotzdem wollte man an ihn herankommen, was zu begreifen war. Kepler gehörte zu dem engen Kreis von Menschen, die den Kaiser sahen und sprachen. Und in diesem Kreis war er wieder eine Besonderheit. Er war intelligent, ein guter Beobachter, unbestechlich und – ohne Arg.

Als der Junker Ehem von der Anwesenheit der Damen Kepler in Dresden erfahren hatte, war sein Plan schnell fertig gewesen: gemeinsame Rückreise mit Mutter und Tochter nach Prag. Jedermann müsse dann einsehen, daß die Keplers ihn, den Reisegefährten, dessen Gast man gewesen sei, nicht am Haustor habe abschütteln können. Auf diese Weise würde er Hausgast im Wenzelkolleg werden. Ehem kam aus einer zu guten Schule, um nicht zu wissen, daß Einfachheit und Selbstverständlichkeit das Beste einer guten Intrige sei.

„Da ist doch unser Turm, Frau Mutter!“ rief Regina.

„Ach, Kind, soll ich alle Türme kennen?“

„Ich meine doch unsern im Kollegiumsgarten.“

„Meinetwegen hätte ihn der Herr Bachacek nicht zu errichten brauchen“, sagte Frau Barbara mit wenig Hochachtung. „Da hocken die beiden nun – der Rektor und dein Vater – oft stundenlang. Auch nachts. Gerade nachts. Da beobachten sie dann, wie sie das nennen.“

Der Herr Kavalier ließ sich die Bemerkung nicht entgehen, daß manche Dame froh wäre, den Gatten nachts im vertrauten Sternenumgang mit der Venus zu wissen, wohingegen eine irdische freilich ...“

„Junker“, unterbrach ihn Frau Barbara, „bedenke Er das Kind. Ich bitt’ Ihn!“

Barbaras Rüge wurde in einem Ton erteilt, der von vornherein eine Verzeihung erhoffen ließ. Ehemals Zerknirschung ging darum nicht sehr tief.

„Ich wollte nur die Tugend Seiner Magnifizenz, des Herrn Hofmathematikus, geziemend hervorheben“, erwiderte er gutgelaunt, „nicht alle berühmten Männer nehmen es mit ihr so genau.“

„Berühmt?“ erwiderte Barbara. „Ich weiß nie recht, warum mein lieber Hauswirt nachts in seinem Turm hockt, statt, wie es sich gehörte, ehrbar im Bett zu liegen.“

Das war eine Kundgebung der guten Bürgerin, die sie von jeglicher Vermutung einer etwaigen Leichtfertigkeit weit entfernte und damit auch die Tochter Regina in eine Atmosphäre der Tugend hüllte.

„Ach ja, Väterchen“, rief dieselbe Regina und zeigte damit unmißverständlich ihre Freude über das bevorstehende Wiedersehen. „Wie wird der Herr Vater überrascht sein!“ verbesserte sie sich schnell. „Meint die Frau Mutter nicht auch?“

„Hoffentlich freut er sich ebenso wie du“, bemerkte Barbara trocken.

„Wie sollte er nicht? Der Herr Vater erwartet die Frau Mutter doch erst mit der ordinären Post, und nun kommt die Frau Mutter schon heute.“

An Diplomatie stand Regina dem Junker nicht nach, und daraus ergab sich, daß früher weitergefahren wurde, als der Postillion es von seinen Herrschaften gewohnt war.

Bette polterte die Stiege herauf, als gelte es, einen Mann zu fangen.

„Eine Extrapost, Herr!“ schrie sie schon von weitem. „Sie ist vorgefahren, Herr! Bei uns! Die Frau ist da! Mit dem Fräulein! Und ein Mann, ein junger, ist auch dabei!“

Vom Schreien und Laufen erschöpft, rang sie nach Atem, als Johannes ihr die Rede schnöde abwürgte.

„Regina ist wieder da?!“ rief er und sprang auf. „Aber warum nennst du unser Regerl ‚Fräulein‘?“

„Weil’s eins ist“, trumpfte Bette auf, und das auf eine Art, die jeden Widerspruch ausschließen sollte. Es erfolgte auch keiner, weil der Herr

nichts mehr gehört hatte und schon die Treppe hinablief.

Im allgemeinen begab sich alles so, wie es Junker Ehem gedacht hatte, eher noch etwas besser. Als Kepler etwas vom „Goldenen Greif“ als einem empfehlenswerten Gasthof andeutete, warf sich Frau Barbara mit dem ganzen Aufgebot ihrer liebenswürdigen Beredsamkeit – und das war nicht gering – dazwischen. Was der Mann sich eigentlich denke, ereiferte sie sich, ein Gasthof! Sie hoffe doch, daß der Junker das Gastzimmer des Hauses Kepler nicht als zu gering erachten werde, und sie bitte inständig, sie nicht durch die Wahl eines anderen Quartiers zu kränken.

Der junge Herr Ehem ließ sich gern aus seinen Ausflüchten vertreiben, und so siegte seine Gönnerin, die zwar so beschaffen war, daß sie nie über eine Gedankensünde hinausgegangen wäre, aber immerhin hatte sie noch eine Tochter, und einen jungen Mann von so ehrenvoller Herkunft hätte sie gern in der Familie gehabt. Es gereichte ihr daher zur Genugtuung, daß sie nun ihre Anordnungen auf das Ehemische Gepäck ausdehnen und dem Postillion sagen konnte, der Herr Hofsekretär werde anderntags noch persönlich in der Posthalterei vorsprechen. In ihrer strahlenden Emsigkeit war sie wirklich reizend.

Herr Philipp hätte auch zufrieden sein können, und in Ansehung seiner Aufgabe war er es auch, nur konnte sich diese Berufsfreude nicht so recht entfalten. Ihm wäre es lieber gewesen, wenn statt der Mutter die Tochter sich um sein Bleiben so beflissen gezeigt hätte. Regina jedoch nahm nur mit manchem Knicks einer Wohlerzogenen – gerade darauf hatte die Gödelmannsche scharf geachtet – die mütterlichen Anweisungen gehorsam entgegen. Nein! Daß er der Gast der Mutter und nicht der ihrer Tochter sei – darüber gab er sich keiner Täuschung hin.

Johannes war in seiner Prager Zeit – was er selbst zwar gern in Abrede stellte – Weltmann genug geworden, um die gefundene Lösung mit allen Zeichen des Erfreutseins zu begrüßen, was ihm durch Reginas kühles Verhalten gegen den Gast sehr erleichtert wurde.

Trotzdem verließ ihn sein Mißtrauen nicht – nicht gegen Ehem, nicht gegen sich selbst. Wie lange sei es her, mußte er denken, daß er einen Korrespondenzfreund brieflich gefragt habe, ob er nicht einen Mann für das hübsche und wohlhabende Mädchen wüßte? Ein Arzt müsse es sein, der sich den Dokortitel erstudiert habe, und selbstverständlich müsse der das Einverständnis der allseitig Umworbenen erlangen.

Dann aber waren seinerseits so viele Bedingungen gefolgt, daß er, als das Schreiben schon längst abgesandt worden war, es gern wieder zurückgeholt hätte. Er schämte sich bei dem Gedanken, durchschaut zu werden, wie er sich selbst durchschaute. Zu deutlich spreche dieses abschreckende Unmaß der Bedingungen. Ganz klar besage es, daß der väterlich Besorgte gar keinen Bewerber herbeiwünsche, weil es ihm ganz wie einem richtigen Vater gegenüber der Lieblingstochter schwerfalle, sich von dem Mädchen zu trennen. Durchaus nicht so sehr lange war es her, daß er einen Mann für Regina gesucht hatte. Und nun war alles so, wie es früher gewesen war: die Freude des Wiedersehens war groß wie zuvor.

Keplers Freude war nicht die einzige. Die kleine Schwester Susanne wollte sich überhaupt nicht mehr von Regina trennen, und einem andern kindlichen, wenn auch nicht immer erbaulichen Wesen, der Bette, mußte die Hausfrau Barbara bedeuten, daß sie, die Keplerin, die Frau sei und nicht Regine. Sogar Zeus, der Kater, der sonst sehr auf sich hielt und mit Beweisen seiner Zuneigung recht sparsam umging, konnte sich nicht genug tun, mit schiefgeneigtem Kopf, den Schwanz steil erhoben, schnurrend um Reginas Röcke zu streichen. Alle waren froh, daß sie wieder da war, auch der Magister Bachacek, der Rektor der Universität Prag.

Kepler hatte viele Freunde in Prag, sowohl in der Gelehrtenwelt wie in der Welt der Hochmögenden. In dieser geistig bewegten Stadt flossen beide Welten unmerklich ineinander, wobei feudale Rangunterschiede oft bedeutungslos wurden. Zu den engsten dieser Freunde zählte Martin Bachacek, der, eigentlich Naturforscher, sich in der Hauptsache um das protestantische Schulwesen in Prag große Verdienste erworben hatte. Ihm verdankte Kepler die neue Wohnung im Altstädter Wenzelkolleg, die neben größerer Geräumigkeit auch noch den Vorteil des kürzeren Weges zum Hradschin hatte. Das Wohnen im gleichen Haus ergab häufiges Beisammensein, das noch durch ein astronomisches Ereignis vertieft worden war. Es war der Neue Stern.

Neue Sterne gehörten natürlich in das Ressort des kaiserlichen Mathematikus, und so war denn ein Hofbeamter in aller Frühe des 11. Oktober 1604 ganz aufgeregt zu Kepler gekommen: Er habe vergangenen Abend in einer wolkenfreien Lücke ein neues Gestirn von ungewöhnlicher Leuchtkraft erblickt; Johannes war skeptisch gewesen, bis er am 17. Oktober die Mitteilung bestätigt fand.

Diese Erscheinung hatte mehr aus astrologischen als aus astronomischen Gründen ungeheures Aufsehen erregt. Die achthundertjährige Periode der Wiederkehr einer großen Konjunktion, nämlich der von Jupiter und Saturn, hatte es den Leuten angetan. Vor acht Jahrhunderten hatte Karl der Große gelebt, die gleiche Periode zuvor Christus. Ende 1603 war also eine Flut von Schriften erschienen, die sich mit der Frage beschäftigten, welcher Heros der Menschheit nun wohl beschieden sein würde, zumal sich zur Konjunktion auch noch der Mars gesellt hatte.

In dieses geschäftige Treiben war nun das Erscheinen des Neuen Sterns geplatzt, im Sternbild des Schlangenträgers, unmittelbar bei den drei Planeten. Fast jede Nacht, die sich dazu eignete, hatten in der folgenden Zeit Kepler und Bachacek zusammengehockt, um das Gestirn, hell wie der Jupiter, zu beobachten. In allen Regenbogenfarben hatte es gefunktelt wie ein geschliffener Diamant im Sonnenlicht.

So richtig besiegelt worden war die Freundschaft zwischen Kepler und Bachacek erst durch den Neuen Stern. Die Planeten sollten ihn entzündet haben. Kepler hatte die Unmöglichkeit dieser These sofort eingesehen, nach der sich ein Vorgang von solcher Tragweite im beengten Raum des Sonnensystems hätte abspielen müssen. Für ihn war es ein Vorgang aus der Fixsternsphäre gewesen, ohne daß er allerdings die damit behauptete schier unendliche Entfernung hervorgehoben hätte. Schon Giordano Bruno hatte die Existenz zahlloser anderer Welten mit anderen und darunter vermutlich auch größeren Sonnen behauptet, was mit zur Begründung seines Todesurteils gebraucht worden war.

Diesen Weg des Todes wollte Kepler nicht gehen, und da ihm eine Stellungnahme nicht erspart worden war, hatte er in einem Buch den Leuten statt Wissenschaft astrologische Spekulationen gegeben und eine Reihe unmöglicher Behauptungen aufgestellt. Eine allgemeine Auswanderung könne die Erscheinung bedeuten, hieß es da, oder den Untergang des Islams oder gar die Wiederkehr Christi. Dann wieder hatte Kepler in einem Ereignis der Fixsternsphäre, das in seiner Auswirkung wahrscheinlich die Reichweite des Sonnensystems übertreffe – ein göttliches Mahnmal zu menschlichem Gebrauch erblicken wollen. Durch den Nachsatz hatte er seine wissenschaftliche Meinung erfolgreich getarnt. Jedenfalls hatte niemand widersprochen, und der Kaiser war zufrieden gewesen. Ganz sicher jedoch hatte sich Kepler erst gefühlt, als Herwart von Hohenburg

sich brieflich die Meinung erlaubt hatte, der Herr Kepler wisse wohl von dieser Sache, über die er da geschrieben habe, selbst nichts Gescheites. – Wenn dieser kluge Mann nicht zwischen den Zeilen habe lesen können, hatte Kepler gedacht, dann bestehe keine Gefahr.

Die Episode des Sterns hatte Bachacek von der ersten Phase an mit Kepler zusammen erlebt, freilich nur soweit es das Verfärben des Sterns, sein Verblassen und das anging, was er sonst noch an Eigenschaften dabei entwickelt hatte. Schlüsse daraus und besonders die Entfernungen, die alles Menschendenken weit übersteigen mußten, hatte Kepler für sich behalten. Auf diese Weise war die Freundschaft der beiden Männer ungetrübt geblieben.

„Seinen Vater kenne ich, Junker“, sagte Bachacek gerade zu Ehem. „Wir waren beide auf der Universität Helmstedt. Soweit wir studierten, war das, was wir studieren nannten, Jus. Sein Vater blieb dabei, während ich mich später auf Naturwissenschaften warf. Freue mich, in Ihm den Sohn eines so trefflichen Mannes kennenzulernen, Junker.“

„Wolle die Magnifizienz bitte meinen gehorsamsten Dank entgegennehmen!“

„Kein Dank vonnöten! Sein Vater war wohlgelitten bei allen und nicht nur, weil sein Beutel etwas größer war als der von uns andern. Kann mir denken, daß er es nicht überwand, als die Gewerke in den Augsburger Rat kamen. Aber sie kommen auch wieder ‘raus, und dann seid Ihr von den Geschlechtern von neuem obenan.“

„Kaum. Jedenfalls nicht wir, wenn die Magnifizienz uns von den Ehem gemeint hatte.“

„Ja, ich vergaß. Ihr seid ja jetzt Calvinisten.“

„Wir sind lutherisch – immer noch.“

„Freut mich – freut mich ungemein. Ich bin ja nicht gerade ein Calvinistenfresser; aber ...“

„ ... aber sonst wünschen der Herr Rektor sie alle zum Teufel“, ergänzte Herr Philipp um so heiterer, als er im Dienst eines calvinistischen Fürsten stand.

Bachacek und die anderen lachten mit.

„Recht hat Er“, sagte der Rektor. „Daß der Herr Großkanzler in Heidelberg bleibt, kann ich verstehen. Aber wenn der junge Herr der

Augsburgischen Konfession anhängt, könnte wenigstens Er doch seinen Sitz wieder im Rat einnehmen. Ist doch eine berühmte Reichsstadt!“

„Magnifizenz vergißt: Wenn die Geschlechter wieder in den Augsburger Rat einziehen, woran ich nicht zweifle, werden es die katholischen sein. Nur die Katholiken!“

XVIII

Der Ritter Budowec von Budow ereiferte sich. „Wenn Böhmen nicht rechtzeitig aufbegehrt, wird es bald wieder völlig katholisch sein!“ rief er.

„Was verstehst du unter ‚rechtzeitig‘?“ Es war Wok von Rosenberg, der es fragte. „Heute.“

„Der Tag ist bald zu Ende, und so schnell werden meine Gäste mich hoffentlich nicht aufbegehrenshalber verlassen.“

„Dann morgen. Aber mit der ersten Stunde! Du freilich legst es scheinbar darauf an, die Herrschaft Habsburgs durch deine Feste zu verlängern.“

Man lachte, aber die Worte waren so ernst gemeint, wie die Männer ernst zu nehmen waren, die sie sprachen.

„Was dem Ritter Budowec auf der Adelsleiter an Stufenhöhe fehlte, glichen seine Güter aus. Doch wohlhabende Männer gab es gar nicht so wenige in Böhmen. Dünner gesät waren schon solche, die außerdem noch Intelligenz, guten Ruf und eine Energie besaßen, die sie, ohne zu wanken, für ein Lebensziel einsetzten. Andere Protestantenführer im reichen Böhmen mochten aus verschiedenen Gründen annähernd gleichen Einfluß besitzen; aber keinen gab es, der als Persönlichkeit geachteter und verehrter gewesen wäre als Budowec.

Wok Rosenberg dagegen war viel zu eitel, um eine Partei, zu der er sich einmal bekannt hatte, wieder zu verlassen. Er war unbestechlich, weil es nichts gab, womit man ihn hätte bestechen, und nichts, womit man ihn hätte bedrohen können. Mit seinen Garden – weit stärker als die lächerlichen hundertdreißig Bogenschützen und hundertzwanzig Hartschiere des Kaisers, die allerdings auch schon siebenunddreißigtausend Gulden an jährlichem Sold verschlangen, als Herr einer uneinnehmbaren Festung, die ständig auf Jahre mit Munition, Proviant und einem Schatz zwecks pünktlicher Soldzahlung versehen war, hätte er jeden möglichen Angreifer zum Bankrott getrieben, ehe der auch nur einen Ziegel vom Wittingauer Bergfried erobert hätte. Es gab kein noch so hohes Amt und keine noch so prächtigen Titel, die ihn verlocken konnten. Was galt ihm schon der Hof seines Königs, des Kaisers? Er hielt selbst Hof, und es war kein Mangel an Edelleuten, um mit ihnen die höheren Stellungen des Rosenbergischen Dienstes zu besetzen.

In seiner Jugend hatte sich Peter Wok die Zeit mit Kriegsdiensten vertrieben, wobei ihm Begabung nachgesagt worden war. Er selbst sprach nie von seinen Verdiensten auf diesem Gebiet. Sein Talent für militärische Organisation bezeugte seine von Fachleuten geschätzte kleine Privatarmee, deren Kampfkraft unter anderm darin bestand, daß es sich nicht um beliebige Söldner, sondern um fanatische Protestanten und Katholikenfresser handelte. An ihrer Treue war nicht zu zweifeln, und allgegenwärtig waren sie auch. Aus ihnen rekrutierte sich Woks zahlreiche Dienerschaft. Wenn sich der Gebieter in Prag befand, war sein Palais eine vollbemannte Festung.

Später war er auf Reisen gegangen. Er kannte den Balkan, die Türkei und die nordafrikanischen Piratenstaaten genauso gut wie Paris, Madrid oder die großen Städte im Reich. Überall hatte er Bekannte, zu denen er die Verbindung aufrecht erhielt. Im letzten Jahrzehnt empfing er allerdings mehr die Leute, als daß er sie aufsuchte. Er trieb seine Alchimie und Astrologie mit dem gleichen sportlichen Interesse wie Politik. Sein Verhältnis zu Brahe war ein aufrichtiges und menschliches und nicht nur Sport gewesen. Daß der große Mann noch am Abend vor seinem letzten Krankenlager bei ihm als Gast gewohnt hatte, ließ auf eine Erwidernng dieser Zuneigung durch Brahe schließen. Auf dessen Familie hatte der „Regierer des Hauses Rosenberg“ seine Sympathien jedoch nicht übertragen – nicht so sehr wegen Tengenagels Übertritt zum Katholizismus, sondern einfach nur, weil er sich von der Fortsetzung des Verhältnisses nichts versprach. Seine Sympathien für Brahe hatte in verstärktem Maße Kepler geerbt, und dessen Damen, besonders Regina, wurden großzügig mit eingeschlossen.

Ganz überraschend waren Mutter und Tochter nach Prag zurückgekehrt. Am ersten Tage hatte sich daher nur das Ehepaar Bachacek und natürlich der junge Ehem bei den Keplers als Abendgäste versammelt, sonst hätten sich aus dem großen Freundes- und Bekanntenkreis wohl noch mehr eingefunden. Die Konfirmation der Haustochter und ihre Rückkehr waren immerhin ein Ereignis, das bei dem nächsten gesellschaftlichen Zusammentreffen deren festlich betonte Einführung in den Kreis der Erwachsenen verlangt hatte. Alle, die es anging, hatten das erwartet, und im Hause Keplers war beraten worden, wo und wie das am schicklichsten geschehen könne, ob bei einer mehr öffentlichen Feier oder gelegentlich einer jener kleinen Abendunterhaltungen im eigenen Hause, auf die

Johannes einigen Wert legte, um nicht immer nur Gast, sondern hin und wieder auch Gastgeber zu sein. Dem allen kamen die Rosenbergischen Läufer mit den Einladungen des Herrn Wok zuvor.

Man hatte gar nicht gewußt, daß Herr Peter in Prag sei. Offenbar war er wieder einmal ohne Aufhebens plötzlich in seinem Altstädter Palais aufgetaucht, um eines Tages auf dieselbe Weise wieder zu verschwinden. Seine Dienerschaft erfuhr nie etwas von seinem Kommen und nichts von seinem Gehen. Die wurde auf- und durcheinandergejagt, wenn er erst da war, dann freilich um so mehr. Nicht immer war es ein Vergnügen, bei Seiner Erlaucht bedienstet zu sein.

Die Einladungen jedoch halten nicht nur die Bedienten, sondern auch die künftigen Gäste und sogar die Nichteingeladenen aufgescheucht, die zu Männerabenden schon im Palais Rosenberg gewesen waren. Durch diese Nichteingeladenen war nun verbreitet worden, sie seien froh, daß dieses Mal das Los sie nicht getroffen habe, was gar nicht so unglaublich gewesen war. Einem Strauß mit ihren Frauen waren sie jedenfalls entgangen. Herr Peter Wok hatte nämlich nicht nur, wie gewöhnlich, die Herren, sondern auch die Damen seiner Freunde gebeten, und das war vielen recht gewagt erschienen.

Eine Hausfrau habe er nicht, war die Meinung der ehrbaren Weiblichkeit gewesen, oder er müsse wohl ein halbes Dutzend und mehr Favoritinnen seines Hofstaates um sich scharen. Aus aller Herren Ländern habe er diese Damen zusammengelesen, vielleicht seien – beim Wok müsse man sich auf alles gefaßt machen – sogar Negerinnen darunter, Türkinnen und dergleichen gewiß. Es sei eine Schande, und nie, nie würden sie – behaupteten die Prager Damen – das Palais Rosenberg betreten!

So einfach war für ihre Männer die Angelegenheit nicht gewesen. Wok von Rosenberg sei der weitaus reichste Mann in Böhmen, die beiden Liechtenstein, der Obersthofmeister und dessen Bruder, die jeder eine fünfstellige Zahl als Jahreseinkommen haben, seien im Vergleich zu ihm mäßig begütert. Vor allem aber sei er das Haupt der Utraquisten, der Leute vom Abendmahl in beiderlei Gestalt, die als Anhänger der Augsburgerischen Konfession mit der Krone Böhmens einen beschworenen und gesiegelten Konfessionsvertrag haben. Jedenfalls müsse der Protestantismus zusammenhalten, und Peter Wok besitze in ihm die größte Macht. Man könne ihn nicht entbehren. Das Vaterland – die eigene Existenz ...

So ungefähr war das Für und Wider in fast allen betroffenen Familien verhandelt worden. Die „eigene Existenz“ hatte als Argument Eindruck gemacht, ohne freilich die Weiblichkeit zur offenen Kapitulation zu bringen. Das hätte ja ihre Ehrbarkeit beeinträchtigt. Das Kapitulieren war ganz allein Sache der Männer gewesen. Sie hatten anzuerkennen gehabt, daß ihre Damenschaft dem Ereignis völlig unbekleidet gegenüberstünde, und waren genötigt worden, in ihre Taschen zu greifen. Nicht jeder Dame hatte es zu einem neuen Kleid, aber allen zu Veränderungen gelangt, deren bemerkenswerteste in den meisten Fällen Vergrößerungen und Vertiefungen der Ausschnitte gewesen waren. Dieser Wüstling, der Rosenberger, solle sich nicht etwa einbilden, war dabei die weibliche Meinung gewesen, daß nur an seinen aus allen Ecken und Enden zusammengekratzten Mädchen etwas zu sehen sei. Wenn die ehrbaren Frauen nur wollten ...

Wie immer war es im Dunkeln geblieben, was geschehen wäre, wenn die ehrbaren Frauen gewollt hätten – dagegen hatte es sich wieder einmal bestätigt, daß Männer von so anerkannt schlechtem Ruf wie Peter Wok auf die Weiblichkeit große Anziehung ausüben. Jedenfalls hatte eine Anzahl Prager Damen Rosenbergs kleiner Festlichkeit mit einem aufreizenden Prickel entgegengesehen, der sich in diesem Fall mit dem Gefühl gewahrten Anstandes und geübter Pflichten wohltätig verbunden hatte. Das erstaunlichste bei alledem war, daß dieser große Aufwand anscheinend nur eines hohen Herren Wunsch entsprochen hatte, den Eintritt der Jungfer Regina aus begönnerter Familie in die Gesellschaft festlich zu begehen. In höchster Gunst müsse Johannes Kepler bei dem Rosenberger stehen, war die allgemeine Überzeugung, und man fragte sich bereits hier und da, ob sich der Astronom unter diesen Umständen wohl noch lange in kaiserlichen Diensten gefallen würde. Daß die Rosenbergische Hofhaltung durch den berühmten Namen Kepler in aufsehenerregender Weise an Glanz gewinnen müsse, war allen klar.

Auch das Ausbleiben von Überraschungen, deren man, wie manche geglaubt hatten, bei Herrn Peter Wok sicher sein dürfe, ließ Rücksichten auf die junge Debütantin, und damit auch auf deren Vater vermuten. Von Herrn Peters reichbesetztem weiblichem Hofstaat war überhaupt nichts zu erblicken. Die Hausfrauenpflichten wurden von der Budowa, Ritter Budowec' Gattin, geübt und dadurch das Fest in die Sphäre der Unantastbarkeit versetzt.

Den Ausfall glich die bedienende Pagerie aus. Sie war groß genug, um jeder Dame einen besonderen Pagen zuteilen zu können, und alle waren sie gutgewachsene, hübsche Jungen, die sich in dieser Fülle unmöglich nur aus Söhnen böhmischer Adelsfamilien zusammensetzen konnten. Der liebe Gott möge wissen, dachten die Gäste, soweit deren Gedanken überhaupt tiefer eindringen, auf welchen Sklavenmärkten der verteufelte Wok sich den Rest zusammengehandelt haben möge. Sogar das Einschwärzen einiger jugendlicher Eunuchen trauten besonders Skeptische der verschmitzten Hinterhältigkeit des Hausherrn zu.

Gekleidet waren die Jünglinge ungarisch. Die roten Röcke mit ihren goldenen Verschnürungen reichten knapp bis über den Gürtel – offenbar um die enganliegenden schwarzen Hosen nicht in ihrer Wirkung zu beeinträchtigen. Auf dem Hintern wurden sie samt Inhalt durch eine weiße Biese in ihre beiden Teile zerlegt, bei deren Anblick sich nicht nur Herren, sondern fast mehr noch manche Damen an Woks Ruf von bewundernswerter Großzügigkeit erinnerten, die sich mit einer Vorliebe für strenge Disziplin paare. Wer aber stehe dieser Disziplin wohl legitim näher als seine Pagen?

Vorstellungen jedoch, die solchem Erinnern entspringen mochten, eigneten sich ihrer Art nach zu wenig für eine Übersetzung in Worte, so daß sie unmöglich laut werden und etwa den Anstand verletzen konnten. Immerhin beschwingte nicht nur der kanarische Sekt die Weiblichkeit – sie war aufgeschlossen und in keineswegs engen Grenzen auch ausgelassen, wobei auch die Herren ihren Vorteil fanden. Peter Woks Gäste waren sich jedenfalls einig, daß sie noch nie so vergnügt gewesen seien wie bei dieser Schrulle des Hochmögenden zugunsten eines kleinen Mädchens, an dem oder an dessen Vater nun einmal das Wohlgefallen des Festgebers haftengeblieben sei. Regina kam dabei nicht zu kurz. Sie gab dem Ereignis ihren Namen; denn natürlich sprach man in der Stadt noch lange von der Gesellschaft des Herrn Wok.

So sah sie aus, und so sollte sie aussehen, diese „kleine Gesellschaft“. Was etwa nicht ganz damit übereinstimmte, wurde einer der vielen Unberechenbarkeiten des großen Peter Wok zugeschrieben. Am Hofe erweckte sie jedenfalls keinen Verdacht – schon deswegen nicht, weil außer Kepler keiner der Leute des eigentlichen Hradschin anwesend war, zu dessen engerem Kreis nicht einmal der anwesende Baron Grünbüchl gehörte.

Einem weniger arglosen Menschen als Johannes hätte jedoch auffallen können, daß er wohl gleichfalls so vertraute Freunde wie den Rektor Bachacek und den Anatom Jessenius antraf, aber von seinen älteren Freunden weder des Prälaten Pistorius noch des Hofrats von Wackenfels oder des Geheimrats Polz von Polzhügel ansichtig wurde. Besonders beim Polz verkehrte er häufig, und dessen hübsche Frau mit ihrem österreichischen Charme wäre sicher ein Festgewinn gewesen. Von dieser Tatsache bis zu der Feststellung, daß die Fehlenden katholisch waren und Katholiken eben fehlten, wäre nur ein Schritt gewesen, den Kepler – vorläufig nicht tat. Ihn interessierten mehr die Erscheinungen, die er höchstens aus der Antikamera oder gar nicht kannte. Das waren Leute wie die unabhängigen Magnaten Thurn und Schlick, beides Grafen und große Herren, die durch ihren Einfluß in den Landständen eher mehr in Böhmen zu sagen hatten als der König und Kaiser, genau wie Budow und Rosenberg. Völlig fremd war ihm jener andere Mann, der mit ihnen sprach. Es war Erasmus von Tschernembl, ein Wortführer der österreichischen Stände, die beiden andern mit den herunterhängenden Schnauzbärten ließen auf Polen schließen; denn Ungarn trennten sich nicht von ihren Magnatenröcken. Es waren aber doch Ungarn! Der längere war Stephan Illeshazy, ein Magnat, der andere der sehr gelehrte und erfolgreiche ungarische Dichter Bocatz. Beide gehörten dem Reichstag des Königreichs Ungarn an, Illeshazy für seine Person – Bocatz als Vertreter der königlichen Freistadt Kaschau. Illeshazy kannte Prag. Er hatte vom Kaiser seine konfiszierten Güter zurückverlangt, statt ihrer aber nur einen verletzenden Nichtempfang eingesteckt. Ihm und seinem Begleiter war es nicht erwünscht, als die erkannt zu werden, die sie waren.

Insgesamt bestand die Versammlung, die sich wie von ungefähr den Damen und der übrigen Gesellschaft entzogen hatte, wohl aus Einzelpersonen, aber hinter ihnen standen Nationen oder doch die wichtigsten Teile von ihnen: die protestantischen Majoritäten der habsburgischen Länder Böhmen, Österreich und Ungarn.

„Was bei der Rekatholisierung eines protestantischen Landes herauskommt, erleben wir in der Steiermark, wo ich, wie die Herren wissen, begütert bin“, sagte der Baron Hoffmann von Grünbüchl gerade. „Erzherzog Ferdinand hat damit nur Tumulte und den Ruin von Handwerk und Handel erreicht. Die besten Leute sind ausgewiesen und fehlen nun überall. Vieles, was früher im Land hervorgebracht und ausgeführt wurde,

muß heute eingeführt werden. Am Beutel spürt es der Erzherzog. Aber das kümmert ihn wenig. Um so teurer läßt er die Alt- und Neukatholiken die Messe bezahlen.“

Ein beifälliges Murmeln dankte ihm und ließ nun auch Kepler aufhorchen. Noch nie hatte er derartige Worte aus dem Munde des Barons Grünbüchl vernommen.

„Die Vorgänge in der Steiermark“, äußerte Herr von Tschernembl, „die zu einem Zustand ständigen Aufruhrs geführt haben, dürfen wir nicht übersehen. Uns in Österreich und euch in Böhmen kann morgen Gleiches widerfahren ...“

„In Mähren geschieht es bereits!“ warf ein Mitglied der mährischen Stände dazwischen.

„Und erst in Ungarn!“ rief Illeshazy.

„Ihr hört es“, fuhr Tschernembl fort. „Warum konnte und kann das geschehen? Die Steiermärker mußten mit einem Einmarsch bayrischer Söldner rechnen. Die jungen Herren, der Ferdinand und der Maximilian, sind dick befreundet und beide stockkatholisch.“

„Das hättet ihr Österreicher früher bedenken sollen“, grollte Grünbüchl.

„Hätten wir“, gab Tschernembl freimütig zu, „und um das jetzt noch zu tun und vieles mehr, sind wir hier.“

Laute Zustimmung drängte ihn fortzufahren.

„Wenn die Steiermärker auf den bewaffneten Beistand der österreichischen Stände hätten rechnen können, wäre der Bayer für sie kein Schreckgespenst gewesen. Der Reichstag des Königreichs Ungarn war gezwungen, sich mit den Türken zusammenzutun, ein Bündnis, das uns allen zuwider ist. Aber können wir es dem Reichstag verübeln, wenn wir keine Anstalten trafen, unsern ungarischen protestantischen Glaubensgenossen zu Hilfe zu kommen, so wenig wie den steierischen? Lasset uns in Ruhe die Lage besehen. Im Reich – ich meine im nichthabsburgischen Reich – ist an der Machtposition einer etwaigen evangelischen Union nicht zu zweifeln. Für den ungarischen Krieg braucht der Kaiser jährlich sechs Millionen Gulden. Selbst hat er sie nicht. Er ist also auf die Türkenhilfe des Reiches und die außerordentlichen Bewilligungen der Stände seiner Länder sowie von Spanien und dem Papst angewiesen. Die Reichshilfe können die Protestanten versagen, notfalls können sie jeden Reichstag sprengen. Die außerordentlichen Bewilligungen sind Sache von uns, die wir hier versammelt sind, sowie von Spanien, vom

Papst und unserer Glaubensgenossen und Freunde. In allen habsburgischen Ländern haben wir die Mehrheit. Was ist also der Grund, warum wir – Katholiken oder Protestanten – trotz unserer Entschlossenheit zum Frieden ihn nicht erlangen können? Es ist der Kaiser, der ihn verhindert. Wenn sich in einer evangelischen Union protestantische Fürsten und deren protestantische Untertanen miteinander verbünden würden, so wären wir dennoch ausgeschlossen. Wir sind ebenfalls protestantische Völker, aber unter einem katholischen Fürsten. Wozu das führen kann, haben wir in der habsburgischen Steiermark gesehen. Böhmen, Österreicher und Ungarn sind zwar verschiedene Völker, aber sie haben ein und denselben Herrn, den Kaiser als König von Böhmen und Markgraf von Mähren, als Erzherzog von Österreich und als König von Ungarn. Wie steht es um Rudolf, müssen wir also zuerst in unserer Beratung fragen. Wien liegt ein ganzes Stück weg von Prag. Wie denken die böhmischen Herren über Rudolf? Ist er etwa auch so ein blindwütiger Protestantenfresser und Papsthöriger wie Erzherzog Ferdinand?“ schloß Tschernembl.

Unter den Böhmen einigte man sich sehr schnell, daß Ritter Budowec die Antwort geben solle. „Ein Papsthöriger ist Rudolf ganz und gar nicht“, begann er. „Nächst den Erzherzögen, seinen Brüdern und Vettern, sind es ja gerade das habsburgische Spanien und der Vatikan, die ihn am härtesten wegen der Wahl eines römischen Königs und späteren Kaisers bedrängen. Wir alle wissen, wie empfindlich er in diesem Punkt ist. Tatsächlich hat er in zwei Jahren weder San Clemente noch den Nuntius empfangen, also gerade die Botschafter der beiden Mächte nicht, die ihm außer dem Reich die höchste Türkenhilfe zahlen. Unser erlauchter Gönner, Herr Peter Wok, würde jetzt sagen: ‚Kompletter Schwachsinn!‘ Ich aber möchte nichts versäumen und bin dafür, den Kaiser – soweit das möglich ist – richtig einzuschätzen. Wohl ist er phlegmatisch, träge, oder laßt uns schon ruhig sagen ‚faul‘, und er verbindet mit dieser Faulheit eine Machtgier, die Herrschbegabung und Fleiß verlangen würde, was er beides nicht besitzt. Das Heute und die unmittelbaren Folgen seines Handelns vermag Rudolf sehr wohl zu erkennen – darüber hinaus jedoch reicht es nicht, und seine Kammerdiener sind nur daran interessiert, was ihnen die Gegenwart einbringt. Rudolf ist in Spanien, also erzkatholisch erzogen; aber seine Macht liebt er mehr als seine Konfession. Mag er auch Katholiken, wo er kann, vorziehen, so leben doch genug Protestanten, deren er sich nicht entledigen kann, unbehelligt an seinem Hof, darüber hinaus sogar in seiner

allernächsten Umgebung, wo er sie nicht zu dulden brauchte. Ehe wir weitergehen, müssen wir daher die Frage klären, ob seine Protestantengefahrenheit stärker ist als seine Liebe zur Macht, zur weltlichen Macht.“

Budowec war wegen seiner Gründlichkeit bekannt, und wenn er auch nicht alle Anwesenden von ihrer Notwendigkeit überzeugte – beiseite zu schieben wagte sie keiner, dazu war sein Einfluß in den böhmischen Ständen zu stark. Er brauchte nicht lange auf Unterstützung zu warten. Der Geheimrat Gödelmann erhob sich. Er billigte Ritter Budowec' Ausführungen. Wenn Kursachsen auch die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes einsehe, so werde es sich dennoch nicht ohne Not, und auch dann nur höchst ungern, gegen den Kaiser stellen. Die persönliche Zuneigung zwischen kaiserlicher Majestät und kurfürstlicher Durchlaucht sei ja bekannt und auch, daß der Kurfürst die kaiserliche Beilehnung mit Cleve erstrebe. Man solle sich daher zuvörderst der wirklichen Absichten des Herrschers vergewissern.

„Wer kann darüber etwas sagen!“

Das war der Zwischenruf eines Zweiflers.

Er wisse schon jemanden, meinte Gödelmann.

„Einen Kammerdiener?“ fragte der Rosenberger mit aller Ironie, deren er fähig war, und das war nicht wenig. „Es sollte mir nicht darauf ankommen, diese Kerle der Reihe nach zu bestechen, wenn ich erwarten dürfte, daß auch nur ein einziger von ihnen etwas Gescheites an den Tag zu bringen wüßte.“

Gödelmann blieb ganz ruhig. Selbstverständlich denke er an keinen Kammerdiener, sagte er, an keinen, der zu bestechen sei ...

„Wäre ganz was Neues!“ warf Peter Wok dazwischen.

... an keinen, der zu bestechen sei, wiederholte Gödelmann, sondern an einen bewährten Protestanten, der, obwohl in kaiserlichen Diensten, sich nicht habe abhalten lassen, seine Tochter nach Dresden zu geben, um sie dort unter dem Schutz Seiner kurfürstlichen Durchlaucht im unverkürzten evangelischen Ritus einsegnen zu lassen –

„Also Kepler!“ rief Herr Peter mit Zustimmung mancher Herren, die den kaiserlichen Mathematiker kannten. „Das freilich würde schon anders ausschauen“, gab er zu. – „Ach, da seid Ihr ja!“ wandte er sich dann an Kepler selbst.

Auf diese Weise wurde Johannes, der sich wie ein nur zufällig Hineingeratener vorgekommen war, seiner Verborgenheit entrissen.

Im Rudolfinischen Prag war der Ruf eines geistvollen Mannes kein Hindernis für dessen Laufbahn, und wenn auch zünftige Gelehrte Kepler immer häufiger mißverstanden, so schadete ihm das nicht. Bald wurde es schon fast selbstverständlich, daß man bei Kontroversen über seine Veröffentlichungen die Keplerschen Meinungen als paradox bezeichnete. Je klarer Kepler wurde, um so undurchsichtiger erschien er den Männern einer überkommenen Gelehrsamkeit und um so interessanter wurde er für die geistig bewegte Prager Gesellschaft als einer, um den großes Wesen gemacht wurde. Selbst für Menschen aus Brünn, Wien, Preßburg wie die hier mit den Pragern gemeinsam Versammelten, war er ein Mann von bekanntem Namen.

Der wackere Maestlin hatte zwar seinem ehemaligen Schüler dringend empfohlen, Physik, Mechanik und alle mit der Astronomie unvereinbaren Fächer ein für allemal abzutun und sich mit Fleiß der Spekulation und der Philosophie über das Wesen der Gestirne hinzugeben. Maestlin betrachtete eben die Astronomie wie eine Art Schachspiel mit Denk- und Kombinationsübungen ohne irgendeinen Gedanken an praktische Erprobung.

Kepler aber dachte bereits an Raumschiffe, zu deren Erfindung er aufrief, und verlangte von sich die genaue Erkundung der komplizierten Zusammenhänge aller Kräfte und Bewegungen, als sei das Morgen bereits der erste Starttag eines Weltraumschiffes! Wohl gab er sich noch immer gern seinen Spekulationen hin, doch zuletzt fand er sich dann doch am Schreibtisch wieder, in Berechnungen vertieft, vom sinnlich Wahrnehmbaren ausgehend, zum sinnlich Wahrnehmbaren strebend, vom Wißbaren zur Wissenschaft.

Mochte ein Satz wie der, daß „ein Stein, wie dessen Fall beweise, von den magnetischen Kräften der Erde angezogen werde, doch andererseits die Erde im entsprechenden Maßstabe ebenfalls vom Stein“ – auch Verwunderung erregen und im Munde der Leute von einer großartigen Ahnung der Wahrheit zur Anekdote zusammenschrumpfen, so war doch nicht zu leugnen, daß sich Anekdoten vorzugsweise an bekannte oder gar berühmte Persönlichkeiten hefteten. Bei Kepler war dies der Fall. Ihm fehlte es also in diesem Kreis der Hochmögenden keineswegs an Autorität.

„Der Herr braucht keine Furcht zu haben“, flüsterte der junge Ehem ihm zu, „alle diese Leute hier haben den Herrn mehr zu fürchten, als Er sie.“

Während nun auch Grünbüchl auf Kepler einzureden begann, daß er sich äußern möge, begriff Johannes, daß es kein Entrinnen gebe und er antworten müsse. Zukünftiges zu finden, bedeutete ihm aber, Vergangenes zu überdenken, aus dem es sich besser ablesen lasse als aus der verworrenen Gegenwart. Damals in seiner Not – und im Grunde sei er immer noch gefährdet –, wer habe ihm geholfen? Etwa seine protestantischen Gönner und Freunde? Und Tübingen? An Tübingen mochte er in diesem Zusammenhang überhaupt nicht denken. Grünbüchl – ja, auch Jessenius, und die seien Protestanten, doch ebenso habe der Katholik Herwart von Hohenburg, haben die Jesuiten sich ihm gewogen gezeigt. Helfer in der Not sei allein ein Fremder, wenn auch Protestant, sei Tycho Brahe gewesen, und jedes böse Wort, das er ihm gegeben habe, reue ihn tief, und seinem andern Helfer und Retter gegenüber wolle er nicht einmal ebenfalls Reue empfinden müssen, so sehr Katholik der Kaiser sein möge. Johannes sah den Kaiser lebhaftig vor sich, wie er bei der ersten Audienz mit fahrigten Händen am Boden gewühlt hatte, um ihm dann mit seinem seltsamen Blick das „Mysterium Cosmographicum“ vorzuhalten. Noch oft hatte er Gelegenheit gehabt, in diese unwahrscheinlichen Augen zu schauen; aber den ersten Blick hatte er darüber nicht vergessen.

Kepler war nicht der Mann, Gefühlen Raum zu geben, wenn es sich um Tatbestände handelte. Er war ein besserer Menschenkenner als die vielen großen Herren, die es immer wieder vergeblich versucht hatten, den Herrscher zu vernünftigen Maßnahmen zu veranlassen.

Überschwengliches Glück habe Rudolf gehabt – das übersah Kepler, wie er jetzt – vor eine Entscheidung gestellt – das Vergangene vor sich abrollen ließ. Es grenze an Wunder, wie sich zuletzt jedesmal die Mittel gefunden haben, die kaiserlichen Heere in Ungarn zu erhalten, diese vorwiegend deutschen Heere. Denn die Bewohner oder genauer der Adel Restungarns sei viel zu schwach, sich der Türken erwehren zu können, und zuverlässig sei er auch nicht.

Besonders die Grenzfestungen seien mit achtundzwanzigtausend Mann deutscher Söldner zu besetzen gewesen, wozu dann noch die Feldheere gekommen seien.

Trotz aller Schwierigkeiten habe Rudolfs Macht durch die Siege des Generals Basta 1603 ihren höchsten Stand erreicht. Im Besitz von Siebenbürgen sei er gewesen und eines größeren Teiles von Ungarn als je einer seiner habsburgischen Vorfahren. Die Pforte habe sich zu einem billigen Frieden bereit gezeigt, und selbst der höchste Tribut an sie wäre immer noch billiger gewesen als der billigste Krieg. Auch der protestantische Adel Ungarns sei im Begriff gewesen, sich mit der habsburgischen Herrschaft abzufinden. Nichts habe an einer erfolgreichen kaiserlichen Politik gefehlt, als sich die Gelegenheiten nicht entschlüpfen zu lassen. Das freilich habe die Lage verlangt. Selbst im günstigsten Fall seien dem Kaiser nur noch die Mittel für ein weiteres Kriegsjahr geblieben – nur noch für ein einziges Jahr!

Was aber habe dieser unglückselige Mann getan? Er habe gewähnt, ohne Frieden mit der Türkei seine militärische Macht nunmehr gegen die Protestanten, also gegen die absoluten Mehrheiten in seinen eigenen Ländern, einsetzen zu können – vor allem in Ungarn.

Als erstes seien nach der Eroberung Erlaus durch die Türken die Lutheraner Kaschau nicht etwa von den Türken, o nein!, sondern von kaiserlichen Truppen ihrer schönen gotischen Kirche beraubt worden, um mit ihr den Bischof von Erlau für dessen verlorene Kathedrale zu entschädigen. Damit habe der Religionskrieg in Ungarn begonnen, der jetzt weit furchtbarer als irgendein Türkenkrieg sei.

Bereits vordem sei das ungarische Volk als Opfer der unmenschlichen Grausamkeiten einer kaiserlichen Soldateska wenig geneigt gewesen, seine Peiniger zu unterstützen – die Verblendung des Kaisers habe das Volk geeint und dessen Bündnis mit der Türkei zustande gebracht. Nun seien die Grenzfestungen türkenumstürmte Inseln im feindlichen Meer, und außer diesen hoffnungslos abgeschnittenen Stützpunkten besitze der Kaiser keinen Fußbreit ungarischen Landes. Das gehöre nunmehr dem Großfürsten von Siebenbürgen und König von Ungarn unter türkischem Schutz, dem Stephan Bocskay, einem ehemals schlecht behandelten siebenbürgischen Magnaten, der jetzt mit seinen tartarischen und kumanischen Rennern und Brennern, den Vortrupps der Ungarn also, das Herz der habsburgischen Länder verheere. Es sei schwer zu sagen, durch wen das Volk in Österreich, Steiermark und Mähren ärger heimgesucht werde – ob durch Rudolfs überall besiegte und aus Ungarn geflüchtete Truppen, die er obendrein ohne

Sold lasse, oder durch die erklärten Feinde, mit denen sich der Kaiser durch eigene Schuld in offenem Krieg befinde.

Innerhalb eines einzigen Jahres sei der Umschwung erfolgt, der auch die Erzherzöge, die kaiserlichen Brüder und Vettern, zur Fronde gegen das Familienoberhaupt getrieben habe.

Wie jedermann, der sehen konnte, sah auch Kepler die Notwendigkeit eines sofortigen Friedens um jeden Preis; aber er sah besser als jeder andere, daß der Friede vom Kaiser nicht zu erlangen sei. Gleichgültig lasse ihn die allgemeine Not. Nichts wisse er von dem, was er nicht wissen wolle. Keine Verantwortung verspüre er, der Herrscher, für seine Untertanen. Er krieche in sich hinein und verschließe sich allem Unangenehmen mit einer Beharrlichkeit, die alle seine andern Kräfte verzehre. Was kümmere es ihn, daß sein eigenes kaiserliches Soldatengesindel Frauen und Töchter seiner Untertanen – mitten im Winter! – nackt ausziehe und in die Wälder peitsche, daß es seine in Ungarn geübten Greuel in Österreich und in der Steiermark zu bisher nicht Erreichtem steigere? Das einzige, was Rudolf einfalle, sei, daß er, um seine Brüder und Vettern um ihr Erbe besorgt zu machen, wieder einmal von seiner Heirat Lärm schlage. Er, der Mann, der achtzehn Jahre mit der Tochter Philipps II. von Spanien, des Flandernphilipps, verlobt gewesen sei, ohne den Entschluß zur Heirat aufzubringen, lasse jetzt allen möglichen Höfen schreiben, fordere Bildnisse von Prinzessinnen, verbiete andern die Heirat, da er selbst Absichten habe – kurz, benehme sich in einer Weise abgeschmackt, die alles andere als Besorgnis, sondern in Anbetracht seiner Lebensführung nur Ekel erzeuge.

Unbestechlich waren Keplers Gedanken, ob es sich nun um die Beurteilung seiner nächsten Angehörigen oder eines Kaisers handelte. Aber zwischen denken, zwischen geheimer Niederschrift anläßlich eines Horoskops und öffentlicher Äußerung seiner Meinung bestand ein Unterschied. In diesem Kreis ausgesprochen, konnten seine Worte auf die Ereignisse Einfluß ausüben und eine recht einseitige Parteinahme gegen seinen Gönner sein. Darüber war Kepler sich klar.

Die Gegenpartei sei durch die hier versammelten Herren vertreten – wem werde ihr Sieg Besserung bringen? Im Grunde handle es sich um Streit zwischen Herren, zwischen dem Landesherrn mit Beamten und Soldaten und den adligen Grundherren mit ihren Vögten und bewaffneten Heiducken. Beide betrachten das Volk, das sie ernährt, als einen Besitz,

dem sie vom Ertrag der eigenen Arbeit gerade noch so viel lassen, um sich selbst die Fronkraft dieser menschlichen Viehbestände zu erhalten. Ob königliche Beamte und Soldaten beim Wegtreiben der letzten Kuh die Leibeigenen zusammenschlagen und deren Frauen und Töchter schänden oder ob der Grundherr mit Peitsche und Bock das gleiche besorge, sei nicht von Belang. Von Rechten und Freiheiten spreche man; aber nie seien damit die Menschenrechte und die menschliche Freiheit des Volkes gemeint. Zu Zehntausenden und mehr flüchten sich denn auch die ungarischen Leibeigenen zu den Türken, unter den Schutz des Islams, und damit in eine größere Menschlichkeit, als die Heimat zu bieten habe. Heimat gleich Hölle – das sei der jetzige Zustand, und er werde – gleichgültig wer siege – auch der von morgen sein.

Kepler entschloß sich zur Antwort.

„Meine erlauchten, edlen und günstigen Herren! Der Geheime Rat Seiner kurfürstlichen Durchlaucht von Sachsen, der hochmögende, gelehrte Herr Gödelmann hat angeregt, mich über den Gemütsstand und die allfallsigen Absichten heiliger kaiserlicher Majestät zu befragen, und mich dabei als einen echtgesinnten, gutevangelischen Protestanten bezeichnet, demnach als einen Mann, der sich – wie ich jetzt wahrnehme – in einem Kreis ausschließlich gleichgesinnter Herren und Protestanten befindet ...“ Man lachte.

„Habt es herausgekriegt? Alles gute Protestanten!“ „Könnt Euch ruhig aussprechen. Kein Katholischer unter uns!“

Kepler lächelte mit einiger Anstrengung.

„Das beruhigt mich. So kann ich denn als Protestant zu Protestanten offen erklären, daß ich jederzeit bereit bin, mich einer protestantischen Stelle gegen fünfhundert Gulden auf das Jahr als Astronom zu verpflichten ..., falls sich eine solche Stelle finden würde oder ein guter Protestant sie mir nachweisen sollte.“

XIX

Mit seinem letzten Wort entfernte sich Kepler.

Ernst hatte er seine Worte selbst nicht genommen. Mit Bitterkeit sagte er sich, daß keiner seiner lieben Mitprotestanten ihm helfen, daß nicht einmal Peter Wok ihn in Dienst nehmen würde, da er, Kepler, dann vom Kaiser entfernt sei und nicht mehr über die Majestät ausgefragt werden könne. Erasmus Tschernembl, der den Prager Verhältnissen fernstand, jedoch empfand Enttäuschung. Nach einer Pause, die sich aus Keplers Fortgang ergeben hatte, sprach er sie aus.

„Gar nichts hat er gesagt!“

„Daß der Kaiser sich von ihm trennen könnte, meinte er jedenfalls nicht. Was verlöre Kepler auch schon? Der Hof ist ja zahlungsunfähig!“ versicherte Rektor Bachacek, wobei dessen Mißmut über die Gefährdung der eigenen Existenz mitschwang.

„Das stimmt“, erklärte Grünbüchl. „Die Löhne und Gehälter konnten nicht mehr bezahlt werden, aber der Titel eines kaiserlichen Mathematikus bedeutet für Kepler, der einen großen Teil seines Lebensunterhaltes aus privaten Horoskop-Aufträgen bestreitet, immer noch etwas.“

Peter Wok wunderte sich:

„Was braucht er dann einen protestantischen Dienst?“ „Wenn Euer Erlaucht und die Herren verzeihen –“, mischte sich Ehem mit der unsichtbaren Macht des Kur-Pfälzers hinter sich ein. „Der Herr Hofmathematikus sprach von sich. Offenbar geschah das, weil er vom Kaiser nicht sprechen wollte. Wir müssen also fragen, was sich aus seinen Worten in bezug auf den Kaiser schließen läßt. Zu einer protestantischen Bedienung erklärte er sich erbötig. Gleichzeitig würde er, wie er versichert, den kaiserlichen Dienst verlassen. Daraus ergibt sich, daß er die Möglichkeit seines Verbleibens im kaiserlichen Dienst bezweifelt, jedenfalls auf die Dauer nicht für wünschenswert hält, weil mit einem Umschwung der kaiserlichen Stimmung gegen die Protestanten nicht zu rechnen sei.“

„Mit einem Wort: Kepler hat alles gesagt, was zu sagen ist“, pflichtete Jessenius dem Junker bei. „Es wäre unbillig, mehr von ihm zu erwarten.“

Diese Feststellungen waren so glaubhaft, daß sie auf die Versammelten ihren Eindruck nicht verfehlten, von denen sich manche der Hoffnung

hingegen hatten, daß der fast stets schwankende Kaiser zur Abwechslung einmal auch von der protestantischen Mehrheit ins Schleppseil genommen werden könne. Unbegründet schien diese Hoffnung nicht zu sein; denn seit der offenen Kampfansage gegen den böhmischen Protestantismus durch die 1602 erfolgte Erneuerung der Gesetze des Königs Wladislaus war nichts weiter geschehen.

„Mit Rudolfs bleibender Protestantenfeindschaft müssen die Herren rechnen“, fuhr Ehem fort, der als Keplers Hausgast nach Ansicht seiner Hörer manches wissen könne. „Doch weit mehr als die Protestanten haßt der Kaiser seine Brüder, besonders Erzherzog Matthias, der in seiner Eigenschaft als Statthalter mit Österreich und dem Königreich Ungarn mehr in der Hand hat als der Kaiser selbst. Zudem ist Matthias nach Rudolf der Älteste der Familie. Ihn betrachtet der Kaiser als die Ursache der Vereinbarung seiner Brüder, die ihm auf nichts Geringeres als auf seine Absetzung gerichtet zu sein scheint. Nun sind zwar die Erzherzöge und der König von Spanien als habsburgischer Prinz ebenso unerschütterliche Katholiken wie Rudolf; aber den von ihnen zur Rettung ihres Hauses verlangten Frieden können sie, insbesondere also Matthias, nur mit Hilfe der Protestanten erlangen. In den Protestanten bekämpft der Kaiser demnach zur Zeit seine eigene Familie, und darum ist an eine Änderung seiner Gesinnung nicht zu denken“, schloß Ehem, „weil ihm nichts so zuwider ist wie die eigene Familie.“

Graf Thurn gab der überwiegenden Ansicht, daß man es in dem Sprecher mit einem begabten jungen Mann zu tun habe, Ausdruck, und das besagte viel, weil er ungern etwas gelten ließ.

„Ob die Meinung, die wir soeben hörten, nun die des kurpfälzischen Hofes oder des Herrn Hofsekretärs eigenes Dafürhalten ist – jedenfalls stimmt sie. Nichts beweist das besser, als daß der Kaiser von allen seinen Verwandten sich als eventuellen Nachfolger einen unbewährten jungen Mann, Erzherzog Leopold, den jungen Bruder des Steiermärkers ...“

„Aber der ist ja Bischof!“ riefen mehrere Stimmen.

„Er ist ein ehrgeiziger Abenteurer“, entgegnete Thurn. „Der Kaiser findet kaum noch Unterstützung. Nun hofft er, sich seines jungen Vetters zur Verteidigung gegen Matthias und die Stände zu bedienen, und das Gebiet des Bistums Passau ist groß, es gibt dem jungen Mann die Mittel und das Recht, dort jederzeit, an Böhmens und Österreichs Grenzen, ein Heer aufzustellen. Das ist durchaus nicht unmöglich, zumal nicht, wenn

Spanien ihm Geld gibt. Bischof ist er – damit haben die Herren recht, aber noch ohne Weihe, und sehr zum Kummer seiner eigenen Mutter ist er weit lieber Soldat als Geistlicher. Außerdem will er die Schwester des bayrischen Maximilian heiraten, und sie will ihn. Die Wittelsbacher hätten nichts dagegen, wenn der Kaiser den Leupold mit Länderbesitz ausstatten würde, und dem Papst geht es nur um die päpstliche Politik. Die aber verlangt einen römischen König noch zu Lebzeiten Rudolfs, weil es nach dessen Tod sehr ungewiß sein könnte, welche Dynastie aus der Stimmengleichheit im Kurfürstenkollegium hervorgehen würde. Die Herren mögen bedenken: Unter solchen Umständen ein katholisches Heer unter Leupold wenige Tagesmärsche von Prag! Auch Böhmen ist ein Wahlreich. Wo bliebe dann unser Wahlrecht? Wo blieben überhaupt unsere Rechte, wenn wir uns nicht vorsähen?“

Allmählich hatte sich der Versammlung eine verständliche Erregung bemächtigt. Nicht alle halten die Gefahren so gesehen, wie sie wirklich für sie bestanden. Jetzt waren viele doch recht erschrocken und verwirrt. Diese Verwirrung benutzte der Österreicher Tschernembl, um sein Lieblingsprojekt vorzutragen. Es war von dem Staatsmann, der er war, erdacht, und falls die Beteiligten fähig sein sollten, ihre regionalen Vorurteile zu überwinden, so hätten sie sich zweifellos für einen Fortschritt entschieden.

Das Haus Habsburg hatte seine Länder von Fall zu Fall erworben, ererbt, erheiratet, gekauft. Seine Versuche, aus Böhmen ein Erbreich zu machen, aber hatten nicht durchgesetzt werden können.

Kaiser Rudolfs Länder hatten demnach wohl alle den gleichen Herrn – selbst aber waren sie eins vom andern durch eigenes Recht und eigene Regierungen abgegrenzt. Sogar die Länder der böhmischen Krone – die große Markgrafschaft Mähren und die schlesischen Herzogtümer – hatten jedes eigenes Recht, eigene Stände und eigene Regierung. Obendrein gehörten zwar Böhmen und Österreich mit ihren Nebenländern zum deutsch-römischen Reich; nicht aber Ungarn.

Die Dinge lagen also verworren genug; aber die meisten Zuhörer hatten sich mit ihnen als etwas Selbstverständlichem abgefunden. Tschernembls Folgerungen waren ihnen jedenfalls neu.

„Diese vielen Konstitutionen“, führte der Baron aus, „sind wohl zur Sicherung der Privilegien der Stände gegen den Landesherrn notwendig, aber gleichzeitig auch ebenso viele Hemmungen für ein gemeinsames

Handeln unserer unter gleichem Zepter lebenden Völker. Und da wir nun alle ein und denselben Herrscher haben, müssen wir es erreichen, daß unsere Verträge und Gesetze ohne irgendwelche Nachteile untereinander abgestimmt werden. Jedes Land möge seine eigenen Behörden behalten; denn eine Fernlenkung in Angelegenheiten, die sich besser an Ort und Stelle schlichten lassen, ist immer vom Übel. Aber Rechtsbrüche des Landesherrn und seiner Vertreter, die Verletzung von Verfassungen, Unterdrückung der ständischen Freiheiten, ungerechte Konfiskationen sollten immer eine gemeinsame Angelegenheit aller sein ...“

Laute und anhaltende Zustimmung unterbrach ihn.

„So sollte es werden!“ fuhr Tschernembl fort. „Denn leider ist es nicht so. Mit den Ungarn konnten wir uns in Wien vergleichen, und die Mähren konnten mit ihnen einen Waffenstillstand schließen; aber der Kaiser, der selbst den Krieg nicht spürt, will keinen Frieden, der allein uns vor völligem Ruin bewahren könnte.“

„Matthias! Erzherzog Matthias!“ wurde ihm zugerufen.

„Nun ja, Matthias ist nicht ganz so von jedem Verstand verlassen wie sein Bruder. Aber vergessen wir nicht: solange der Kaiser hoffen darf, daß er eins oder mehrere seiner Länder gegen die anderen ausspielen kann, solange wird er sich nicht ergeben und an irgendwelche Wunder seiner Goldmacher und Adepten glauben. Wir fußen uns zusammenschließen, erlauchte und edle Herren: Böhmen, Österreich und Ungarn. Der ungarische Reichstag und die Landstände müßten ihre Ausschüsse zu Generalständen vereinigen, die für alle gemeinsamen Angelegenheiten zuständig wären, Geld bewilligen und versagen könnten und denen die Gesamtregierung verantwortlich zu sein hätte. Eine feste Föderation mit monarchischer Spitze brauchen wir.“

Dieses Mal war keine laute Zustimmung, sondern ein Gemurmel zu vernehmen, aus dem mehr Erstaunen und Befremden als Bejahung herauszuhören war.

„Eine Frage, Baron“, sagte Graf Thurn mit nicht gerade beglückender Ironie. „Wie denkt sich Euer Edlen das mit der monarchischen Spitze? Böhmen ist Wahlreich. Nach dem Ableben Rudolfs, des gegenwärtigen böhmischen Königs, würde ihm in seinen andern Ländern gemäß des Erbrechtes ein Habsburger folgen. Wer aber kann sagen, ob derselbe Erzherzog, ob überhaupt ein Habsburger in Böhmen gewählt werden

würde? Soll es dann zwei monarchische Spitzen geben?“ schloß Thurn mit unverkennbarem Hohn.

„Halten Euer Herrlichkeit es für so unmöglich, daß Böhmen dem allgemeinen Besten zuliebe einwilligen könnte, eine Erbmonarchie zu werden?“

„Nur gegen den Willen aller guten Böhmen!“ rief Thurn. „Ich jedenfalls wäre nicht gewillt, mein Wahlrecht ohne Waffengang preiszugeben.“

„Und Ungarn?“ ließ sich Illeshazy vernehmen. „Freiherr von Tschernembl ist mir ein lieber Freund. Dennoch muß ich ihm widersprechen. Seinem großartigen Vorschlag, wirklich großartigem, steht leider eine absolut entscheidende Tatsache entgegen. Böhmen und Österreich gehören zum Reich. Von unserm ruhmreichen Königreich Ungarn ist Gleiches nicht zu sagen.“

„Von Eurem glorreichen Königreich ist Verschiedenes zu sagen, Graf“, schlug Tschernembl sofort zurück. „Ungarn mißt etwa fünftausendzweihundert Quadratmeilen. Davon besitzen die Pforte und Bocskay je etwa zweitausend, zusammen viertausend, während für das Königreich nur noch zwölfhundert verbleiben, also weit weniger als ein Drittel. Sehr viel gewönne also das heilige römische Reich durch Ungarns Anschluß nicht, während das Restkönigreich einen Anspruch auf die Hilfe erhielte, die ihm bisher wohl freiwillig vom Reich zugeflossen ist, nun aber in Frage steht.“

„Nicht uns ist die Reichshilfe zugeflossen“, verwahrte sich Illeshazy, „sondern den Deutschen, dem Kaiser ist sie für seine deutschen Soldaten zugeflossen, unter deren teuflischen Grausamkeiten die Ungarn ebenso gelitten haben, wie jetzt – zu unserer Genugtuung – die Österreicher leiden. Viel lieber die Türken als die Deutschen! Die Türken führen Krieg; aber ihre Verträge halten sie als Ehrenmänner. Der deutsche Kaiser jedoch bricht meineidig jeden Vertrag ...“

„Euer König, Illeshazy! König von Ungarn ist Rudolf!“

„... jeden Vertrag bricht er, der Ungarn nie sah, und seine viehischen Kriegsknechte erproben ihre Tapferkeit am liebsten gegen unsere Frauen und Kinder!“

Der Tumult wäre wohl größer gewesen, wenn nicht alle, auch die Deutschen, gewußt hätten, daß Illeshazy nicht übertrieb. Man begnügte

sich, ihm zuzurufen, daß man ja gekommen sei, um sich durch Einigkeit zu stärken, nicht sich zu entzweien.

„Ihr Herren, meine Freunde, Ihr habt recht“, lenkte Illeshazy ein. „Ihr wißt, daß ich auch in Mähren begütert bin und daß mir der Kaiser mein Eigen stahl. Konfiszieren nennt man das, und als ich kam, um in geziemender Weise um die Rückgabe anzuhalten, hat man mich – einen Magnaten des Königreichs Ungarn! – aus der Antikamera gewiesen. Deutschen hat man meine mährischen Besitzungen gegeben, und denen wollte der Hof sie nicht wieder nehmen, wie auch in Ungarn Deutschen die Güter so vieler ungarischer Patrioten geschenkt und hohe ungarische Reichsämtel verliehen wurden. Um die Verfassung kümmerte man sich nicht. Obwohl diese Fremden kaum ein Wort ungarisch sprechen, machte man sie durch ein Indigenat, durch ein Stück Papier also, zu Ungarn. Wir haben das inzwischen geändert und ihnen, so wir konnten, unsere Güter mit ihren Köpfen wieder abgenommen. Aber von neuem möchten wir nicht damit anfangen. Ich weiß: unser herrliches Pest über der Donau ist in türkischen Händen. Aber lieber will ich Preßburg oder Gran als Mittelpunkt meines Vaterlandes ansehen als Wien. Und das würde bei der Verwirklichung von Tschernembls Vorschlag herauskommen ...“

Gekicher und Lachen jenseits der Tür hinderten Illeshazy am Weitersprechen. Der Versuch einiger Herren, sich gegen die Tür zu stemmen, scheiterte. Höchst sträflich sei das Verhalten der Männer, behauptete die einbrechende Weiblichkeit, hier zusammenzuklucken, um sich unanständige Witze zu erzählen. Man wisse ja, wie es das starke Geschlecht treibe, wenn man es ohne Aufsicht lasse. Nun sei es aber genug! Die Musikanten seien bereit und die Damen auch. Jetzt werde getanzt!

XX

„Herr von Tengnagel! Würde mir der Herr eine Frage beantworten? Auf Ehre und Gewissen?“

„Jede – soweit sich die Beantwortung mit meiner Treue gegen unsern kaiserlichen Herrn verträgt.“

Das waren nicht die Worte, die der Frager zu hören gehofft hatte. In dem schönen Renaissancepalast der Fürstbischöfe von Passau fand das Gespräch statt, und zwar in dem Arbeitszimmer Seiner bischöflichen Gnade, einem Halbsaal mit dem großen Lüster aus venezianischem Kristall und den vier Fenstern, die sich dem bunten Leben des kleinen brunnengeschmückten Platzes öffneten. Tengnagel kam als Hausherr also nicht in Frage. Leopold von Österreich, Herr von Passau, war um mehr als zehn Jahre jünger, mit einem kecken Schnurrbart und unterstrichen draufgängerischen Bewegungen eines Soldaten oder eines, der es gern sein möchte. Soeben hatte er seinen Dompropst empfangen müssen und befand sich daher noch in der violetten Soutane eines Prälaten, freilich ohne das bischöfliche Brustkreuz. Statt dessen hatte er – um den Dompropst Graf Stadion zu ärgern – den Orden des Goldenen Vlieses sich um den Hals gehängt.

„Ich muß mich über den Herrn wundern“, sagte der junge Mann jetzt. „Soviel ich weiß, ist der Herr als Rat in meine Dienste getreten.“

Tengnagel verneigte sich. „Ich kenne Hoheits Frage.“

„Bitte. Sie lautet?“

„Meint der Kaiser es ehrlich mit Hoheits Wahl zum römischen König?“

„Stimmt. Und die Antwort?“

Tengnagel zögerte. Er zog es vor, dem Prinzen den Vortritt zu lassen.

„Hoheit wollen gnädigst in billiger Ansehung des Unterschiedes zwischen einem Fürsten und einem einfachen Beamten mich zuvor von Hoheits Meinung über den Zustand Seiner Majestät verständigen ...?“

Der Prinz war in der Tat weniger vorsichtig.

„Fragt der Herr, weil der Kaiser nicht richtig im Kopf sei? Nun ja, zugegeben – aber oft ist er doch ganz vernünftig, und in jedem Fall ist er Kaiser. Zweifellos kann er mich wählen lassen – wenn er will. Die Frage ist, ob er wirklich will, und diese Frage habe ich gestellt.“

Mit einer solchen Erklärung von Seiten Seiner hochfürstlichen Durchlaucht hatte Tengenagel die Sicherheit, auf die er Anspruch zu haben glaubte. „Wir gehen beide von der Anerkennung eines und desselben Faktums aus“, sagte er. „In einem Punkt ist die Haltung der Majestät zuverlässig. Unerschütterlich ist Dero Beharren an der Macht, und die erblicken Allerhöchstsie durch die Wahl eines römischen Königs als gefährdet oder zumindest beeinträchtigt. Soweit widersprechen die Tatsachen den Interessen Eurer Hoheit.“

„Und was widerspricht meinen Interessen nicht?“

„Erzherzog Matthias.“

„Mein Rivale? Gerade der sollte für mich ...?“

„Nein, Hoheit – ich meinte des Kaisers Haß auf Matthias. Der Erzherzog Matthias gefährdet Rudolfs Machtanspruch weit mehr, als Euer Hoheit es vermutlich jemals könnten.“

„Ich wär’ ihm also lieber?“

„Sehr begreiflich. Die Reichsfürsten, Spanien, der Vatikan, die böhmischen, mährischen, österreichischen Stände und der ungarische Reichstag, vor allem sämtliche Erzherzöge außer Eurer Hoheit, wollen den Frieden, und Sultan Ahmed ist bereit, ihn zu gewähren. Mehr noch, der Friede ist bereits geschlossen; aber über den Kopf des Kaisers hinweg und mit Matthias. Es ist wahr: er wurde dazu gedrängt, was nichts daran ändert, daß er dadurch zwangsläufig zum Haupt der Bewegung wurde und zum aussichtsreichsten Anwärter auf den Thron der Cäsaren.“

Und das soll für mich sprechen?“

„Soweit es den Kaiser anlangt: ja, jede Einzelheit, die für die Erhöhung des Erzherzogs Matthias spricht, ist für den Kaiser ein Grund, ihn um so entschiedener abzuwehren. Dadurch steigen der Wert Hoheits und des Heeres, das Hoheit im kaiserlichen Interesse aufstellen soll. Im Ernstfall ist Hoheit die einzige Hoffnung des Hradschins. Hoheit wäre gezwungen, das Heer des Kaisers persönlichen Machtansprüchen zur Verfügung zu stellen, weil Hoheit nur von ihm und seiner wiederhergestellten Macht die römische Königskrone erlangen könnte.“

„Und meine Wahl zum künftigen König von Böhmen?“

„Darüber ließe sich mit den Ständen leichter reden als über eine Kandidatur des Erzherzogs Matthias.“

„Demnach stände meine Sache gar nicht so schlecht?“

Tengnagel zögerte eine Weile, um sich dann zu entschließen, dem jungen Prinzen die Wahrheit zu sagen, nichts als die Wahrheit.

„Das schließt Schwächen der Lage nicht aus“, sagte er, „über die sich Hoheit klar sein muß. Die überwältigende Mehrheit ist für Matthias, sogar kaiserliche Räte reden ihm das Wort und – was mehr bedeutet – selbst die Kammerdiener mit Einschluß von Philipp Lang. Zum Kaiser hält nur noch eine ganz kleine Gruppe – Partei könnte man kaum dazu sagen. Zu ihr gehören Hoheit und ich. Hoheit darf versichert sein, daß es mir nicht leicht geworden ist, mich zu entscheiden. Das Risiko ist sehr groß ... Worauf stützen wir uns? Daß unsere materiellen Mittel unwahrscheinlich gering sind, wird Hoheit zugeben. Unsere Hoffnung ist in der Hauptsache nur ein Wort – nicht viel mehr. Das Wort heißt ‚Kaiser‘. Es gibt viele, die ihm Bedeutungslosigkeit nachsagen, weil sie eben nur an die unmittelbar vorhandene materielle Macht denken und die Macht der Tradition übersehen, die Macht der Gewohnheiten, die Vorstellung von einer heiligen Majestät, mit der sich der einzelne in seiner Generationsfolge durch Jahrhunderte verbunden fühlt, Vorstellungen also, mit denen die Menschen geboren und aufgewachsen sind. Würden sich Schwierigkeiten ergeben, wenn das Kurfürstenkollegium den Kaiser absetzt? Wir können es nicht wissen, weil es nicht geschah. Aber der Umstand, daß kein Kurfürst, nicht einmal der Pfälzer, es ernsthaft versuchte, spricht für die Stärke der Tradition. Zur Zeit schützt jedenfalls nur sie die Majestät. Auf die Dauer freilich bedürfen wir des Heeres, das Hoheit gehören müßte.“

„Die Mittel Passaus reichen dazu allein nicht aus, und wenn ich meinen Domherren noch so sehr die Zähne zeige. Mehr, als was da ist, kann ich ihnen nicht nehmen.“

„Wenn wir es nicht schaffen, Hoheit, müssen wir damit rechnen, daß ein anderes Heer sich des Kaisers bemächtigt. Dann würde Erzherzog Matthias in seinem Namen regieren.“

„Und das Geld, Herr von Tengnagel? Glaubt der Herr, daß katholische Reichsfürsten, Bayern etwa ...?“

„Nein. Frankreich ..., vielleicht könnte es Heinrich IV. reizen, die Hand so mitten im Spiel um die Kaiserkrone zu haben. Einige Reichsrechte freilich würde es kosten. Umsonst ist nichts. Mehr verspreche ich mir von Spanien. Für Philipp III. oder vielmehr Graf Lerma ist ein Erzherzog, wenn er nicht als Mann einer spanischen Infantin in Frage kommt, wie jeder andere Erzherzog, und der Plan eines kurzen Flankenstoßes von Passau

nach Prag muß einleuchten. Schließlich: der Papst. Borghese soll ein netter, freundlicher alter Herr sein. Glaubt Hoheit nicht auch, daß er für einen jungen Erzherzog, der noch vieles erhoffen läßt, zu gewinnen wäre?“

Leopold sprang auf.

„Hört! Ihr müßt die Reise machen. Kein anderer als Ihr!“ Tengnagel lächelte. „Die Bettelreise?“ dachte er. Aber er fragte:

„Die Subsidienreise? Hoheit hat zu befehlen. Aber ...?“ „Noch ein Aber?“

Recht ungeduldig war der junge Herr. Tengnagel kümmerte das nicht.

„Allerdings, Hoheit. Es wäre falsch, irgendeine Möglichkeit zu übersehen. Die Grundlage unserer Kombination ist des Kaisers Haß auf Matthias. Daß der Erzherzog ihn nicht erwidert, weiß ich. Vorübergehende Verstimmungen sind kein Haß. Der Herr Erzherzog ist überhaupt ein wohlwollender, dem Frieden geneigter Mann ..., die Möglichkeit, daß es zwischen den beiden Brüdern zu einer Verständigung käme, ist immerhin vorhanden.“

„Dann wäre alles verloren!“ rief Leopold.

„Also müßte einer Versöhnung vorgebeugt werden.“

„Selbstverständlich! Tue der Herr alles, was in dieser Richtung geschehen kann. Ich bin mit allem einverstanden. Habt Ihr einen Plan?“

„Hoheit deutete bereits an, daß die kaiserliche Konstitution nicht völlig ausgeglichen sei, daß es in seinem sonst hochentwickelten Verstande – wie soll ich gleich sagen ...?“

Leopold half aus. „Ein Vakuum gebe!“

Tengnagel wiegte bedenklich den Kopf.

„Vakuum möchte ich nicht eigentlich sagen. Nicht um eine Leere handelt es sich, sondern um Verstandesräume, die mit Vorstellungen besonderer Art erfüllt sind ...“

„Ausgezeichnet sagt Ihr das!“

„Ich bin nun der Meinung, daß wir uns dieser Seite von Seiner Majestät Geist bedienen sollten ...“ „Meinetwegen des Teufels!“

Tengnagel tat erschrocken und bekreuzigte sich nicht ohne Ironie.

„Aber Eure bischöfliche Gnade!“ rief er. „Kein Teufel! Ich kenne einen Kaplan – nach außen recht unbedeutend. Mehrere herrschaftliche Familien teilen sich in ihm als ihrem Hauskaplan. Kennt Eure Hoheit jene Straße – wie ein Bach läuft sie kreuz und quer vom Hradschin hinunter mit winzigen Häuschen. Es ist die Goldmachergasse, wo des Kaisers Alchimisten und

sonstige – mit Verlaub – Scharlatane wirken. Am unteren Ende dieser Gasse, wo sie in die Breite geht, wohnt dieser kleine Mann. Nur ganz wenige wissen – und einer davon bin ich –, daß er auf manche Frauen und Mädchen einen großen Einfluß ausübt. Ich vermute sogar, daß er der Leiter einer Sodalität, einer Bußgemeinschaft, ist. In bezug auf die Buße vertrat er einmal einen Standpunkt, der mir die Weiterführung eines in unserer allerheiligsten Kirche gelehrten Standpunktes zu sein scheint. Ein Mehr an Buße bedeute ein Schatz, der auch auf andere zugunsten von deren Seelenheil oder deren Wünsche übertragen werden könne. Der Kaplan ist der Meinung, daß dieser Bußschatz sich auch zuungunsten eines Dritten auswirken könne, der den Seelenfrieden des Begünstigten gefährde.“

„Eigentlich ganz in der Ordnung“, meinte der Erzherzog. „Und wie sollte uns das helfen?“

„Wir müssen mit der besonderen Veranlagung Seiner Majestät rechnen. Wenn er veranlaßt werden könnte – vielleicht durch Vermittlung eines seiner Alchimisten –, sich in diese Theologie zu versenken, so müßte eine gegen Erzherzog Matthias gerichtete geistliche Zeremonie Seine Majestät immer mehr in seiner Haltung bestärken. Vergessen Euer Hoheit nicht die Wirkung des Kults. In dieser Hinsicht dürfte natürlich nicht gespart werden. Die Einwirkung geschähe demnach in Form und Inhalt einer heiligen Handlung.“

„Ihr mögt recht haben. Wenn Ihr also glaubt, Euer Seelenheil nicht zu gefährden ...“

„Aber Hoheit! Der Kaplan gilt als heiliger Mann!“

XXI

Mit einem kleinen hellen Kreischer wollte das Mädchen aus der hölzernen Balge springen. Doch dann ließ es sich wieder ins Wasser gleiten. Sie hatte die Eintretende erkannt. „Du kommst also doch mit?“ fragte ihre Freundin angesichts der gründlichen Reinigung. Brigitte seufzte.

„Er will es nun einmal“, sagte sie.

„Das versteh’ ich sehr gut. Ich verstehe nur nicht, was dir Kummer macht. Nichts haben die Heiligen lieber – das könntest du inzwischen wissen – als das heilsame Opfer eines jungfräulichen Leibes. Das Schreien der Gebüßten gilt ihnen als schönste Musik ...“

„Daran zweifle ich doch gar nicht, Steffi! Er hat es oft genug gepredigt, und ich bin doch nicht ungläubig! Wenn sich bußfertige Mädchen unter der Geißel winden, fließen der lieben Heiligen Tränen in Rührung. Die hochselige Mutter Teresa von Pastraña hat das alles selbst nach einer Vision verkündet. Meinst du, ich habe den Lehren unseres Herrn Kaplan über die Glückseligkeiten kirchlicher Zucht weniger aufmerksam gelauscht als du? Du siehst ja: ich sitze schon im Zuber, wie es die Regeln der hochwürdigsten Mutter befehlen. Vor der Buße das Bad. Sie war sehr für Reinlichkeit, sagt der Herr Kaplan.“

„Das Bad ist kein Opfer, Brigitte. Wir sollen uns nicht überheben“, rügte Steffi. „Durch nichts darf der Staupbesen in seiner Wirkung beeinträchtigt werden, sagt der Herr Kaplan, das sei Unterschlagung dessen, was den Heiligen zukomme. Wenn ich mich also schon vor allen nackt ausziehen muß, möchte ich keine dreckigen Füße haben. Dann brauche ich mich nicht so furchtbar zu schämen.“

„Du sollst dich aber schämen, Steffi! Durch die völlige Entkleidung sollen wir Scham erleiden und dadurch unsere Demut erweisen, sagt der Herr Kaplan. Lästere nicht, Steffi, daß du dich gegen die Beschämung verhärtest. Du sollst sie immer von neuem empfinden. Sonst bist du nicht keusch!“

„Dann wirst du heute eine wundervolle Gelegenheit haben. Wir kennen uns ja alle untereinander genau, und uns verbindet das; aber heute werden Fremde zugegen sein, vielleicht sogar Männer und nicht nur unser Herr Kaplan. – Der, für den wir unsere Buße leisten werden, wird uns gewiß

durch seine heilige Gegenwart stärken. Du weißt doch, wen ich meine, Brigitte? Soll ich dir den Rücken waschen?“

Offenbar empfand Brigitte die Säuberung ihrer Schulterblätter nicht als vordringlich. Im Augenblick meditierte sie noch über andere Probleme.

„Das bedrückt mich eben so“, flüsterte sie, „der Kaiser. Denn von dem sprichst du doch, und wie gelangten wir sonst auch in den Hradschin? Damit ihm unsere Heiligen in dem, was er will, ihre Hilfe gewähren, braucht er unsere vereinigte Buße für eine ganze, lange Nacht. Ist das nicht groß? Und sind wir dem gewachsen? Was sind wir? Sündige Mädchen niedrigen Standes ... Nicht du, Steffi, ich weiß“, unterbrach sich die Schlanke auch schon, „du bist was Besseres, dein Vater war kaiserlicher Hartschier und auch dein Stiefvater mit der noblen Verwandtschaft –“

„Er hat den Platz doch nur mit meiner Mutter erheiratet!“

„Aber die noble Verwandtschaft!“ beharrte Brigitte.

Nicht völlig verschloß sich Steffi diesem Argument, „etwas Besseres“ zu sein und sich trotzdem verdienstlicher Buße zu unterwerfen. Das war sehr geeignet, ihre Frömmigkeit in eine höhere Sphäre zu rücken – wenn auch nicht gleich in die Nähe der heiligen Brigitte, der schwedischen Königstochter, die von ihrer Mutter ausgezogen und vom Beichtvater in diesem Zustand mit Ruten gestrichen wurde, oder der heiligen Elisabeth, der Konrad von Marburg frommen, doch ungemütlichen Andenkens ein Gleiches tat, wobei er seine Ansprüche noch auf die Edelfräulein der Fürstin erstreckte – nein, das nicht, aber doch in eine Sphäre der höheren Verdienste.

„Ja“, bestätigte sie die Verwandtschaft, „wir waren schon bei dem Herrn Hofmathematikus, den der Kaiser so begünstigt, Magnifizenz heißt man ihn, und ein Mädchen ist auch da. Schrecklich reich soll sie sein; aber sie ist auch nicht viel anders als wir. Doch was nützt das alles, Brigitte? Die Leute sind Ketzer! Allesamt und ohne Ausnahme. Hast du nie davon gehört?“ Brigitte hatte davon gehört, doch gemeint ...

Das verstehe sie nicht, tadelte Steffi, wie man dabei auf Rang und Stand, Gunst und kaiserliche Gnade nur das geringste geben könne. Sie sei nicht so. Ehe sie einen ketzerischen Stiefvater mit dem Stecken über sich kommen lasse – viel, viel lieber ziehe sie sich vor einem heiligen Manne aus, der sie läutere und ihr einen Platz im Himmel verschaffe. Vielleicht könne sie mit fleißiger Buße gleichzeitig auch für die Mutter und den Bruder etwas tun, wie sie alle zusammen diese Nacht für den Kaiser.

„Ich sagte doch, Steffi“, rief Brigitte, „du bist etwas Besseres; aber eine Nonne, eine richtige, bist du auch nicht. Ja, wenn wir noch richtige Nonnen wären – nicht Laienschwestern, nein, geweihte mit Profeß und allem, das müßte unserer Buße eine viel größere Wirkung geben, denk’ ich mir. Wir aber – unsere einzige Weihe sind doch nur die abgelegten Bußhemden. Jede von uns kriegt so eins, wie es vom Leibe einer Nonne kam, die darin zur Geißelung geführt wurde.“

„Ach was“, entschied Steffi, „Striemen sind Striemen. Im Himmel gelten nur die guten Werke, und jede Buße ist verdienstlich. Komm, laß dir den Rücken seifen. Heute kommt er bestimmt noch ‘ran. Denk doch: eine ganze Nacht der Buße! Das ergibt mehr als dreiunddreißig der kleinen Disziplin. Vergiß nicht: Bei einer großen Disziplin zur Verherrlichung unseres Heilands bekommen richtige Nonnen dreihundert Rutenstrieche!“

Von plötzlichem Entsetzen gepackt, sprang Brigitte schreiend aus dem Wasser.

„Drehundert!“ stöhnte sie.

Voll Verachtung sah Steffi sie an.

„Ich wußte es ja! Deine ganze Bedenklichkeit ist nichts als erbärmliche Angst. – Doch verzeih mir, Brigitte“, verbesserte sie sich sofort. „Ich versündige mich. Scham zu überwinden ist den Heiligen wohlgefällig; aber dazu muß man sich erst einmal schämen, und ebenso ist es mit der Angst.“

„Laß mich! O bitte, laß mich“, rief Brigitte und begann auf den Knien vor einem kleinen Kreuz das glaubenstärkende, wunderwirkende Gebet, das man sie gelehrt hatte und das in der reuigen Bitte mündete, die lieben Heiligen möchten ihr Opfer gnädig annehmen. Aber die Angst verwirrte die Andacht. Das Gebet wurde Lippendienst und Wortgeplär.

„Du hast recht, Brigitte, bete!“ Ganz arglos bemühte sich Steffi, die Freundin in ihrem frommen Tun zu bestärken. „Hüten wir uns vor der Sünde und dem Teufel ...“

Der Satz genügte, um Brigitte verstört aufspringen zu lassen.

„Er ist da“, keuchte sie, „ich fühle ihn neben mir. – Siehst du ihn denn nicht?!“ „Wen ...?“ „Ihn! Den Teufel ...“ Das letzte flüsterte sie nur.

„Alle guten Geister!“ Steffis Lippen bebten. Unhörbar blieb der Satz. Mehr um ihre Angst zu betäuben, fuhr sie lauter fort: „Heilige Mutter Gottes erbarm dich unser – hochwürdigste Mutter Teresa bitt für uns ...“

Voll Haß fuhr Brigitte mit harter Stimme zwischen die Anrufung der Heiligen.

„Hör auf! Was soll das? Was weißt du von unserm Kaplan? Weißt du, was er denkt, wenn wir uns vor ihn hinstellen, nackt, wie wir von unserer Mutter kommen?“

Steffi wich zurück. Dieses Gesicht vor ihr sollte Brigittes liebes Gesicht sein, das sie so gut kannte? Nie hatte sie es so gesehen – niemals ... und es war zum Fürchten ...

Schritt für Schritt verfolgte Brigitte die andere, bis die Wand Flucht und Verfolgung beendete.

„Willst du mir sagen, wem unsere Striemen etwas nützen?“ spie Brigitte die Steffi mit Aufruhr und Empörung an. „Lüge ist alles, sag’ ich dir! Teufelswerk! Beschwatzte Weibsbilder sind wir. Belogen sind wir! Gott ist der Teufel, und der Teufel ist Gott – das ist die Wahrheit!“

Das war zuviel! Mit einem Ruck befreite sich Steffi von der Wand.

„Gelobt sei Jesus Christus“, sagte sie laut und feierlich, „in Ewigkeit ...“

Mit einem Schrei schlug Brigitte zu Boden. „Amen ...“, hauchte sie.

Keine der beiden wagte ein weiteres Wort. Erst nach einer Weile begann Brigitte ganz kindhaft aus einer schweren Erschöpfung zu wimmern:

„Hilf mir ... Steffi ... rette mich vor der Hölle ... Schlage mich ... dreihundert ... fünfhundert ... tausend ... laß mein Blut fließen ... brenne mich ... verbrenne mich – oh, Steffi! Was hab’ ich getan!!“

„Wir wollen zu den Heiligen beten, daß sie dir helfen“, sagte Steffi ganz mütterlich. „Was du willst und was du brauchst, wirst du bekommen ... wart bis auf die Nacht.“

Brigittes Auflehnung gegen Beschämung und Schmerzen hatte sich verzehrt. Ihre Untertänigkeit war wieder willig und voll heiligen Eifers. Mit Beten und Baden fuhren die Mädchen fort, Seele und Leib für den Dienst, den man von ihnen verlangte, zu bereiten. Es geschah in der Küche des winzigen Häuschens, das Brigittens Mutter gehörte. Die Küche war der größte und wichtigste Raum; denn die Mutter war Wäscherin. Sie ging aber nicht in die großen Häuser, sondern widmete sich der Wäsche Alleinstehender, in der Hauptsache von Junggesellen, vor allem der Kleriker. Auf diese Weise hatte Brigitte den Kaplan Bartholomäus kennengelernt.

Bei der schwindenden Leibeskraft der Mutter hatte die fleißige Tochter den größeren Teil der Arbeit zu leisten, ohne daß der Verkehr mit der meist

männlichen Kundschaft ihr zur Anfechtung geworden war. Das Kloster hatte auf sie stets eine größere Anziehung ausgeübt als die Ehe. Aber auch wenn sie die Mitgift, wie sie von einem Kloster verlangt zu werden pflegte, hätte aufbringen können, wäre es ihr unmöglich gewesen, die Mutter im Stich zu lassen. Das Kloster hatte sich ihr in jedem Fall verschlossen.

Unter diesen Umständen war der von so vielen andern verehrte Kaplan als der ersehnte Bote des Himmels in ihr Leben getreten. In der Behandlung von Müttern aber war er, wenn er es wollte, ein Meister.

Einem Fräulein gegenüber wäre er zurückhaltender gewesen, die etwas aufgequollenen Hände der kleinen Wäscherin dagegen hatten Bedenken gar nicht erst aufkommen lassen. Mitten in ihrer Hantierung war sie von ihm angetroffen worden, was ein Erröten und rasches Herunterlassen der hochgeschürzten Röcke hervorgerufen hatte. Er jedoch war sofort gefesselt gewesen von den langbewimperten, dunklen Augen in dem unregelmäßigen Gesicht, am meisten von der Schlankgliedrigkeit ihres Körpers. Alles in allem hatte er sich von der Kleinen gleich eine artige Ergänzung seiner Sammlung frommer Mädchen versprochen.

Ähnlich wie mit der Brigitte – leichter oder weniger leicht – bildete sich diese Gesellschaft. Stets waren es Mädchen aus dem Kreis kleiner Leute. Steffi war nach ihrem Fortgang aus dem mütterlichen Haus Zofe bei einer älteren Dame geworden, die entzückt war, ein so tugendhaftes und gefügiges Geschöpf in ihrem Dienst zu haben. Hielt es sich doch zu dem weitgelobten Kaplan Bartholomäus!

Nie hatte der Kaplan versucht, ein Fräulein aus einer Familie etwa, in der er wirkte, zur Büßerin zu machen. Seine Vorsicht verbot ihm das. Dagegen war er älteren Mädchen nicht abgeneigt. Er wußte, daß ein leichtes Welken des Gesichtes Reize des Körpers nicht ausschlossen. Gerade diese leicht überreifen Mädchen waren seine fanatischsten Anhängerinnen und die ehrgeizigen Belehrerinnen der Jüngeren, und besonders jener Novizen, die dazu vorgesehen waren, aus dem loserem Kreis der Beterinnen in die festgefügte Gemeinschaft der tätigen Buße aufzusteigen. Mit Eifer und Geschick deuteten diese Älteren die Predigten des Kaplans und weckten so lange die Neugier und später die Lusternheit nach den seligmachenden Ruten, bis die jungen Anwärterinnen selbst danach verlangten, den Verschwiegenheitseid ablegen zu dürfen und auf die Regeln der Mutter Teresa von Pastraña, der großen Reformerin der Karmeliter, verpflichtet zu werden.

Diese Regeln waren so streng, daß sich in Klöstern ihrer Observanz oft eine ganze Zelle voll von Ruten befand, um den Kampf gegen das sündige Fleisch und den Teufel siegreich bestehen zu können. Mochten die Regeln jedoch sein wie sie wollten – es waren Klostergesetze, und in welche Stürze die Neulinge dabei auch gerieten, in völliger Unbefangenheit und willig gaben sie ihre Körper preis. Die Mädchen aber glaubten sich unter heilsamen Himmelsruten geborgen.

„Aldann, daß du's nicht vergißt, Schwab, bis hierher gehst und nimmer weiter!“

„Aber mir sagte der Rotter ...“

„Bis hierher, hab' ich gesagt“, wiederholte der Herr Oberhartschier. „Laß dir's nicht einfallen, weiterzugehen. Sonst kann es dir geschehn, daß du über'n Bock mußt. Tut sich bei uns nicht leicht, weil wir ehrengediente Leut' sind und die meisten mit Frau und Kind. Du auch. Aber ungehorsam gegen einen Befehl – da hilft dir kein Gönner, und wenn's der Kaiser selbst wär'. Verstanden?“

„Jawohl, Herr Oberhartschierer!“

Jetzt erst – sichtlich besänftigt durch den Verzicht des Schwab auf irgendwelche Erwähnung anderer Gewalten, fand sich der hohe Vorgesetzte zu einer weiteren Erklärung bereit.

„Weißt, dies hier ist der Gang zu kaiserlicher Majestät Gemächer. Sonst müßtest zur dritten Tür von hier und zurück – heut darfst nimmer. Durchgelassen wird auch kein' Seel, daß dir's merkst. Unter keinen Umständen! Auf der andern Seite macht der František den Dienst. Der hat's genauso. Kümmerst dich um gar nichts. Hörst nichts, siehst nichts – sagst nichts, rufst nichts. Beileibe nicht rufen! Bist einfach nicht da.“

„Ist schon recht, Herr Oberhartschierer!“

„Verfügung des diensttuenden Kammerdieners!“

Bei der Erwähnung einer so großmächtigen Person ruckte der Schwab sich nur straff zusammen.

„Du bist neu“, fuhr der Obersoldat fort, „oder doch noch nicht alt hier. Wissen tun wir alle nichts. Bleib lieber zurück, so weit du kannst, wenn du Weiberstimmen und Kreischen hörst. Späh nicht, lausch nicht. Und wenn dir trotz allem ein Unterrock oder sonst was in die Quere läuft ... dann hast halt Pech gehabt. Mehr sag' ich nicht.“

Damit trat der Oberhartschier wieder an die Spitze zweier abgelöster Leibwächter, worauf die drei mit geschulterten Hellebarden stattlich

davonmarschierten.

Nichts ließ jedoch auf drohendes Kreischen oder gar Flüchten irgendwelcher Wesen aus kaiserlichen Zimmern schließen, sondern viel eher darauf, daß dem Schwab, dem František und den andern Wachtkameraden eine geruhssame Nacht beschieden sein werde. Es mochte ja – besonders seit Donna Karolinas Heirat mit dem Grafen Cantecroy – hin und wieder etwas lebhaft zugegangen sein; aber gerade heute ließ sich eher in den allerhöchsten Gemächern und im Deckenlicht eines großen schwarzen Hängeleuchters eine Trauerfeier oder sonst etwas Herzbewegendes erwarten.

Im großen Schildereienzimmer der Majestät war außer einem einzigen kein anderes Bild mehr zu sehen, und dort schien das Ereignis vor sich gehen zu sollen. Wände und Türen waren schwarz verhangen, Decke und Fußboden schwarz. Auf diese Weise schien das Unbewegliche zu schweben: Die Kerzen, das Kreuz mit den Marterwerkzeugen Christi wie auch das Bild. Was sich bewegte, trat aus Dunkel und Dämmer ins Licht, um aus dem Licht wieder ins Dunkel zu entschwinden. Die Frau auf dem Bild blickte aus dem Nichts und würde wie aus einem Jenseits auf das schauen, was sich unmittelbar unter ihr begeben würde.

Es war weiland Mutter Teresa von Pastraña, die schaute.

Ihr Bild wurde als das Original eines spanischen Meisters ausgegeben, der es nach dem Leben gemalt habe. Den ersten Teil dieser Behauptung zu bestreiten, lag kein Grund vor – nur konnte es ebenso gut auch eine Kopie sein. Nach dem Leben war sie zweifellos gemalt, nicht unzugänglich war die Dame gewesen. Der Kaiser hatte den Wunsch geäußert, ein Porträt dieser berühmten Seelenfreundin Philipps II. und der Prinzessin von Eboli zu besitzen, worauf Baltasar Zuniga, der Günstling Philipps III. und dessen Botschafter, es Rudolf verschafft hatte. Für ihn eine Kleinigkeit! Zum Familienbesitz der Zuniga gehörte auch das Herzogtum Pastraña.

Schwarz, wie alles andere, stand, etwas abgerückt von der Schmalwand, ein langer, breiter Tisch. Um ein Altar zu sein – als welcher er gebraucht werden sollte –, fehlte ihm der geweihte Stein. Mochten die Verdienste der Verewigten um eine durch nichts beeinträchtigte Buße noch so groß sein, so war sie doch zur Trauer ihrer zahllosen Jüngerinnen immer noch nicht selig, geschweige denn heilig gesprochen und der Ehren der Altäre daher nicht teilhaft. Wer hätte das besser gewußt als sie selbst? Sie war Doktor der Theologie gewesen. Aber das konnte keine Theologie

ändern, daß für Teresas begeisterte Töchter ein ihr geweihter Tisch der Ruten ein Altar war.

Die fromme Mutter zeigte durchaus kein schmerzverzerrtes, verhärmtes Gesicht. Die von ihr eingeführte klösterliche Strenge schien eher körperliche und seelische Wohlgefühle in ihr erregt zu haben. Anmutig gerundet waren ihre durch ein liebenswürdiges Lächeln erhellten Züge. Der Maler hatte die Sorgfalt erkennen lassen, die auf die Tracht der Karmeliterinnen verwandt worden war. Wie ein Hofkleid war sie – wenn man dem Künstler glauben wollte – von der adeligen Dame getragen worden, die Gescheitheit und Charme mit so beispielhafter Strenge verbunden hatte.

Es war ihr nicht leicht gemacht worden, das, was sie sich vorgenommen hatte, zu erreichen. Zuerst war sie mit einigen Anhängerinnen dem lockeren Wandel im vornehmen Stift entflohen, um künftig das vernachlässigte Bußgelübde in dessen ganzer Strenge zu erfüllen. Jahrelang hatte die kleine Schar nicht nur der Feindschaft des Mutterhauses widerstehen müssen – mehr als einmal war Teresa Gefahr gelaufen, der Inquisition zu verfallen – bis das Ordensgeneralat es für gut befunden hatte, ihr als Priorin das Mutterhaus zu unterstellen.

Anscheinend war das ein gewaltiger Triumph gewesen, und doch hätte er beinahe ihr endgültiges Scheitern herbeiführen können.

Offener Aufstand hatte sie in Pastraña empfangen. Nur mit der demütigen Versicherung war sie seiner Herrin geworden, daß sie ihre neue Regel den andern Nonnen nicht aufzwingen wolle und nur darum bitte, mit ihren Anhängerinnen nach eigener Observanz unter ihnen leben zu dürfen.

Seit diesem Übereinkommen hatte es in ein und demselben Kloster wie bisher singende Schwestern gegeben, deren Körper ein wohlbehütetes und wohlverhülltes Geheimnis geblieben war, und zu gleicher Zeit andere, die dem Altar nicht nur ihren Gesang, sondern auch ihren unverhüllten Leib zur Buße dargebracht hatten.

Allzu leicht schien die Wahl gewesen zu sein. Als Wunder war es schon erschienen, daß keine von Teresas hartgehaltenen Schwestern sich ins Lager des leichten Lebens begeben hatte, bis schließlich das schier Unglaubliche geschehen war: Der tägliche Anblick von büßenden Schwestern hatte die Widerspenstigen allmählich in ihrem Geschlecht ergriffen. Ablehnung und Abscheu waren einem lüsternen Begehren gewichen, das sie selbst für frommen Eifer gehalten hatten. Immer mehr waren sie der stumpfen

Langeweile ihres allzu behüteten Damendaseins überdrüssig geworden, und eines Tages hatten sie sich mit plötzlichem Entschluß auf ihren Knien der Priorin genähert, ihr Hände und Füße geküßt und als Ungehorsame, die sie seien, von ihrer Strenge die verwirkten Strafen erbeten.

Liebreich und mit Freudentränen hatte Teresa die Neuen unter ihre Zucht genommen. Immer wieder war es ihr schwer gewesen, die so hochmütig Verhüllten vor ihren sehenden Augen vor sich wandeln zu lassen, ohne sie auch nur anrühren zu dürfen, zu brennend war das Verlangen geworden, sie aus ihren Kleidern heraus und unter die Rute zu zwingen. Darauf hatte Teresa gewartet und gewartet. Nun aber war es mit diesem unerträglichen Warten vorbei gewesen: Das Fest der Unterwerfung hatte das Kloster mit Geschrei erfüllt. Durch die große Güte der hochwürdigsten Mutter war den Neubekehrten erlaubt worden, unter dem Tanz der Birken auf befreiter Haut ihr unlösbares Gelübde des Gehorsams zu erneuern.

Bis jetzt war kaum mehr als das Bild der Gebenedeiten zu sehen, höchstens wie scharfe, bißbereite Zähne aufgeschichtete Ruten zu beiden Seiten des Altars und vor ihm ein dunkler Körper. Den schwarzen Boden deckten ebensolche Wellen, in denen hier und da eine kleine Helle aufblitzte. Es war ein Nacken oder das Stück einer Mädchensohle. Ein Brodeln stieg von den Leibern auf: der Zusammenklang leise gemurmelter Gebete.

Das Geräusch eines Vorhangöffnens ließ die Beterinnen erschauern. Der Kaiser sei eingetreten. Sie sahen ihn nicht, aber sie zweifelten nicht daran.

Es war wirklich so, doch Rudolf war nicht allein. Er liebte die Pfaffen nicht, er mißtraute ihnen. Zu oft hatte ihn der Papst gedrängt, die Wahl eines römischen Königs zu erlauben, nach Rudolfs Auffassung also eine unzulässige Begünstigung des Bruders versucht. Aber um dieses Gefühles willen wollte er seinen Haß nicht berauben, nicht auf etwas verzichten, was nach seinem festen Glauben Matthias verderben würde. Kein Ziel kannte er, das ihm der Gebete so würdig erschien wie dieses.

Nach einem kritischen Zeugen hatte es ihn verlangt, der – wenn er selbst etwa schwach werden mochte – schon aus Eifersucht jeden Betrug, ja schon die kleinste Sänftigung der Buße entdecken würde, denn nur in ihrer harten Ehrlichkeit könne sie die Kraft haben, eine schützende Mauer um seine geheiligte Person zu ziehen.

Aus der Goldmachergasse, in der auch der Kaplan wohnte, hatte er diesen Zeugen geholt. Einen Arzt nannte sich der Mann und einen Chemiker. Ein Alchimist, der seinem Herrn Gold versprach, war er gewiß; vor allem aber ein Nekromant. Ein Mann, der Geister beschwören konnte, besaß nach Rudolfs Vermeinen auch die Fähigkeit, unlautere Tricks zur Vernebelung der kaiserlichen Klarsicht zu entdecken.

Dieser Zeuge namens Hauser stammte aus Deutschland.

Der Kaiser saß – der Kaplan stand am Altar, vor dem er noch soeben gelegen hatte. Er predigte von dem Wunder der Buße, von ihrer erhebenden Kraft, ihren überirdischen Verdiensten und ihrer köstlichen Eigenschaft, das göttliche Gewähren – wenn die Büsser während der Geißelung mit unbeirrbarem Willen darum flehten – auch auf andere herabzuziehen, mögen sie zum Schutz ihres Lebens und ihres Seelenheils bedürfen, wessen es sei. Von der heiligen Person sprach er, die gegenwärtig sei, der sich freudig zu opfern jede Christin die Pflicht habe. Mehr noch als Krieger, die ihren Leib hingeben für den Herrn in der Schlacht, sollten die jungfräulichen Büsserinnen demütig alles preisgeben, auch ihre Scham, damit sich ihr Verdienst erhöhe und dadurch die Stärke ihrer Fürbitte im Himmel unwiderstehlich werde.

Als er geendet hatte, setzte ein Bußpsalm ein. Aufgerichtet lag die weibliche Gemeinde auf ihren Knien, den Blick, Mut erfliegend, zum Bild der hochwürdigsten Mutter erhoben.

Nach der ersten Strophe wurden zwei Namen genannt. Mit Bedacht waren sie vom Kaplan ausgewählt worden. Es waren die von Brigitte und Steffi. Freundinnen oder nicht – das Gelübde ließ keine Schwäche zu.

Der Kaplan war als kleiner, unscheinbarer Mann oft genug von Frauen übersehen worden, bis er die erotischen Wirkungen einer geistlichen Gewalt auch und gerade auf das hochnäsige andere Geschlecht wahrgenommen hatte. Durch diese Entdeckung war er in die Bahn seiner gegenwärtigen Erfolge getrieben worden. Die älteren Seelenbräute hatte er von der Verdienstlichkeit ihrer Hingabe an einen Priester von so großen Kräften leicht zu überzeugen gewußt – warum sollte er nicht Jüngere, warum nicht die beiden Mädchen durch den bewährten Seelen- und Körperdrill sich ebenso gefügig machen?

Schon zu sehr eingefangen waren die beiden, als daß ihnen der Gedanke gekommen wäre, sich dem Zwang auch versagen zu können. Ebensowenig kam einer der andern Devoten dieser Gedanke. Sie alle

wollten auf dem Weg, den man ihnen gezeigt hatte, den Himmel erstürmen – keine wollte als Abtrünnige der Hölle verfallen. Den Heiligen waren die beiden hörig, im Kaplan jedoch regte sich beim Anblick der Mädchen, die Hand in Hand die Stufen wie eine Himmelsleiter emporstiegen, ein prickelndes Gefühl. Brigittes Zähne klirrten, und auch Steffi bebte. Sie suchten bereits, was sie erwartete, und würden sich gegen alles zur Wehr gesetzt haben, was sie hätte hindern wollen, Schmerz und Scham zu erdulden. Nur mit dem Bußhemd bekleidet, standen sie nun als einzige von allen im vollen Licht. Kleine Mädchen waren sie und dennoch Mittelpunkt einer allgemeinen Erregung, die alle und nicht nur den Kaplan ergriffen hatte, im Begriff mit allen zu verschmelzen, die zu ihnen hinaufschauten.

Eine Stimme sprach:

„Schwester, überlaß dein Kleid dem Altar.“

Das galt Brigitte. Sie war zuerst genannt worden. Während des Ganges zum Podium und bei jedem Schritt die Stufen hinan hatte sie gewartet. Aber kein Ungeheuer war neben sie getreten, nicht der Böse in Gestalt eines nackten Jünglings mit dem Hohn und der Verworfenheit eines gefallenen Engels im bleichen Gesicht. Kein heißer Atem hatte ihren Nacken gestreift. Ganz Triumph stand sie nun da. Wer die Versuchung nie erfuhr, konnte sie nicht bestanden haben. Sie hatte sie bestanden! In einen fernen Winkel hatte sie den Teufel gescheucht. Nur noch von weitem konnte er sie lüstern bespähen. Er sollte sie sehen, ihr Erglühen, ihre Scham – alle sollten sie sehen ...

Der Ausschnitt des schwarzen Gewandes war weit. Es bedurfte nur einer leichten Schulterbewegung, um es hinabgleiten zu lassen. Ein eckiges, scheues Zucken der jungen Wäscherin – und weiß brannte ihr schlanker Leib aus dem Dunkel. Steffi empfand Rührung über das, was er leiden sollte. Aber sie wußte auch, daß ihr Mitleid ihm nichts ersparen würde.

„Dem Altar laß dein Kleid“, mahnte die Stimme auch Steffi.

Mit den Händen mußte sie nachhelfen, ehe sie nackt aus dem Hemd steigen konnte. Mit ihrer straffen, fülligen Brust und dem dunklen, kräftigen Dreieck ihrer Reife konnte sie schon für eine allerdings noch sehr junge Frau gelten. Eine leichte Berührung von ihr, und Brigitte warf sich vornüber. Der Altar hatte sein erstes Opfer. Der Holzstoß war bereits geschichtet – es waren die Ruten. Verzehrend würden sie brennen – auch sie.

Nichts war unklar. Schon jetzt erlebte Steffi, was auch ihr selbst bevorstand, wie es alle da unten erlebten. Mit weitaufgerissenen Augen und angehaltenem Atem sog sie jede Bewegung, jedes Rascheln ein. Steffi hörte das Seufzen der Erwartung, als sie die Rute ergriff und hoch hinaufhob.

Dies war das Zeichen. Sofort setzte das Miserere ein.

Eine kleine Eitelkeit überkam Steffi, während sie so vor aller Augen stand. An rote Streifen dachte sie, und dabei suchte sie sich die Stelle aus, die sie zuerst treffen wollte. Für die andern, die den Schmerz kannten, war sie in diesem Augenblick kein kleines Mädchen mehr, sondern voll Feierlichkeit und eine nackte Frau.

Der helle, silberne Ton des Meßglöckchens durchdrang das Geleier.

Ein leichtes Knicken der Knie, ein kurzer Ruck der Hand – und mit Schwung stürzte sich die Rute auf Brigittes schwächliche Lenden.

XXII

Nun hatte sich schon so lange nichts Besonderes ereignet, daß der Schwab zu glauben begann, der Herr Vorgesetzte habe sich mit ihm einen Scherz erlaubt. Sehr nahe lag der Gedanke. Wie oft hatte man ihn schon gehänselt! Seine Empfindlichkeit, die er nie verlor, forderte dazu heraus, und auch jetzt wieder müsse er seinen Grimm fressen, dachte er, weil er nie an ein Zurückgeben der Unbill denken könne. Es war ihm, als höre er das Wachtstubengelächter beim Erzählen seines Reinfalls, und die Langeweile der Nachtwache gab ihm die Zeit, seinen Groll noch zu vertiefen.

Was hatte er vernommen?

So gut wie nichts!

Er wußte nicht, daß der Saal der Schildereien durch ein Zwischenzimmer vom Gang, den er bewachte, getrennt war. Viel an Geräuschen konnte nicht zu ihm dringen. Das Psalmodieren erstickte zwischen Wänden und Vorhängen zu einem melodischen leisen Gemurmeln, in dem der Ton der Meßglocke hängenblieb. Nur ein fernes Rauschen legte sich in einem langsamen Takt einschläfernd darüber und störte nur – wenn es ausblieb. Als Soldat war der Schwab bis an die Nordsee gekommen, und so hörte es sich an: wie das Meer und das Rauschen der Brandung.

Wie hätte der Schwab wissen können, daß der Höhepunkt dieses Rauschens ein Beckenschlag im Zusammenklang mit einem Schmerzensschrei war, der dadurch betont und zugleich unkenntlich gemacht wurde?

Die Gläubigen des Islams, die unter den Tugenden ihres Propheten nicht am wenigsten dessen Begattungsfreude feiern, hätten unter den Männern, die beim Bußwerk der Frauen zugegen waren, nicht den Kaplan am höchsten gepriesen, sondern den Mann Rudolf – allerdings nur in seinem Zustand eines von Allah Berührten, wie das Morgenland ihn genannt hätte. In einem solchen Zustand vervielfältigten sich seine Körperkräfte, die dann nur durch große Übermacht zu bändigen waren.

Daran hatte niemand gedacht, der Kaplan nicht, der Alchimist nicht, und die Frauen schon gar nicht.

Als Rudolf den Saal betreten hatte, war er schon haßerfüllt, also nicht mehr im seelischen Gleichgewicht gewesen. Und nun sah er Frauen und Mädchen über dem Altar die Disziplin empfangen. Die kirchlichen Formen

erzwangen seinen Respekt. Sie waren das einzige, was ihn in Ruhe halten konnte, aber dennoch ein nicht ganz zuverlässiger Schutz gegen Ausbrüche, die den kaiserlichen Gemächern nicht fremd waren. Das Psalmodieren hinderte nicht, daß er die Beine nackter Frauen und Mädchen während des Peitschens in der Luft fliegen sah, hinderte nicht, daß hin und wieder der Bruchteil eines Schreies bis zu ihm drang. Um so gefährlicher war das, weil in diesen Gemächern ähnliche Vorgänge, wenn auch ganz ohne Feierlichkeit und zu recht weltlichen Zwecken, nicht unbekannt waren. Sie halten das kaiserliche Verlangen entzünden sollen und waren kaum je vergeblich gewesen. Die Heiligkeit der Buße war sicher sehr groß, doch den Unberechenbarkeiten des Kaisers gegenüber nicht unerschütterlich.

Mit jedem neuen Paar veränderten sich Altar und Saal. Auf dem Altar erhöhte sich der Haufen der ihm geweihten, abgestreiften Hemden, während die Berge der Ruten sanken. Bis in die Saalmitte waren ihre Splitter geflogen, die Stumpen lagen auf und vor den Stufen. Im Saal knieten die Gebüßten – als ihrem zweiten Opfer, der Scham, preisgegeben –, so wie sie vom Altar gekommen waren. Immer zahlreicher hoben sie als helle Flecke sich vom schwarzen Teppich ab.

Der Kaiser saß im Dunkeln. Der Alchimist und Nekromant Hauser behauptete zwar, Geister sehen zu können, aber er sah nicht den Schweiß auf Rudolfs Gesicht und nicht seine herauskugelnden, stieren Augen. Doch sein Stöhnen vernahm der Hauser, was ihn als Beweis eines kaiserlichen Hingerissenseins sofort gegen Kaplan Bartholomäus einnahm. Nicht zu sehr in Gunst kommen lassen wollte er ihn, weil er, der Hauser, was er sich jetzt vorwarf, bei seinen Beschwörungen leider nicht ebenfalls schon so erfolgreiche Mittel angewandt habe.

„Den Namen“, flüsterte er dem Kaiser zu. „Weiß die Majestät, was sich die Mädchen denken? Nichts weiß man. Warum läßt Bartholomäus sie nicht den Namen rufen? Warum ruft er ihn nicht selbst?“

„Du hast recht“, keuchte der Kaiser, „den Namen – den Namen ...“ Und von da ab bei jedem Rutenstreich: „– den Namen – den Namen –“

„Er hat Angst vor Matthias“, stieß Hauser vor, „der Kaplan hat Angst.“

„Er hat Angst – er hat Angst –“, nahm der Kaiser im Rhythmus der Ruten den Satz auf.

Es gab eine Stockung.

War nun wirklich das Kleid zu eng, oder war es die Angst, die beklemmende Angst der Pönitentin – das Kleid glitt nicht, wie es sich gehört hätte. Fest griff die andere in den Ausschnitt, riß das Hemd von oben bis unten auf und stieß ihre Bußschwester aus dem Hemd hinaus ...

Der Kaiser sprang auf.

„Matthias!“ schrie er, brüllte er. Immer wieder: „Matthias! Matthias!“

Schreiend stapfte er, der Frauenleiber nicht achtend, über sie, auf ihnen zum Altar. „Matthias! Matthias!“

Erschreckt stand die Zuchtschwester da. Rudolf entriß ihr die Rute und schlug auf das Opfer ein, das auf dem Tisch schon bereit lag.

„Matthias! Matthias! Du Hund! Du Verräter! Du Lump!“

Ohne Meßglocke und Becken, ohne Psalm und Miserere, in rasender Hast geschah das und mit der unmenschlichen Kraft eines Irren.

Blut rann.

„Matthias!“

Der Kaplan begriff die Lebensgefahr des Mädchens, packte ihren Arm, riß sie fort und winkte einer andern, riß auch sie nach einigen Hieben fort – eine dritte – eine vierte ...“

„Matthias! Matthias! Matthias!“

Eine fünfte war nicht mehr da. Alle andern hatten sich kreischend geflüchtet und standen nun nackt an den Wänden.

Rudolf warf sich herum, und als er die hellen Leiber aus dem Dunkeln schimmern sah, ließ er die Rute fallen.

„Verzaubert!“ schrie er. „Hexen!“ schrie er. „Hexengezücht! Euer Blut will ich sehen! Unter die Dornen mit euch!“

Mit der Schnelligkeit eines Jünglings sprang der Kaiser vom Podium, rannte gerade hinein in die Mädchen, aber die erste, auf die er sich werfen wollte, flüchtete in gellender Angst durch den Vorhang – der Kaiser mit gezogenem Degen ihr nach.

Etwas in die Quere kam dem Schwab nun doch in dieser Nacht – ein Unterrock zwar nicht, einen Unterrock hatte sie nicht an. Sie war nackt. Und so kam sie mit Hilfeschrei und Gekrach aus der Tür und lief um ihr Leben.

Daß dies sein Pech sei, wie der Oberhartschier gesagt hatte, daran mußte der Schwab jetzt denken. So zum richtigen dienstlichen Denken freilich hatte er keine Zeit. Denn hinter der Nackten kam ein Mann, ein

Kavalier, das bloße Rapier in der Hand. Jetzt sprang der Schwab hinter eine Säule, um nicht gesehen zu werden und nichts sehen zu müssen. Was rief der Mann?

„Ich bin verzaubert!“ rief er, „Matthias hat mich verzaubert, der Hund, der Lump! Der Bauch steht mir hinten, der Arsch steht mir vorn ... Verzaubert ...“ Und mit einem neuen „Matthias! Matthias!“ verfolgte er das Mädchen, das doch unmöglich Matthias sein konnte.

Die Arme, dachte der Schwab, das gehe entschieden zu weit. Nicht einmischen solle er sich? Das sei schon recht. Aber er könne doch unmöglich zusehen, wie der verrückte Kerl das arme Ding absteche, wo die doch nicht einmal Matthias sei!

„Halt, Herr! Stehenbleiben der Herr!“ rief er.

Wie ein Überfall wirkte der Zuruf auf den „Herrn“. Blitzschnell fuhr er herum und erblickte nun im Hartschier seinen Gegner. Das Mädchen war vergessen.

„Matthias“, rief er, „da bist du ja, du Verräter, du Lump ... Yo soy el emperador!“

Wie ein Brunstschrei war das. Auf laut tapsenden Sohlen kam Rudolf daher. Gerade noch hinter die Säule springen konnte der Schwab, als der Kaiser zustieß.

Auf diese Weise verfehlte die Stahlspitze den Wächter und traf auf die Säule. Die Klinge bog sich, brach – und von der Wucht des Stoßes getrieben, schlug die kaiserliche Stirn auf die gleiche Säule, deren Opfer schon der Degen geworden war.

Als der Schwab zitternd hervortrat, lag der Herr der Christenheit auf den Fliesen. Er röchelte.

„Yo – soy – el empe – ra – dor – der – Kaiser ...“, hörte der Soldknecht.

„Du seiest schuld, sagst du, Heiner?“

Es waren Johannes Kepler und sein Bruder Heinrich, die sich besprachen. Mit dessen Einheirat hatte Johannes dem Bruder die Stelle als Hartschier verschafft, und zum großen Bruder war der Schwab, wie ihn die Kameraden nannten, in seiner Ratlosigkeit gelaufen.

Mit „Schwab“ wollten die Hartschiere den Heinrich Kepler aus Württemberg nicht herabsetzen. Es gab genug Deutsche in der Leibwache, auch solche aus Böhmen selbst. Deutsche fand man in allen Ländern, wo das Abschlachten von Menschen bezahlt wurde.

Zu einer besonderen Wertschätzung des Heiner hatten die Kameraden sich freilich auch wieder nicht bereit gefunden. Schlecht und recht versah er seinen Dienst, und, wie fast alle, verdankte er seinen Posten einer Gönnerschaft und nicht persönlichem Verdienst, mit dem er ohnehin nur unliebsam aufgefallen wäre. Allesamt konnten sie in ihrem Dienst als kaiserliche Leibwache kaum noch damit rechnen, andere Menschen umzubringen, was ihrer Soldatenehre natürlich merklichen Abbruch tat. Der Heiner also? Nicht überwertet, aber auch nicht unbeliebt war er. Doch das wollte nach der einen oder andern Seite hin wenig besagen. In dieser schweren Sache bedeutete der Günstling des Kaisers mehr als alle Hartschiere zusammen.

„Nun, was ist?“ ermunterte ihn Johannes. „Was ist dir fehlgegangen? Oder – hast gar was ausgefressen?“

„Weil ich doch hinter die Säule gesprungen bin!“

„Was blieb dir übrig? Da du deine Hellebarde nicht gebrauchen wolltest?“

„Konnte ich nicht, durfte ich nicht.“

„Natürlich nicht. Ich red’ auch nicht davon, daß du den Kaiser erst erkanntest, als er vor dir auf dem Estrich lag. Das würd’ dir nicht viel helfen.“

„Wer konnte denn denken, daß so ein Herr hinter dem nackichten Mädchen der Kaiser sei?“

„Du nicht – ein anderer schon. Man hätte dich nicht auf diesen Platz stellen dürfen; aber es geschah, und dreinreden kann man deinen Obern auch nicht.“

Der Heiner war bestürzt.

„Dann werden s’ mich einfangen, weil s’ keinen andern haben“, meinte er kläglich. „Was meint der Herr Bruder: soll ich weg?“

Sein ganzes Leben hatte der arme Teufel mehr Prügel als Brot gekriegt. Zuweilen und wenn es am wenigsten not tat, konnte er wohl aufbegehren und Gewalt schreien. Aber meist hatte er Angst. Jetzt hatte er Angst.

Was in solchem Fall zu tun sei, wußte Johannes.

„Bleiben sollst!“ herrschte er den Bruder an. „Den Mund halten sollst! Gegen jedermann, sag’ ich dir! – Schau. Heinrich“, fuhr er mit um so größerer Sanftmut fort, „getan hast du nichts, soviel ich seh’ ...“

Da wurde er unterbrochen. Angeschrien zu werden, war der Heiner gewöhnt – Sanftmut nicht, und die war es, die ihn aufbrachte.

„Das kennt man! Bei Herren und Fürsten und gar einem Kaiser brauchst nichts getan zu haben. Da steckst drin, eh’ dich umschaust. Immer dieselbe ausgestunkene Säuererei!“

„Das mag schon sein, Heiner, aber jetzt geht’s um deine Haut. Schimpfen kannst immer noch. Jetzt denk einmal nach: Es weiß doch keiner was darüber, wie der Kaiser dich anfiel, wie sein Rapier an der Säule zerbrach und er mit der Stirn dagegenbumste. Wie? Oder das Mädchen? Wo war sie? Weit weg konnte sie nicht sein. Hast du sie gesehen?“

„Es ging alles so schnell ...“

„Das versteht sich. Aber es ist wichtig, daß du dich erinnerst, vielleicht müßte man mit ihr reden. Kennst du sie? Würdest du sie wiedererkennen?“

„Ich kann dem Herrn Bruder nicht alles so sagen ...“

Johannes merkte sofort, daß ihm der Heiner etwas verbarg. Mit etwas Nebensächlichem begann er.

„Der Herr Bruder“, sagte er, „red nicht so daher, Heiner. Sag ‚Johannes‘ zu mir. Wir haben die gleichen Eltern.“

„So gelehrt wie du bist, so eine hohe Person ...“

„Brüder sind wir! Und wenn ich dir helfen soll – obwohl ich nicht weiß, ob du überhaupt Hilfe brauchst –, dann mußt du mir alles sagen, was du weißt, oder gar nichts. Nun sprich: würdest du das Mädchen wiedererkennen?“

„Nicht, wenn’s beim Vorbeilaufen geblieben wär’ – so schnell wie das ging. Aber später, als ich mit dem Doktor den Kaiser zurücktrug ...“

„Mit dem Doktor? Mit welchem Doktor? Der Reihe nach, Heiner. Also das Mädchen war erst einmal weg, und dann kam der Doktor. Woher kam er?“

„Aus den Gemächern“, sagte der Heiner, und es war, als mache er dem vornehmen Wort seinen Bückling, „aus der Tür ‘raus kam er. Er war doch beim Kaiser gewesen und kam ihm nun nachgelaufen.“

„Also erst, als der Kaiser schon lag?“

„Gesehen hat er nichts.“

„Um so besser.“

„Ja, und da sagte er mir, daß er der Hauser sei ...“

„Ach der –!“ meinte Kepler ohne viel Hochachtung, „und Doktor? Von mir aus! Glaub’s aber nicht.“

„Er sagte so. Und dann schaffte er mir an, den Kaiser hineinzutragen, eh’ jemand was merke. Das tat ich auch, aber ich hatte Angst, schnell

wieder zu meiner Hellebarde zu kommen, die ich doch nicht aus der Hand geben darf ...“

„Weiter!“

„Als wir nun beide so mit der Majestät – du, gar nicht leicht ist so ein Kaiser, kann ich dir sagen – im Vorzimmer an einer offenen Tür vorbeikamen, und der Vorhang dahinter war auch nicht ganz zu –, viel konnte ich ja nicht sehen, es war alles ganz schummerig, doch das ist gewiß: Mädchen waren da – einige schwarz, andere eher weiß, ganz mutternackicht, wenn du's genau wissen willst. Die beteten.“

„Beteten?“

„Ja, und gepredigt wurde auch. Ganz deutlich konnte ich das sehen. Hinten war es heller. Ein Kuttenmann predigte. Alles müsse man tun, sagte der Pfaff', daß die heilige Majestät ihren Frieden bekomme. Ja – und da war es, daß vom Gang her das Mädchen zurückgelaufen kam.“

„Begreiflich. Wo hätte sie hin sollen, so wie sie war? Sie wäre dem nächsten Hartschier in die Hände geraten. Und da hast du sie genauer gesehen, und nun würdest du sie erkennen?“

„Nur zu gut!“

„Was heißt das: ‚Nur zu gut‘?“

„Weil's – weil's die Tochter von meiner Else ist, von meiner Hausfrau – die Steffi ist's. Nun weißt du's!“

Erschüttert war Kepler gerade nicht. Seine Frau wäre es gewesen, und der Heiner hatte das für ihn so Ungeheuerliche, um es loszuwerden, nur so herausgestoßen und es dann in einem geheimnisvollen Flüsterton zu ersticken versucht. Unerhört wichtig glaubte er sich und sein Erleben. Johannes dagegen erfüllten seine eigenen Sorgen, und eine Stieftochter hatte er auch, die wohlbehütete, mit gutevangelischer Konfirmation versehene, reiche Regina Lorenz. Aber er wußte, wie wenig einen Menschen vor irdischem Urfeuer und den strahlenden Sternen schützt – den Göttern der Alten, die sie durch Opfer zu versöhnen trachteten. Tatsachen konnten Johannes Kepler nie erschüttern. Unverständliche Tatsachen hatte man nach seiner Meinung zu ergründen.

„Die Steffi ...?“ wiederholte er sinnend. „Die war doch bei uns. Die kenn' ich doch. Hast du mit ihr gesprochen?“

„Wie könnt' ich! Ich war froh, daß wir den Kaiser in seinem Schlafsaal hatten und der Doktor – ich mein', der Hauser – mich fortschickte. Er wolle die diensttuenden Kammerdiener holen, er wisse, wo die seien. Nein, die

Steffi hab' ich nicht gesprochen. Die flitzte nur so zu den andern hinein, und die Tür riß sie hinter sich zu. Überhaupt: was denkst du dir?

Für die sind wir doch alle verfluchte Ketzer. Meinetwegen ist sie doch fort von der Mutter und in Dienst gegangen. Das ist es ja gerade, weshalb ich zu dir gekommen bin. Heute morgen war sie bei der Else. Mich hat sie nicht sehen wollen. Ganz verrückt katholisch wie die ist!“

„Die Evangelischen haben auch so ihre Bräuche. Heiner.“

„Bräuche nennt der Herr Bruder so etwas? Schöne Bräuch' sind mir das. – Freilich, ich bin nur ein ungelehrter Mann ...“

„Hör auf!“ Damit schob Johannes den Mann einer unteren Region beiseite, der sich sogar um den Preis einer Selbsterniedrigung wichtig machen wollte. „Die Mädchen beteten also, und der Priester predigte. Du kannst dir also selbst sagen, daß es sich nicht um eine Hurerei handelte. Andacht war das, ob die Steffi nun was angehabt hat oder nicht.“

„Schöne Andacht das, bei der man die Mädchen auszieht und ihnen die bloßen Ärsch verhaut. Verdient hätt' sie's, die Steffi – dagegen mag ich nichts sagen ...“

„Kann ich mir denken. Du hast in deinem Leben viel zuviel Prügel gekriegt, mein Junge, als daß du sie nicht gern einmal weitergegeben hättest. Die Steffi wär' dir schon recht gewesen – wenn's deine Frau erlaubt hätte.“

„Erlaubt es eben nicht. Hab' es versucht.“

„Ist auch ganz recht so. Und daß eine Tochter bei der Mutter sich ausweint, ist nichts zum Verwundern. Wichtiger ist, daß die Steffi den Mund hält und vor allem die Else. Darauf mußt schauen! Deine Else würd' ich schlecht kennen, wenn sie dir nicht jedes Bröckl erzählt hätte, was die Steffi ihr vorgeheult hat.“

„Mir scheint, du kennst meine Else.“

„Nun?“

Heiner zögerte – Johannes trieb ihn an. „Wenn wir überlegen wollen, ob irgendwo eine Gefahr für dich ist, können wir nicht genug wissen.“ Endlich entschloß sich der Verängstigte. „Alsdann – der Matthias, der Erzherzog, der vom Kaiser der Bruder ist, sollte gebannt werden. Der Kaplan Bartholomäus ... Kennst ihn? Die Else kennt ihn.“ „Hab' von ihm gehört.“

„Nun, der sollte mit seinem Weiberzeug durch Buße und Gebet dazu helfen. Verstehst du das?“

„Es kommt nicht darauf an, ob du oder ich das verstehen. Die es taten, glauben es zu verstehen, und so geschah es. Doch das erklärt nicht, weshalb die Steffi herausgerannt kam, der Kaiser hinter ihr her.“

„Das war so, sagt die Steffi: Zuerst sei alles nach der Regel gewesen. Plötzlich aber sei der Kaiser aufgesprungen und wild geworden. Du – ich kann mir schon denken: es hat ihn halt so überlaufen bei all den nackerten Mädchen. Ein Kaiser ist doch auch ein Mann – glaubst du nicht? Gerade als er sich auf die Mädchen habe werfen wollen, sei ihm die Steffi im Weg gestanden.“

„Sonst hat sie nichts gesagt?“

„Ja, was denkst, was die Gans daherbringt? Sie hab’ schuld, sagt sie – sie hätt’ nicht fortlaufen und sich nicht gegen einen heiligen Kaiser auflehnen dürfen. Ihre Gebete und ihr Bußwille seien zu schwach gewesen, ablenken habe sie sich lassen, und so sei sie ganz und gar in die Krallen des Teufels geraten, bis sie überhaupt keinen heiligen Kaiser mehr, sondern nur noch einen tierischen Unhold gesehen hab’. Ganz verdammt sei sie nun. Eine Todsünde habe sie begangen ... Verrückt, kann ich dir sagen! Ich, wenn ich könnt’, ich würd’ ihr was erzählen ...“

„Kannst eben nicht. – Geh, Heiner, gib nicht so an. Das Erzählen überlaß lieber dem Kaplan. Der wird ihr wenigstens Schweigen befehlen, und das ist auch das beste für dich. Der Hauser hat also nichts von dem gesehen, was zwischen dir und dem Kaiser war? Nun, dann ist es ja gut. Denn der Kaiser selbst wird, wenn er aufwacht, überhaupt von nichts wissen. Ist ein armer Mensch, der Kaiser, das sollst du nie vergessen, Heiner. Seine Großmutter, die Königin von Spanien, heißt man ‚Johanna die Wahnsinnige‘ – ihre ganze Wonne war, den Gehenkten stundenlang in die Gesichter zu starren“ – ein lautes Erstaunen von Heiners Seite unterbrach ihn – „ja, so heißt sie und so war sie, und des Kaisers ältester Sohn, der Marchese Don Julio – du hast ihn nicht mehr kennengelernt, er wurde ausgetan nach Krummau – ja –, und auch dort bittet der Magistrat, ihn fortzunehmen, weil keine Frau und kein Mädchen davor sicher seien, von ihm angefallen zu werden, und die Männer, die ihm wehren wollen, natürlich erst recht nicht. Gleich mit dem blanken Rapier gehe er jedermann an, und schon manchen habe er schwer verletzt. Seine Haushälterin, eine ehrbare Frau gesetzten Alters, hat um Enthebung von ihrem Dienst gebeten, weil sie ihres Lebens nicht sicher sei ...“

„Wahnsinnig?“ fragte Heiner.

Johannes hob die Schultern.

„Dabei hat die Steffi gemeint“, sagte Heiner, „der Kaiser sei sonst ein so lieber und gnädiger Herr. Was sich die Weiber dabei wohl denken? Peitscht, sticht, rennt sich den Schädel ein – und dann ,ein so lieber, gnädiger Herr‘! Begreifst du das?“

Voll Wehmut lächelte Johannes.

„Sonst ein so lieber Herr ...“, wiederholte er, um dann mit einem Seufzer zu vollenden: „– nur Kaiser dürfte er nicht sein.“

XXIII

Frau Barbara saß über einem Erbauungsbuch in ihrem Erker. Er war der ihre, weil sich weder Mann noch Tochter hineintrauten, in ihn, der ihre Andacht förderte und sie zugleich jedes bekannte Wesen auf der Straße sofort erspähen und dessen Wandel für ein Weilchen überwachen ließ.

Heute genügten diese Anregungen offenbar nicht, um Frau Barbara in jenen Zustand innerer Ausgeglichenheit zu versetzen, den sie gelegentlich dem Erker verdankte. Auch der Umstand, daß Regina sich hingegen über ihren Stickrahmen beugte, konnte das nicht bewirken, obwohl deren Tätigkeit eher beruhigend als aufregend war. Die Decke, an der sie arbeitete, würde die Summe der Glückseligkeiten auf dieser Erde kaum erhöhen, aber ebensowenig mindern, weil sie ganz hübsch zu werden versprach. Jedenfalls hätte jede rechtschaffene Mutter über soviel Bravheit bei ihrer großen Tochter nur glücklich sein können. Barbara war es aber nicht. Und gerade Reginas Bravheit war es, die ihr mißfiel.

Ob das dumme Ding denn gar nicht den sorglich verhehlten mütterlichen Zorn verspüre, gar nicht von einer ihrer Jugend so angemessenen leidenschaftlichen Abneigung gegen die unsichtbare Ursache dieses Zornes erfaßt werde, dachte Barbara. Es sei schwer erträglich, von seinem eigen Fleisch und Blut so im Stich gelassen zu werden. Nicht einmal das sichtbare Bleibsei der Unsichtbaren bemerke das Kind, das weiße Tuch dicht vor der Schwelle, ein Tüchlein, einem diskreten Zweck bestimmt, aber keineswegs dem, seinem profanen Gebrauch zuwider mit – Spitzen umrandet zu sein. Ein ganz ordinäres Schneuztuch mit Spitzen. Welch eine Verworfenheit! Nur eine Dirne könne ein so dienliches Tuch seinem ehrlichen Zweck entfremden.

Diese „Dirne“ war die Polzin, die Frau des Geheimen Rates Polz von Polzhügel, bei dem Johannes, trotz Barbaras ständiger Weigerung, ihn zu begleiten, wie in seinem eigenen Hause verkehrte. Die Polzin war die eleganteste Dame der Hauptstadt. Heute befand sie sich zum erstenmal im Keplerhaus mit ihrem teuflischen Wiener Charme, dem die arme Barbara nur einen durch nichts begründeten und darum um so tieferen Haß entgegensetzen konnte. Das Scheußliche war nur, daß dieser so ernstgemeinte Haß von der gefeierten Weltdame, der Mutter bereits heranwachsender Kinder, nicht einmal bemerkt wurde. Jetzt war diese

Unholdin drinnen beim Johannes, und ihr Versuch, der Barbara den Gegenstand der Besprechung glaubhaft zu machen, war kläglich gescheitert. Nichts hatte Barbara von dem Horoskop für einen Herrn von Wallenstein geglaubt, das Johannes gegen ein sehr hohes Honorar stellen sollte. Sie hatte den Namen Waldstein oder Wallenstein nie gehört – weder an ihn noch an das Honorar glaubte sie. Die Polzin, die so gescheit sein wolle, möge sich nur nicht so wichtig machen, meinte Barbara; denn von allem, was mit dieser Dame zusammenhing, verabscheute sie deren Ruf von einer Klugheit, die an Gelehrsamkeit grenzen solle, am meisten.

„Soll ich dir aus diesem frommen Buch etwas vorlesen, Rögel? Es könnte dir nichts schaden.“

Barbara brauchte eine Ablenkung. Sie konnte nicht länger die Sekunden zählen, bis die beiden wieder aus des Johannes Arbeitsstube zurückkommen würden.

„Wenn die Frau Mutter vielleicht etwas später ...“, wehrte sich jedoch Regina, „ich bin gerade bei einer so kniffligen Figur ... Die Frau Mutter weiß doch, wie leicht man sich verzählt.“

„Du bist unausstehlich!“

Daß kein Grund dazu vorlag, hinderte Barbara nicht, ihre Tochter auf diese Weise zu überfallen. Sofort legte Regina ihre Arbeit beiseite; aber diese offenkundige Bereitwilligkeit, auf die Wünsche der Frau Mutter einzugehen, war durchaus nicht geeignet, einen Zorn zu besänftigen, der aus so vielen Quellen gespeist wurde. Im Gegenteil! Barbara erblickte darin nur einen unziemlichen Versuch, sie ins Unrecht zu setzen, sie, die Mutter, ins Unrecht gegenüber so einer Rotznase!

So sei es immer, dachte sie, wenn sie die Rögel im Gespräch mit Johannes ertappe – worüber gerade haben die beiden gesprochen? über Mathematik und anderes ungereimtes Zeug, mit dem kein vernünftiger Mensch etwas anzufangen wisse. Von kleinauf habe sich das Kind in die Arbeit von ihrem, Barbaras, Mann eingeschlichen. Schon vor der Heirat habe sich bei der Rögel – damals noch ein Dreikäsehoch – alles um den Johannes und bei dem Herrn Magister alles um die Rögel gedreht. Von ihr, der Barbara, sei bei beiden kaum die Rede gewesen. Eigentlich habe die Rögel den Johannes geheiratet, den Herrn „Onkel“, der alles tun mußte, was sie wollte, während sie selbst, die Barbara, nur so mit in den Kauf genommen worden sei.

„Wenn die Frau Mutter mir jetzt vorlesen möchte?“ fragte Regina bescheiden.

„Jetzt mag ich nimmer“, trotzte die Frau Mutter. „Ich seh’ nur, wie falsch es von mir war, dich nach Dresden zu lassen. Ich sag’ nichts gegen die Gödelmann. Bei deiner falschen Erziehung hier im Haus, für die du dich bei deinem Stiefvater bedanken kannst, war sie ein Segen für dich. Wenn sie auch nur eine alte Jungfer ist; ein Benehmen – das muß man ihr lassen – hat sie dir beigebracht. Du benimmst dich, als seist du niemals ein frecher, eigenwilliger Fratz gewesen, und in der Kirche sitzt du so fromm da, daß mich die andern Mütter beneiden. Aber weiß ich, was du dir dabei denkst?“ „Wenn die Frau Mutter mir doch sagen möcht’, wie Sie mich haben will?“

Das war wieder so eine Frage! Wie konnte die arme Barbara sagen, wie sie ihre Tochter haben wolle, wenn sie es selbst nicht wußte? In Wirklichkeit wäre ihr eine freche, eigensinnige Göre lieber gewesen. Die hätte sie doch recht nach Herzenslust und mit bestem Gewissen auszanken können. Gegen die mütterliche Autorität hätte sie sich hin und wieder schon ruhig einmal auflehnen dürfen – nicht zu sehr, gerade so viel, daß ihre Unterwerfung stets gesichert gewesen wäre und man zum Schluß Rührung und Siegerfreude hätte genießen können. Vor allem: Wo blieb bei Regina die Liebe zum Klatsch? Nicht das geringste Vergnügen empfand sie am Verlästern ihrer Mitmenschen. Worüber also konnte die Mutter mit ihr reden?

Was Regina, eingedenk der Lektion, die ihr Johannes bei der Hexenverbrennung erteilt hatte, von ihren Mitmenschen zu erreichen suchte, war – nicht von ihnen bemerkt zu werden. Ganz bewußt gab sie sich den jungmädchenhaften Albernheiten hin, deren sie ebensogut fähig war wie die anderen. Daran jedoch konnte die Mutter nicht teilhaben, und zu wichtigtuersichen Berichten über solche Nichtigkeiten konnte sich Regina deswegen nicht verstehen, weil die Mutter in allem gleich ein ernsthaftes Geschehen erblickte. Eher lachte Regina schon einmal mit dem Stiefvater darüber. Ihm fiel ohne Bemühen zu, was Barbara so schmerzlich vermißte: die töchterlichen Bekenntnisse. Selbst eine kleine Liebelei hätte sie beichten dürfen. Barbara entbehrte eben die mütterliche Lust, mit der Tochter die eigene Jugend noch einmal zu erleben.

„Frag nicht so dumm! Nicht einen Funken Ordnungssinn hast du. Sonst hättest du längst das Sacktuch dort bemerkt“, schalt Barbara, ohne zu begründen, warum Regina ihre Augen justament auf dem Rücken hätte

haben sollen. „Heb es auf und gib es der Frau von Polzhügel, wenn sie kommt. Sie hat es fallen lassen. Natürlich, so eine große Dame! Unsereins muß schon besser auf seine Sachen achten.“ Regina gehorchte mit einem Knicks.

„Laß mal sehen“, befahl die Mutter. „Wahrhaftig! Brabanter Spitzen an einem Sacktuch. Sündhafter Hochmut! Sicher das Geschenk eines großen Kavaliers; denn so dick haben es die Pölze ... Wie lange die beiden da drinnen bleiben! Ihre Edlen scheint ganz zu vergessen, daß sie mit dem Ehemann einer anderen Frau beisammen ist.“

„Warum geht die Frau Mutter nicht hinein?“

„Du redest, wie du's verstehst. Soll sich die Gans einbilden, ich sei eifersüchtig auf meinen eigenen Mann? Der gehört mir. Das soll sie sich merken!“

Das war ein Ausbruch, und jetzt fühlte Regina Boden unter ihren Füßen. Die Voraussetzung war, daß die Mutter die Polzen recht aus Herzensgrund hasse und sie fürchte – daraus könne sich ein Gewinn ergeben, für sie und Johannes. Auf den Gedanken, Johannes vorher zu fragen, darauf kam sie nicht. Die Mutter hatte schon recht. Regina war gewöhnt, daß der Stiefvater tat, was seiner Frau Liebsten Tochter wollte, und war dabei überzeugt, daß er gar nichts anderes wollen könne als sie. Daß er einmal Angst hatte, kam freilich schon vor, doch das berücksichtigte Regina auch jetzt nicht. Dafür war ihr eigener Mut um so größer, und sie würde ihm schon nichts antun lassen, war ihre feste Überzeugung.

„Aber der Herr Vater tut doch nichts Unrechtes, so etwas kann die Frau Mutter doch gar nicht denken! Sicher handelt es sich um etwas ganz Natürliches und Einfaches.“

„Um was denn, du Übergescheite? Um was kann es sich handeln, wenn eine ausgeputzte Frau stundenlang bei einem fremden Mann hockt, die Schamlose!“

„Der Herr Vater geht doch sehr oft zu den Polzhügels. Da werden sie doch auch miteinander reden: der Herr Geheime Rat, die Frau ...“

„Hör auf! Nicht in meinem ehrbaren Haus.“

„Vielleicht hat die Hofkassa dem Herrn Vater den Rechenmeister bewilligt, den er so dringend braucht.“

„Wenn's das wär', wüßten wir's vom Barwitz. Der schafft mehr als der Polzhügel. Nein, sie sprachen mit fremden Worten, die so fein sein sollen, als wenn's unser Deutsch nicht täte. Etwas von Graden und Exentern ...“

„Dann weiß ich’s!“ rief Regina. „Ihre Gnaden hat dem Herrn Vater eine Rechenarbeit gebracht, die er schnell braucht und zu der er selbst keine Zeit fand ...“

Barbara war blaß geworden.

„Rechnen?“ stammelte sie. „Mein Mann braucht von so einer keine Rechenarbeit! Er ist immer allein fertig geworden.“

„Weil er mußte, Frau Mutter. Aber schön ist es doch nicht, daß der Herr Vater alles allein machen muß, auch das, was ein anderer ebensogut könnte, sogar ich.“

„Bild dir nur nichts ein.“

„Der Herr Vater hat es doch selbst gesagt. Die Frau Mutter weiß es. Alles, was der Herr Vater mir angeschafft hat, ist richtig gewesen. Nur das eine Mal ... Aber dann hat es die Frau Mutter ja sowieso verboten.“

„Natürlich hab’ ich es verboten! Wenn ihr noch miteinander arbeitetet, dann hätte ich von euch beiden wohl überhaupt nie mehr etwas zu sehen gekriegt.“

Gehorsam knickste Regina.

„Nun ja“, meinte sie so harmlos es ihr nur gelingen wollte, „darum macht es jetzt Ihre Gnade. Sie soll schrecklich klug sein.“

„Du meinst, sie werde jetzt immer mit dem Vater ...“

„Für ein einziges Mal würde es sich kaum lohnen, Frau Mutter. Jetzt prüfen sie drinnen alles nach und vergleichen. Darum dauert es so lange. In Zukunft werden sie das wohl bei ihr machen. Der Herr Vater geht ja oft genug hin.“

Frau Barbara hatte an sich gehalten, so gut es ging. Mehr konnte man füglich von ihr nicht verlangen.

„Das wär’ ja noch schöner! Nein, mein Kind, so war es nicht gemeint. In Zukunft wirst du dich auf deinen Hintern setzen und zeigen, warum man dich hat etwas lernen lassen.“ „Wenn die Frau Mutter meint ...“

„Allerdings, so meine ich! Und ich verbitte mir jede Widerrede.“

An nichts dachte Regina weniger als an eine Widerrede. Gerade deswegen machte sie ein Gesicht, als sei ihr sehr danach zumute. Sie kannte ihre Frau Mutter. Und dann kam auch Johannes schon mit seinem Gast.

„Die liebe, sehr zu verehrende Frau Hofmathematikus ist wirklich höchlichst um einen so genialen Mann wie Seine Magnifizenz zu beneiden“, zirpte Frau von Polzhügel.

„Der Herr Geheime Rat dürfte auch nicht auf den Kopf gefallen sein“, gab Barbara mit liebenswürdiger Bosheit zurück.

„Gewiß nicht, und ich danke Gott dafür. Aber mein lieber Ehewirt ist der erste, den Unterschied zwischen ordnenden, verwaltenden Talenten und dem einmalig Schöpferischen zu erkennen, zwischen Erlernbarem und Unerlernbarem.“

„Ich glaube, das ist mir zu hoch. Ich bin nur eine einfache Bürgersfrau, Euer Edlen.“

„Als Gattin Seiner Magnifizenz, unseres höchstberühmten Johannes Kepler, ist die Dame keine einfache Bürgersfrau.“

„Das nun auch wieder nicht. Es gibt Leute, die haben den Titel, aber nicht mehr den Besitz. Mein Herr Vater hatte den Besitz, wenn auch nicht den Titel. Er war der Herr Jobst Müller von Mühleck.“

„Oh, ich weiß! Und so habe ich zwiefach Recht zu sagen, daß ich mich jetzt von der Dame Kepler verabschiede, aber hoffentlich nur, um Sie recht bald mit dem Herrn Gemahl bei uns zu sehen. Das kleine Fräulein natürlich auch.“

Das „kleine Fräulein“ knickte zwar vorschriftsmäßig, fühlte sich aber in diesem Augenblick gegen Frau von Polzhügel völlig einig mit ihrer Mutter. Aller Groll konnte jedoch nicht verhindern, daß „Dame“ Barbara – mit der unerschütterlichen Liebenswürdigkeit, die sie jedem Besuch widmete – Ihre Gnade bis an die Haustür geleitete, wo die Polzsche Kutsche stand. Bis an die Haustür! In den Wagen mußte Johannes ihr helfen.

„Eine freundliche Dame“, ließ Regina fallen.

„Eine Schlange!“ zischte Barbara ihre Tochter an, und auch alles Weitere war ihr voller Ernst. Diese schicke Dame konnte sie schon zu etwas bringen, wozu sie sich bisher nie hatte überwinden können. „Ich sag’s dir im guten: wenn der Vater wieder zu diesem Weibsstück rennt, weil du es nicht schaffst, dann kriegst du es doch noch von mir mit dem spanischen Röhrchen, ob der Vater das nun will oder nicht.“

Mit der heimlichen Überlegenheit eines Mädchens, das viel von sich hält, knickte Regina.

„Die Frau Mutter möge dessen gewiß sein: der Herr Vater würde es nie leiden; aber er wird mich auch nie wieder wegschicken.“

Sie wußte recht genau, was sie damit sagte. „Um so besser für dich!“ schloß die Mutter das kurze Gespräch.

Der Wagen ratterte auf dem Kopfsteinpflaster davon, und Johannes war seinen Damen wiedergegeben.

„Es freut mich“, verkündete er, „daß du und Frau Charlotte euch so angefreundet habt.“

Diese unwahrscheinliche Behauptung konnte in Barbara natürlich nur einen einzigen Gedanken auslösen, daß alle Männer zeitlebens Trottel und halbe Kinder seien. Laut aber sagte sie:

„Sie ist reizend! Rögel meinte das eben auch schon. Gelt?“

„Du, Väterchen, Onkel Bachacek kommt nicht. Die Julis war da.“

„Bei der Mutter?“

„Nein, die war im Kinderzimmer. Ich soll es dir bestellen“, sagte sie, „der Onkel habe Besuch von außerhalb, und wenn du Lust habest, mögest du doch auch noch kommen.“

„Wie ist es, Regerl? Haben wir Lust“

„Wir haben ganz und gar keine Lust.“

„Dann ist es ja gut, daß ich es weiß.“

Natürlich war der Rektor Bachacek nur ein Titularonkel ohne verwandtschaftliche Ansprüche, und was die höchstinstanzliche Entscheidung Reginas anlangte, so beruhte sie auf ihrem Wissen von dem, was ihr die Mutter für den Fall angedroht hatte, daß der Vater sie wegschicke.

Dank Reginas diplomatischer Geschicklichkeit waren sie und die Mutter also ausnahmsweise Verbündete. Das Väterchen war auch von ihr immer nur als ein Wesen veranschlagt worden, das ihr nun einmal gehöre. Auch sie, Regina, wollte nicht, daß der Vater so viel zur Polz laufe. Und wenn es einmal gar nicht zu vermeiden wäre, war sie zuinnerst entschlossen – gehe sie eben mit. Als Schülerin ihres Väterchens nahm sie es mit den Kenntnissen der Dame auf.

Das Gespräch fand nicht im Studierzimmer statt, das theoretisch eine feste Burg war, doch ebenso auch unerwartet gestürmt werden konnte – von Barbara zum Beispiel. Dies minderte das Gefühl der Sicherheit, dessen der Mensch zuweilen bedarf. Dort, wo sie sich augenblicklich befanden, fühlten beide sich wohler, nämlich im Turm. Die Ausstattung freilich schien wenig geeignet, Wohlgefühl zu erzeugen. Zwei Kisten, mit Decken belegt, bildeten einen Doppelsitz. Ein Hocker gewährte auch noch einem dritten Platz. Die Beleuchtung lieferte der nördliche Sternhimmel mit dem Mond, gegen den die Kerze nicht recht aufkommen konnte. Ein kleiner

hochbeiniger Tisch war dazu bestimmt, den Sextans Trigonius oder eine Armilla kleineren Formats, Geschenke des Barons Hoffmann von Grünbüchl, bei Bedarf aufzunehmen. Ein Astronomischer Ring hing von der Decke herunter; Meßstäbe, Winkelmesser, Zirkel lagen unterhalb der Fenster auf Brettern.

Regina fand das alles ganz wunderbar – am herrlichsten, daß Onkel Bachacek nicht kommen würde. Der Neue Stern und anderes wären ihr in jedem Fall gezeigt worden; aber Bachaceks Dazwischenreden entbehrte sie gem. Immer behandelte er sie wie ein kleines Kind, während sie als Johannes' langjährige Schülerin mit Algebra und Himmelsmechanik weit besser vertraut war als der beflissene Dilettant, der trotz seines Universitätsrektorats der uralte Schulmeister geblieben war, als der er den größten Teil seines Lebens verbracht hatte. Dabei war ihr der alte Herr durchaus nicht zuwider, doch hier im Beobachtungsturm, den Bachacek in seinem Garten für Kepler hatte errichten lassen, hielt sie jeden Dritten für überflüssig.

„Schade“, meinte Johannes, „als du in Dresden warst, hättest du den Neuen Stern sehen sollen. Aber dort dachte niemand daran, ihn dir zu zeigen. Ich wollte zuerst selbst gar nicht daran glauben. Im vorigen Jahr war es – am elften Oktober –, da kam der Herr Leu, ich glaube, du kennst ihn nicht, er ist der Agent für Nürnberg. Also der war es. In aller Herrgottsfrühe kam er angestürmt, er habe einen riesigen Stern gesehen ... Siehst du? Dort ist er. Im Ophiuchus, im Sternbild des Schlangenträgers ...“

„Ja! Der ist aber wirklich recht groß.“

„Du hättest ihn damals sehen sollen. Ich sah ihn zum ersten Mal am siebzehnten Oktober. Die Tage vorher war der Himmel bedeckt gewesen. Etwa so hell wie der Jupiter; aber wie ein geschliffener Diamant funkelte er in allen Farben.“

„Gehört hab' ich von ihm in Dresden.“

„Es ist viel Tinte seinetwegen verspritzt worden. Auch von mir. Du kennst doch die große Konjunktion von Jupiter und Saturn? Die Zeit zwischen zwei Konjunktionen beträgt rund zwanzig Jahre, und die gleiche Reihenfolge der verschiedenen Konjunktionen wiederholt sich in achthundert Jahren. Nun lebte doch vor achthundert Jahren Karl der Große und ebensolange vor ihm Christus. Zudem war voriges Jahr auch noch der Mars hinzugetreten ... du kannst dir also denken, was daraufhin alles zusammengeschrieben wurde.“

„Aber das ist doch Astrologie, Väterchen!“

„Ich verlange ja auch nicht, daß du's glaubst. Auch mir darfst du nicht glauben. Herwart von Hohenburg äußerte sich über mein Elaborat: der Herr habe sich wohl selbst nicht recht ausgedacht.“

„Stimmt das, Väterchen?“

„Nicht ganz. Ich hätte dir über alles schreiben mögen; aber ich wußte doch, daß die Gödelmann deine Briefe las, und die hätte einen schönen Schreck gekriegt, wenn sie gesehen hätte, womit du dich beschäftigst. Vom Wunderkind bis zum Hexenkind ist's nur ein Schritt. Du weißt doch, daß ihr Bruder eine Leuchte des ‚Hexenrechts‘ ist?“

„Ich werde niemals vergessen, was du mir damals gesagt hast – du weißt doch – damals ...“

„Als man die Hexe verbrannte?“

„Zuerst dacht' ich, Lügen sei doch schlecht.“

„Und dann?“

„Daß einem die Wahrheit immer von denen abverlangt wird, die selbst lügen, aber durch die Wahrheitsliebe der andern herrschen möchten, da sie auf diese Weise alles über die Leute wissen, die selbst blind bleiben. Die gute Tante Gödelmann machte durchaus keine Ausnahme, das mußt du nicht denken. Nein. Jedes Lebewesen will sich erhalten. Du, im Moritzburger Park sah ich einmal eine Häsin – so ein sanftes Tier –, aber da ging es wie toll auf einige Krähen los, die sie und ihre Jungen bedrohten. Ich hab' diese Krähenbiester natürlich verjagt.“

„Und da kamst du dir wie eine reizende kleine Göttin vor?“

„Nicht lange.“

„Na und?“

„Dann dachte die reizende kleine Göttin daran, daß Krähen auch Lebewesen seien und ebenfalls sich und ihre Gattung erhalten wollen.“

Begeistert zog Johannes seine Stieftochter an sich.

„Bleib dabei, Regerl, glaube nie, auch dir selbst nicht, denke alles zu Ende!“

„Denken soll man, Väterchen? Hast du dich niemals dabei festgerannt?“

„Viele Male! Dann jedoch hast du das Recht anzunehmen, daß nach dir irgendwann ein anderer kommt, der ganz ohne Glauben Antwort mit Beweis gibt.“

Lachend stieß Regina ihren Stiefvater an.

„So lange will ich beim Stern im Ophiuchus aber nicht warten. Du hast darüber nicht geschrieben, was du denkst, Väterchen?“

„Doch! Alles mögliche habe ich geschrieben, was alles nicht meine Meinung sein kann – nur über den Stern habe ich wohlverhüllt eine kleine Wahrheit geäußert.“

„Und mir wirst du es sagen?“

„Dir kann ich es sagen, und das ist für mich wie eine Erlösung. Man möchte doch gern einmal seine Gedanken aussprechen dürfen.“

„Und Onkel Bachacek?“

Johannes schüttelte den Kopf.

„Nur dir“, sagte er. „Du weißt, was das heißt. Bachacek hat alles geglaubt, was ich vom Islam, von Auswanderungen und von Christi Rückkehr geschrieben hab’.“

„Du kannst nicht verlangen, Väterchen, daß dich der Bachacek kennt wie ich“, sagte Regina.

„Ein Planet sollte dieser Stern sein“, fuhr Kepler fort, und der Ärger klang noch in seinen Worten. „Welch ein Unsinn! Ein Planet wäre doch in jedem Fall aus der Sonne gekommen, und die Geburt eines so großen Sterns hätte unsere kleine Sonnenwelt wohl recht hübsch durcheinander geschüttelt. Ich schrieb ihn der Fixsternsphäre zu, und das ist auch die einzige Möglichkeit.“

„Dann hast du ja doch die Wahrheit geschrieben ...“

„Ich habe nicht die Wahrheit geschrieben, sondern nur ein Wort. Mehr bedeutet ‚Fixstern‘ nicht. Für die Leute steht nichts dahinter, und solange du es bei dem leeren Wort beläßt, kann dir nichts geschehen. Fixsterne, feste Sterne – man kann sie sich wie goldene Tapezierernägel in einem erfabelten Himmelsgewölbe eingeschlagen denken, wie das ja auch geschieht. Nur nicht widersprechen, Regerl! Ich habe mir das Todesurteil gegen Giordano Bruno verschafft. Weißt du, womit die päpstliche Inquisition es in der Hauptsache begründete? Er habe nicht an die Tapezierernägel geglaubt. Jeder einzelne dieser Sterne sei eine Sonne, habe er geschrieben, der Mittelpunkt eines Systems wie unsere Sonnenwelt, darunter vermutlich viel größere Welten als die unsrige. Und alle diese Welten, jede als Ganzes mit ihren Planeten in Bewegung, unsere eigene auch.“ Regina schloß die Augen.

„Wie unausdenkbar ist das! Auch wenn man es weiß.“

„Nun, dafür wurde Giordano Bruno auch auf glühenden Kohlen zu Tode geröstet. Er hatte gedacht.“

„Und du hältst das – für möglich?“

„Ich habe ebensowenig einen Beweis, wie Giordano ihn hatte. Aber ich halte seinen Gedanken für möglicher als die Tapezierernägel.“

„Bewegung, Väterchen? Bei der Berechnung der Sternpositionen hat sich doch herausgestellt, daß die Fixsterne an ihrem Ort bleiben, sich also nicht bewegen?“

„Das beweist nur, daß wir die Bewegung nicht wahrnehmen. Unsere eigene Welt birgt der Geheimnisse, genug, mit denen ich mich befasse. Dieses Licht dort, der Neue Stern, brachte mich jedoch wieder auf Giordano. Es begann mit einer scheinbar ganz einfachen Rechnung –“

„Und?“

„Ich habe die Berechnungen nicht vollendet. Zu sehr erschrak ich. Suche dir aus den Entfernungen der Planeten von unserer Sonne die kürzeste oder längste, Merkur oder Saturn, aus – es ist völlig gleich. Ebenso bedeutungslos ist es, ob du das Streckenmaß mit Millionen, Milliarden oder was du nur willst multiplizierst – die Entfernung der Fixsternsphäre ist immer noch größer. Siehst du, hier fängt die Unausdenkbarkeit an. Vielleicht können Menschen Entfernungen dieser Art noch einmal errechnen; aber unsere Vorstellungskraft wird stets weit hinter einer solchen Wirklichkeit zurückbleiben. Eine Menschheit müßte Millionen Jahre beobachten, um eine Bewegung des nächsten Fixsternes feststellen zu können, zumal wenn noch eine Eigenbewegung der Sonnenwelt als Gesamtkörper in Rechnung zu stellen wäre.“

Reginas Glücksgefühl hatte sich nicht vermindert. Der Ernst, der sie umfing, hatte es nur erhöht.

„Und das Licht des Neuen Sterns?“ fragte sie.

„Es ist wie alles: Tod und Geburt. Eine Welt verliert ihre Form zugunsten einer neuen. Die physikalischen und chemischen Prozesse offenbaren sich uns in diesem Licht. Begreifst du nun, daß ich über den Neuen Stern lieber ein wenig geplaudert, als meine Überzeugung berichtet und begründet habe? Wer lesen konnte, brauchte nur meine Bemerkung nicht zu übersehen, daß ich alles vermeiden wollte, was Streit hätte verursachen können und keiner der Parteien in Staat und Kirche willkommen gewesen wäre. Herwart von Hohenburg hat mich lieber als Scharlatan traktiert, der sich in Geheimnisse hüllt, die er nicht besitzt. Du

weiß jetzt, wie wenig böse ich ihm darüber sein kann. Was tut's? Die Leute glauben mir ja nicht einmal, was ich über die Erde zu sagen weiß, und die ist uns doch nahe genug. Maestlin schreibt, ich solle bei der zunftgerechten Astronomie bleiben und mich nicht an Physik und Mechanik verlieren. Dieser Rat entspricht nicht meiner Überzeugung, daß jede Wissenschaft von sinnlich wahrnehmbaren Tatsachen ausgehen muß.“

„Aber die Fixsterne, Väterchen ...?“

„Die ziehen dich an, weil sie so schön weit weg sind? Vorläufig haben wir noch Geheimnisse genug in unserer eigenen Welt. Wenn wir ihre Gesetze kennen, wissen wir auch die des uns so unfäßlichen Alls der Bewegungen. Erinnerst du dich noch, wie es um meine Arbeit stand, als wir uns trennen mußten? Ich bezweifelte den Satz, der die Autorität des Aristoteles für sich hatte, den Kopernikus, Tycho Brahe und überhaupt alle Astronomen als ein Axiom anerkannten, das nicht erst bewiesen zu werden brauche, nämlich, daß jede natürliche Himmelsbewegung, die in sich zurückläuft, eine Kreisbewegung sein müssen. Dies angebliche Axiom existiert nicht mehr, ich habe es entthront ...“ „Väterchen ...“

„Ja, Regerl, ist ganz hübsch; aber wenn du nachrechnest, wirst du es für möglich halten, daß ich vier Jahre dazu gebraucht habe? Vier Jahre, nur um ein Geglaubtes nicht mehr glauben zu müssen und damit ein dem Denken in den Weg gestelltes dummes Hindernis über den Haufen zu werfen. Dennoch waren die Jahre nicht vertan, wenn die Ernte auch erst später reifte. Jetzt ist sie da.“

Er unterbrach sich und zog sein Sacktuch. Es war zum Glück noch leidlich sauber, und so konnte er Regina die Tränen aus den Augen wischen, wie er dem kleinen Mädchen einst in Mühleck das Naschen geschneuzt hatte.

„Es ist das Glück“, stammelte sie, „das große Glück!“

„Wüßte sonst auch keinen Grund zum Weinen“, meinte er trocken, um dann in seinem Bericht fortzufahren, der für Regina eine spannende Geschichte war. „Du weißt, daß ich von der Überzeugung ausging, die um sich selbst rotierende Sonne sende eine Kraft aus, die das Uhrwerk der Planeten in Gang halte. Zuerst versuchte ich es bei der Erdbahn – wie alle andern – mit dem Kreis ...“

„Ich muß immer noch an die schrecklich vielen Einzelberechnungen denken ...“, fiel Regina ein.

„Du kannst dir im Studierzimmer die Stöße ansehen. Ich habe sie aufgehoben. Für dich, Regerl. Du warst ja daran beteiligt. Mit Brahes Beobachtungen jedoch wollte und wollte es immer noch nicht stimmen.“

„Und die Beobachtungen? Konnten die nicht falsch sein?“

„Dann hätte Brahe umsonst gelebt. Doch das hat er nicht. Seine Beobachtungen stimmen. Auch das weiß ich heute. Der Gewinn meiner Arbeit bestand in der Gewißheit, daß die Erdbahn kein Kreis sein konnte, und dann in einer Entdeckung, die etwas von mir längst Geahntes bestätigte: der Leitstrahl, nämlich die Verbindungslinie zwischen Sonne und Planet, überstreicht in gleichen Zeiten gleiche Flächengrößen, woraus sich bei einer exzentrischen Bahn ergibt, daß sich der Planet in Sonnennähe schneller als in Sonnenferne bewegt. Dieser Satz hat mir bei meiner Untersuchung der Bahnform große Dienste geleistet. Aber eilige Hunde werfen blinde Junge. Ich hatte mich in die Annahme einer ovalen, eiförmigen Bahn verbissen und stand mir damit selbst im Wege. Meine Berechnungen wollten und wollten mit den Beobachtungen nicht stimmen. Ich hatte natürlich auch die ‚Möndchen‘, die ein Oval aufweist, berechnet, und die Beobachtungen hatten ergeben, daß die Größen der ‚Möndchen‘, um richtig zu sein, nur die Hälfte betragen dürften. Das blieb mir im Kopf, bis ich von ungefähr darauf kam, daß bei der Ellipse der Unterschied zwischen der halben großen und der halben kleinen Achse halb so groß ist wie die Breite des ‚Möndchens‘. Da begann ich zu begreifen. Bei der Ellipse kamen Berechnungen und Beobachtungen überein. Der Satz lautet also: Die Planeten bewegen sich in Ellipsen, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht.“

„Wie schön ...“, sagte Regina, ganz in Erstaunen und Ehrfurcht versunken.

„Ich finde das auch“, gab Johannes unbefangen zu. „Schön. Es gibt kein besseres Wort dafür. Als ich den Satz gefunden hatte und ihn, den Schlußstein meiner ‚Astronomia Nova‘, mir als eine nicht mehr zu erschütternde Tatsache viele Male laut vorgesprochen hatte, konnte ich zum ersten Mal mit geschlossenen Augen mir eine klare berauschende Vorstellung von unserer Sonnenwelt machen: die rotierenden Planeten mit ihren Monden sah ich um die Sonne schwingen ...“

„Welch ein Gewimmel!“

„Gar kein Gewimmel, Regerl. Erwinnere dich der Entfernungen. Sie sind selbst innerhalb unserer Sonnenwelt riesig genug, um Angst vor der Leere

des Raumes zu bekommen.“

„Angst ...? Ja, Angst! Je mehr ich darüber nachdenke, je mehr Angst bekomme ich. Und doch muß ich fortfahren, weiter zu denken.“

„Und doch lehrt das Beispiel fast aller deiner Mitmenschen, daß du nicht weiter denken solltest.“ Skepsis und Güte mischten sich in Johannes' Lächeln. – „Du könntest das Denken beispielsweise deinem Gott überlassen – dann wärest du erlöst.“

„Dann bin ich nicht erlöst! Dann muß ich erst recht denken, und zwar über Gott, und dann ...“

„Könntest du vielleicht aufhören an den Vielgeglaubten zu glauben?“

„Väterchen ... sag ... du siehst unsere Sonnenwelt, als sei sie eine Wanduhr, du blickst auf das Ungeheuer von einem Weltall ... sag, Väterchen, hast du irgendwo eine Spur von ihm gefunden? Ich meine – von Gott?“

„Es kommt darauf an, was du unter ‚Gott‘ verstehst. Ist es das Schöpferische? Dann möchte ich ihn Bewegung nennen. Sie ist die Schöpferin, die nicht wir, sondern die uns erschaffen hat und an der wir teilnehmen. Der Name ‚Gott‘ freilich – der stimmt nicht. Der Gott der Bibel, deines Katechismus, der Gott, der Moses auf dem Sinai erschien, der in Bethlehem sich als Mensch geboren werden ließ – alle diese Götter sind Geschöpfe der Menschen. Sie existieren nur insoweit, wie man den Gedankenbildern der Menschen eine Existenz zuspricht, und es ist nicht zu leugnen, daß dichterische Gestalten im Sinne ihrer menschlichen Schöpfer schon große Wirkungen gehabt haben.“

„Soweit es die Religion betrifft – gleichviel welche –“, fiel Regina ein, „so war die Wirkung von deren Bildern doch zumeist wohl die Verunglimpfung der Vernunft und damit ein stets neues Zurückwerfen der Menschen in tierische Zustände.“

Johannes erschrak. Eine ungetilgte Erinnerung stand vor ihm, deren er sich schämte, sooft sie wieder in sein Bewußtsein trat.

„Verzeih, Regerl, ich vergaß. Oft genug habe ich mir vorgeworfen, daß du nur durch meine Nachlässigkeit in jene – jene ...“

„Die Hexenverbrennung? In jedem Fall wäre das Gräßliche geschehen, und für mich war der Anblick heilsam.“ Bei diesen Worten überlief es Johannes kalt, doch schon fuhr Regina fort: „Ein zweites Mal freilich“ – sie schlug ihre Hände vors Gesicht – „O nein! lieber würde ich zu ihr ins Feuer springen, als dieses Martern und Schänden eines lebenden Wesens noch

einmal mit anzusehen. – Und das nennt sich Religion der Liebe! Begreifst du das? Im besten Fall tierischer Stumpfsinn. Nicht ein einziges Mal hat mich dieser Trottel Polykarp Leiser gefragt, ob ich das Glaubensbekenntnis, das ich so fehlerlos hersagen konnte, auch glaube.“

„Er ist so stolz auf seine eigene Dummheit, daß er sie wohlwollenderweise bei allen anderen voraussetzt. Aber bekennen muß ich dir, daß es eine Zeit gab, in der ich mich nur unwesentlich vom Herrn kursächsischen Hofkaplan unterschied. Das sollst du wissen, Regina.“

Doch das Mädchen war nicht zu erschüttern.

„Ich hatte dich“, sagte sie, „wen hattest du? Wenn du willst, kannst du mir alles sagen.“

„Ja, damals strebte ich ein Kirchenamt an und war sehr verbittert, als man es mir nicht geben wollte. Denk dir, ich hätte ‚Glück‘ gehabt – wie unglücklich wäre ich heute. Damit will ich nicht sagen, daß mir übermäßig wohl sei. In jedem Brief, den ich schreibe, und in jeder Schrift, die ich drucken lasse, stimme ich das Lied von der göttlichen Vorsehung an, wobei ich die Leute glauben lasse, daß damit ihr Kirchengott gemeint sei, der das ganze Weltall aufbiete, um einige Kleinhirnige zu irgendeiner überflüssigen Reue zu verführen. Den größten Unsinn fressen die meisten Menschen mit grunzendem Behagen, während das kleinste Körnchen Wahrheit sie in Wut bringt.“

„Doch irgendwann mußtest auch du dich erst vom Glauben befreien? Davon hast du mir nie etwas gesagt.“

„Nun gut, prüfe selbst, wie es mir erging. – Es begann in Graz. Da ich nicht genug – oder sagen wir schon gar keine – Schüler für die Mathematik hatte, gab ich andere Lektionen, darunter Geschichtsunterricht. Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß ich mich mit den Wundern Christi befaßte, die als Beweis seiner Göttlichkeit zu dienen haben. Totenerweckungen und Ähnliches kamen als Gegenstände einer Untersuchung nicht in Frage, die sind zu billige Ware. So etwas wird allen Propheten nachgesagt. Aber ein Wunder gab es, dessen Zeuge die halbe Welt gewesen sein mußte: die Sonnenfinsternis beim Tode Christi. Du kennst doch die Bibelstelle? Nun gut! Ich habe über einen Zeitraum von vier Jahren die Konstellationen von Erde und Mond nachgerechnet, um dann festzustellen, daß in diesen Jahren, von denen eins als Todesjahr Christi gelten muß, nicht eine einzige Sonnenfinsternis stattfand. Auch der historische Nachweis von der menschlichen Existenz Christi ist nicht zu erbringen. Das war der Beginn

meiner Zweifel. – Nun wäre eine wirkliche Sonnenfinsternis noch kein Wunder gewesen, auch dann nicht, wenn der Zufall sie mit dem Tod Christi hätte zusammenfallen lassen. Auch eine der Menschheit auferlegte Sinnestäuschung müßte man billigerweise als Möglichkeit einräumen – nur seltsam, daß von den vielen Millionen, die davon befallen worden sein mußten, nicht ein einziger vor der Nachwelt Zeugnis für dieses Wunder abgelegt hat, nicht einmal die beiden größten römischen Naturforscher der damaligen Zeit. Ein Wunder richtet sich nicht an den Verstand, den es angreift. Es behauptet aber seine Wahrnehmbarkeit und gibt vor, sich an die Sinne zu wenden. Es muß also bezeugt werden können ... wenn es nicht eine Lüge ist. Prüfe alles und gib dir selbst die Antwort, Regerl. Der Weg zum Wissen beginnt mit dem Zweifel. Denk auch an Luther, den du so schön hast auswendig lernen müssen: ‚Nur durch den Glauben werden wir selig.‘ Das ist Luther entschlüpft, ohne daß er den Satz zu Ende dachte. Denn in Wirklichkeit ist es der Satz eines Atheisten. Nur durch den Glauben! Seele, Seligkeit und Gott haben also nur eine relative Existenz, soweit sie geglaubt werden, nicht eine absolute aus sich selbst wie die Gestirne und jedes Faßbare. Nach Luther existiert kein Gott. Wie sollte es anders sein? Die Bewegung, die alles erfüllende, alles beherrschende Gebärerin jedes Seins kannte er nicht. Die Schöpferin gestattet kein Abweichen von ihren Gesetzen, gestattet keine ‚Wunder‘.“

Ganz in sich selbst geflüchtet saß Regina da, die Beine übereinandergeschlagen, die Knie mit den Händen umspannt.

„Es ist alles so klar, so einfach“, sann sie. „Die Menschen wollen nicht wissen – das ist es.“ Sie erhob ihr Gesicht zu Johannes. „Warum wollen sie nicht? Zu allen Zeiten haben sie sich Götzen fabriziert. Warum?“

„Aus Angst. Auch du hast Angst, du sagtest es selbst, wenn dein Denken dich in das unfassbare Weltall schleudert, daß du dich in seiner nie ruhenden Bewegung zu verlieren fürchtest. ‚Panta rhei‘, alles fließt, sagte Heraklit über zweitausend Jahre vor uns, und der feste Punkt, von dem aus man nicht nur unsere Welt, wie Archimedes meinte, aus den Angeln heben könnte, wurde schon seit je von den Menschen ersehnt, und da es ihn nicht gibt, schufen sie ihn sich in den Gestalten ihrer Götter. Etwas Beständiges, Bleibendes ist ihre Sehnsucht, unverletzliches Eigentum und feste menschliche Verhältnisse, die jedem Eigenwillen widerstehen: Überheben wir uns nicht, Regerl, über unsere menschliche Natur. Auch wir sind an den

Platz gebunden, auf den uns die menschliche Gesellschaft gestellt hat. Unsere Freiheit ist geringer, als wir in jungen Jahren hoffen ...“

Regina sprang auf.

„Nein!“ schrie sie. „Was soll das: der Platz, auf den uns die Gesellschaft gestellt hat?“

Diesen Ausbruch hatte Johannes nicht erwartet. Er sah seine Absicht erkannt, ehe er sie ausgesprochen hatte.

„Regina ...“, versuchte er sie zu beruhigen.

„Ich weiß, wovon du reden willst!“

„Von deiner Zukunft, Regina ...“

„Meine Zukunft kenne ich selbst.“

„Aber Regerl, höre mich doch erst an.“

„Ich brauche dich nicht zu hören. Du sprichst von Ehem.“ Johannes schloß die Augen und wandte sich ab.

„Er war bei mir“, gestand er.

„Aber nicht ich“, erklärte Regina und erhob sich. „Ich war nicht bei dir.“

„Die Ehem sind guter patrizischer Stadtadel, Regerl.“ „Ich will ihn nicht.“

„Eine geordnete Zukunft liegt vor ihm.“ „Ich will ihn nicht.“

„Er ist so uneben nicht. Viele Mädchen würden ihn dir neiden.“

„Er kann sie alle haben, nur nicht mich.“

Johannes wandte sich zu ihr. Er sah sie: jung, selbstbewußt und unerbittlich in ihrem Willen.

„O Regerl ... mir scheint es ganz natürlich, daß es einem Vater schwerfällt, die Tochter einem anderen Mann zu geben, und wenn ich auch nur dein Stiefvater bin ...“

„Väterchen!“

„Das ist es eben! Trotzdem fühle ich genauso, als wär’ ich dein richtiger Vater.“ „Das will ich hoffen!“

Siegesgewiß setzte sie sich auf die Kiste und schmiegte mit aufgestützten Ellbogen ihr Gesicht in die Hände.

„Deswegen wäre ich sehr pflichtvergessen“, übergang er ihr Gehabe, indem er den Nachdruck auf seinen Worten verstärkte, „wenn ich dir nicht alle Vorteile einer Heirat mit Ehem ins rechte Licht rückte. Unterbrich mich nicht. In einer Weise eigennützig und selbstisch wäre ich dann ...“

„Ach, Väterchen“, unterbrach ihn Regina nun doch, „sei doch bitte recht eigennützig und schrecklich selbstisch!“

„Das ist keine Angelegenheit zum Scherzen, Regina!“ meinte Kepler mit einem etwas verunglückten Bemühen um Autorität, was Regina nur noch mehr erheiterte.

„Auch nicht über dich, Väterchen?“ fragte sie mit verfänglicher Sanftmut.

„Über mich kannst du gern lachen. – Vorausgesetzt, daß du recht hättest.“

„Das werden wir gleich sehen. Würde der Herr Magister mir vielleicht sagen, warum ein Mädchen wie ich durchaus heiraten muß?“

„Weil – weil ...“ – Die rechte Antwort fand er nun doch nicht – „weil’s halt alle tun!“ platzte er schließlich heraus. Reginas Lachlust war nicht mehr zu hemmen.

„Deine Planetengesetze sind beweiskräftiger, Väterchen.“

„Nun – die Mädchen tun’s doch“, knurrte er, „da kannst du nichts dagegen sagen.“

„Ich fragte dich: warum sie es tun?“

„Weil sie einen Mann und Kinder haben – und – und natürlich auch versorgt sein wollen.“

„Das letzte habe ich nun ja so dringend nicht nötig, und um irgendein Mannsbild ist mir’s auch nicht zu tun.“

„Ehem ist nicht irgendeiner.“

„Ich gebe zu: es gibt schlimmere. Aber daß ich ihn mir zuvor noch erziehen müßte, wird selbst dir nicht entgangen sein, und ob es dann mit ihm nicht erst recht langweilig wäre, kann man vorher so genau nicht wissen.“

„Aber er ist doch ziemlich intelligent“, stellte Kepler ihr vor.

„Ziemlich alltäglich intelligent“, verbesserte Regina. „Es hilft dir alles nichts: Für einen Mann wie Ehem hast du mich gründlich verdorben.“

„Ich – dich?“

„Ja, du! Hast du nicht gesagt, daß du einen Menschen brauchst, dem du dich ohne Gefahr eröffnen kannst, und daß ich dieser Mensch sei?“

„Die ganze Zeit, da du in Dresden warst, habe ich dich vermißt.“

„Und ich dich. Aber mir war es ein Trost zu wissen, daß ich wieder nach Prag zurückkehren würde. Weshalb knickse ich denn so beflissen um die Mutter herum, mache Handarbeiten und spiele die artige Tochter? – Nur

weil ich dann um so leichter mit dir zusammen sein und mit dir reden kann, zuweilen sogar über deine Arbeiten. Ach Väterchen, ich bin ja so froh, daß ich wieder bei dir sein darf!“

„Möchte wohl wissen, wie du das wieder angestellt hast“, schmunzelte Kepler.

„Ganz einfach!“ erklärte Regina. „Ich hab’ der Mutter angst gemacht wegen der Pölzin, und lieber als diese feine Dame ist ihr schon die Tochter als deine Helferin.“

„Ein durchtriebener Fratz – das bist du“, lachte Kepler.

„Siehst du!“ bestätigte eine eitle und geschmeichelte Regina. „Und jetzt willst du mich mit einem Mann verheiraten, von dem ich niemals einen eigenen schöpferischen Gedanken zu hören bekäme und der das, was mich bewegt, überhaupt nicht verstünde?“

„Ich glaube aber, daß deine Mutter ...“

„Selbstverständlich möchte sie den Junker zum Schwiegersohn. Schon aus Eitelkeit. Doch sag dir selbst, wie es wäre, wenn sie es erreicht hätte. Über ein Jahr – und sie ließe kein gutes Haar mehr an ihrem Ehem. Nicht einmal von dir weiß sie mehr, als daß du ihr Mann bist. Wie sehr wünschte ich euch beiden, daß ihr euch nahegekommen wäret und nun nach dem Gesetz der Sphären umeinander kreisen müßtet!“

„Und du glaubst, daß unser Leben in der gleichen Weise wie jetzt weitergehen könnte?“

„Sorgst du dich, Väterchen? Du sagtest, du seiest nur mein Stiefvater. Das stimmt nicht. Dadurch, daß du mich mit deinen Gedanken erfülltest, machtest du mich zu deiner echten Tochter. Willst du mich meines Vaters berauben? Fortschicken willst du mich?“

„Ich dachte an dich, Regerl.“

„Es muß nicht sein“, schloß Regina, „und es wird nicht sein. – Du gehörst mir!“

XXIV

Zum Erwachen war für Junker Ehem Grund vorhanden. Nicht fortzuschrecken war der Sonnenstrahl, der ihn weckte. Wo er sei? war die erste, etwas zähe Frage, die über ihn hinwegkroch. In Prag, in Heidelberg ... Dresden? Jedenfalls in einem Himmelbett, weit und breit, wenn auch nicht so hoch wie der Name, mit dem es sich schmückte. Ohne sein Gehirn zu beteiligen und nur mit der Weisheit eines seiner Gliedmaßen langte der junge Herr seitwärts aus. Die Hand spürte eine fremde Wärme, der Kopf fiel hinüber, und nun erblickte Philipp Ehem eine Haarspange.

Da wußte er es! Ja – gestern Abend – der schwere Ungarwein des Rosenbergers ... Er sei in Wittingau.

Aber so betrunken sei er doch gar nicht gewesen – nur plötzlich so seltsam müde, was mit seiner Melancholie ganz gut zusammengestimmt habe. Halb und halb betrachtete er sich nämlich als verlobt – leider eben nur halb und halb. Der Herr Kepler habe jedenfalls nicht „nein“ gesagt, dachte er, nur daß Regina noch zu jung sei. Eigentlich lächerlich! Es gab doch genug Mädchen, die direkt aus dem Kloster oder nach der Konfirmation verheiratet werden und Kinder kriegen. Außerdem sei ihm Reginas Mutter gewogen – soviel habe er bemerkt, und vielleicht habe er besser seinen Antrag bei ihr anbringen sollen? Doch nein! Einen so hervorragenden Mann wie den Johannes Kepler zu übergehen, sei nicht ratsam. Stieftochter oder nicht – sein Einfluß auf das Mädchen sei am Ende der stärkere. Sie sei keine, die sich so einfach verheiraten lasse. Das könne höchstens die Mama glauben.

Philipp Ehem war ein leidlich gescheiter Mensch. Mit Recht hielt man ihn für einen fähigen Diplomaten. Dennoch schätzte er mit ebenso vielem Recht Reginas Wissen höher als das seine. Andern jungen Leuten ihrer Bekanntschaft war dieser Gedanke gar nicht gekommen, weil Regina ihre Kenntnisse auszubreiten vermied. Aus ganz unscheinbaren Anzeichen hatte Ehem seine Schlüsse gezogen, und sie hatten ihn keineswegs abgeschreckt. Seine vielen leichten Erfolge bei unterschiedlichen Weiblichkeiten hatten ihn nicht anmaßend gemacht, und ein Mädchen, das sich mit ihrem Wissen und möglicherweise sogar mit ihrer Gesellschaft über ihn erhob, besaß für ihn – und dadurch unterschied er sich vom größten Teil aller männlichen Jugend – eine besondere Anziehung. Vielleicht half ihm dabei die

Genugtuung, die anscheinend so Harmlose durchschaut zu haben. Jedenfalls ging seine Eitelkeit einzig und allein darauf aus, der Mann dieses hübschen und – wie er überzeugt war – bedeutenden Mädchens zu werden. Auf eine nicht ganz gewöhnliche Art also war er verliebt. Reginas Vermögen spielte dabei kaum eine Rolle, wenn er auch nicht übersah, daß es einen etwaigen Widerstand seines Vaters, des Großkanzlers, und seiner Familie von vornherein ausschloß. Nein: Vater und Familie warfen keine Schatten. Um so mehr kreisten seine Gedanken immer wieder um die Tatsache, daß er Regina vor seiner Abreise nicht mehr zu sehen bekommen hatte. Ein liebenswürdiges Billett von ihrer Seite war alles gewesen. Nichts von Verlobung oder gar Heirat hatte darin gestanden.

Nun ja – so ungefähr sei es zwischen ihm und dem Herrn Kepler abgemacht gewesen, dachte er weiter, wenn es ihm so beliebe, möge er warten, sich aber nicht für gebunden halten.

Um der Stimmung allzu gedankenverlorener Gäste aufzuhelfen, hatte Wok Rosenberg sogar in verzweifelten Fällen wirksame Mittel in Bereitschaft. Der Fall des jungen Herrn Ehem war demnach überhaupt nicht bemerkt worden. Sein gutes Benehmen hatte das verhindert.

Groß war die Gesellschaft freilich nicht gewesen. Fremdes Volk war mit Fleiß vermieden worden. Nach Art und Wesen der Gäste zu fragen, war in Wittingau zuweilen verboten. Philipp Ehem war Junker Hans, und der Erwartete war Magister Georg. Das mußte genügen. Alle andern des gestrigen Abends waren Mitglieder des Hofstaates und Militärbefehlshaber Seiner Erlaucht, das einzige fremde Gesicht unter ihnen war das des Junkers gewesen.

Auch die Damen hatte der Eigenwuchs von Schloß und Festung Wittingau gestellt, Woks berühmt-berüchtigter „Harem“, den er bei seinem letzten Prager Fest nicht gezeigt hatte. Er hätte es tun können, fand Ehem. Bis zur Ausgelassenheit munter hatte man sich gestern gegeben, ohne daß ein einziger sich erlaubt hätte, die Grenze des guten Geschmacks zu überschreiten. So etwas hätte ihm – oder ihr – nur den diskret übermittelten Befehl, sich zurückzuziehen, eingetragen.

Peter Woks Beziehungen zu den Frauen waren mit der Zunahme seiner Jahre keineswegs einem friedlichen Wohlwollen gewichen, wie es das Nachlassen der Kräfte hervorzurufen pflegt. Sein Liebesverlangen hatte sich nur gesteigert, aber er war klug genug, sich damit abzufinden, daß er die Erfüllung nur von der Macht in irgendeiner Form, nicht zuletzt von

seinem Reichtum erwarten durfte. Und doch wollte man von Fällen wissen, in denen gerade ganz junge Mädchen sich mehr zu dem kultivierten alten Herrn selbst hingezogen gefühlt hatten als zu seinen Juwelen und gediegenen Bankanweisungen. Viel hatte er bei seinem stets wachen Mißtrauen nicht davon, und so war er, um nie in Verlegenheit zu geraten, neben einem Liebhaber noch ein – wenn auch meist sehr galanter – Sklavinnenhalter geworden.

An Gelegenheit, sich zu versorgen, fehlte es in diesen kriegeischen Zeiten nicht. Besonders Ungarn war ein ergiebiges Feld. So mancher türkische Harem wurde bei einem gelegentlichen Vorrücken weggefangen – so manches ungarische Mädchen geriet nach dem Niedermetzeln ihrer ganzen Familie durch kaiserliche Truppen und dem Verlust jeden Besitzes in fremde Hände. Außerdem war der Name des reichen Herrn Wok bei den ehrbaren Menschenhändlern des Ostens wohlgekommen – das Angebot einer echten und wirklichen Seltenheit konnte auf diese Weise auch einmal den Weg nach Wittingau finden. Und ganz zuletzt verstand es sich von selbst, daß ein Mann wie Peter Wok keine Vorurteile hatte. Wenn also eine Leibeigene – ob von den eigenen riesigen Besitzungen oder sonstwoher, war völlig gleich – wirklich hübsch und dabei gar bildungsfähig war ... Herr Wok hielt eine Reihe bewährter Gouvernanten, die Kenntnisse und Benehmen beibringen konnten und zugleich die Ordnung unter den Schönen aufrechtzuerhalten wußten. Die Obersthofmeisterin, die Vorgesetzte aller, spielte an diesem Hofe eine große Rolle.

Soviel ungefähr vermutete Ehem, und weit entfernten sich seine Vermutungen auch nicht von der Wahrheit. Sie boten genug an reizvollen Möglichkeiten. Auch ihm hatte es der Vorabend bewiesen. Seine Melancholie hatte der Munterkeit einer Tischnachbarin nicht lange standhalten können – derselben Dame, deren Körperwärme er rechter Hand noch zu fühlen glaubte.

Die rotblonde, lebendige und zierliche Person hatte sich ungarisch getragen, was bei Peter Wok in mancherlei Spielarten anzutreffen war, und sprach ein hartes Böhmendeutsch. Sie hieß Aranka. Auf seine Frage, ob das ihr wirklicher Name sei, hatte sie gelacht.

„Genausowas, wie der Herr ‚Hans‘ heißt, nur mit dem Unterschied, daß ich keinen andern Namen habe.“

„Mir genügt Aranka“, hatte Ehem mit galantem Doppelsinn geäußert. „Jener Herr in Schwarz mit Spitzenkragen und Manschetten scheint

gleicher Meinung zu sein wie ich. Jetzt hebt er gerade sein Glas ...“

„Kennt Er ihn nicht?“

„Ich überhörte den Namen.“

„Ihr seid der Hans, und er ist der Hock.“

„Der Sekretär Seiner Erlaucht?“

„Er kennt ihn? Das letztemal war er nicht in Prag.“

„Jetzt eben wäre er freilich lieber da, wo ich bin – bei der hochgünstigen Dame an meiner Rechten.“

Aranka hatte laut, doch nicht sehr überzeugend gelacht und dann geflüstert:

„Ich mag ihn nicht. Trinke der Herr nur aus. Vielleicht wird Er lustiger, wenn Er weniger bemerkt.“

„Ich bemerke Sie, mein Fräulein.“

„Und ich Ihn, Junker Hans.“

„Dabei können wir verbleiben, wenn es der Dame beliebt.“

Es war offensichtlich, daß Fräulein Aranka den Junker Hans nicht ohne Wohlgefallen gesehen hatte – so war Ehem recht bald aus heiterer Erwartung in offenen Angriff auf das hübsche Fräulein übergegangen. Kaum noch Gewissensbisse hatte er gespürt. Er solle sich nicht gebunden fühlen, waren Keplers Worte gewesen. Warum denn auch? Nicht das kleinste Unterpfand habe er von Regina empfangen und solle sich daraufhin dem Stumpfsinn ergeben?

Doch wo war das Fräulein von gestern jetzt? Im Erwachen begann er seine Gedanken zu ordnen. Als sie beide das letzte Glas Wein getrunken hatten, sei sie noch dagewesen und auch, als er unter Vorantritt eines lichtertragenden Pagen, von Müdigkeit befallen, die Treppe hinaufgetaumelt sei. Er hörte noch das knarrende Geräusch der einzelnen Stiegen. Und das Zimmer – ja, das Zimmer hier sei das gleiche, in das man ihn letzte Nacht hineingeführt habe.

Und dann sei der Page darangegangen, ihm Wams und Hosen aufzunesteln, und Aranka habe gelacht, etwas überlaut, erinnerte er sich jetzt, als gelte es, sich einer Verlegenheit zu entwinden – falls es ihr wirklich peinlich gewesen sein sollte – vor ihm, vor dem Pagen jetzt ebenfalls die Röcke fallen zu lassen und das enge Mieder zu öffnen. „Keine Angst, Junker. Ob es ihm nun gefällt oder nicht – ich bin das Gastgeschenk Seiner Erlaucht. Es wäre also unhöflich, mich vor die Tür zu setzen. Meint Er nicht?“

Nein – Traum oder nicht – vor die Tür habe er sie nicht setzen wollen.

Nicht lange freilich – da sei dieser Lümmel von einem Pagen durch eine schallende Ohrfeige, so kräftig, wie er sie der Aranka nicht zugetraut habe, zum Zimmer hinausbefördert worden. Die Tür muß offen bleiben, habe sie dabei gemeint, die Obersthofmeisterin könnte nachschauen, und wenn die Dame sie dann nicht bei dem Herrn im Bett fände, ginge es ihr schlecht.

„Ganz vernünftig“, habe er als seine Meinung gelallt. „Lieber mit dir als mit der alten Ziege.“

„Bildet Euch nichts ein, Junker, Ihr seid viel zu müde, um mir noch gefährlich zu werden. Jetzt viel – zu – müde“, habe sie noch wiederholt und ihn dabei gestreichelt, „der kleine Junge will schlafen – nichts als schlafen ...“

Damit sei sie dann zu ihm ins Bett gekrochen, was er denn auch tatsächlich als das Letzte wahrgenommen habe, dessen er sich erinnern könne.

Traum oder Wirklichkeit? Wenn die Wärme der Kissen neben ihm nicht wäre und die Haarspange ... aber Wärme und Haarspange waren da. Er schreckte auf. Er hatte also nicht geträumt!

Ein geräuschvolles Aufstoßen der Tür verscheuchte alle Träume. Aranka trat ein. Sie war bereits umgezogen und durch die Morgenwäsche erfrischt. Nichts von Ungarwein und Bett war an ihr noch zu spüren. Statt des ausgeschnittenen Abendkleides, das den Busenansatz mit der reizvollen Furche inmitten der Venusäpfel freigegeben hatte, trug sie eine Art grünen Reitkleides. Jedenfalls klirrten Sporen an ihren Stiefeln.

„Aufstehen!“ rief sie. „Höchste Zeit, Junker. Wenn Ihr nicht wollt, daß Magister Georg Euch aus dem Bett holt.“

„Ich möchte wohl wissen, warum die Dame mich erst ins Bett gebracht hat, wenn Sie mich zur Unzeit schon wieder herausholt?“

„Weil der Herr so schrecklich müde war, wurde er ins Bett gebracht.“

„Und warum war der Herr so müde? Ich erinnere mich einer Bemerkung der Dame ...“

„Ganz recht! Um den Herrn ungefährlich zu machen.“

„Wie lieblos! Auf diese Weise ist also die Dame gar kein Gastgeschenk Seiner Erlaucht?“

„Wollt Ihr mich verpetzen, Ehem?“

„Ehem ...?“

Der junge Herr war ehrlich erschrocken.

„Was denkt Ihr denn?“ meinte sie. „Wenn ich eine ganze Nacht mit Euch im gleichen Zimmer und gleichen Bett verbringen mußte, werde ich wohl wissen, wer Ihr seid. Es war übrigens ganz leicht. Für einen Diplomaten seid Ihr reichlich liederlich, Herr kurpfälzischer Hofsekretär. Korrespondenz vernichtet man besser. Nicht, daß Euer Fräulein Liebsten Billett verfänglich gewesen wäre – zu unverfänglich vielmehr. Wenn ein junger Mann trotzdem sogleich an einer Antwort herumzirkelt, gibt das zu denken ...“

Fast drohend fuhr Philipp auf.

„Aranka!“

„Jetzt seid Ihr böse; aber dennoch werdet Ihr mir nichts antun. Ihr seid ein viel zu guter Junge, um daran auch nur zu denken, und Eure Regina – laßt Euch das sagen – ist einfach eine Gans.“

„Von einem Mädchen wie dem Fräulein versteht Ihr nichts.“

Der Ton, mit dem Ehem das sagte, war nicht gerade eine Schmeichelei für Aranka. Aber die lächelte nur und setzte sich noch obendrein auf die Bettkante.

„Natürlich nicht“, sagte sie, „von einem so hehren Wesen wie Eure Regina versteht ein Mädchen unverbürgter Herkunft wie ich nichts – davon versteht nur der kleine Junge etwas. Ihr wißt gar nicht, wie man Euch gern haben muß, wenn Ihr so blöd seid. Leider! Aber da Ihr von so erhabenen Gefühlen durchdrungen seid, werdet Ihr auch begreifen, daß mir Eure Müdigkeit gelegen kam. Ich kannte Euch doch gar nicht. Jedenfalls nicht genug für meine Ansprüche.“

„Und jetzt glaubt Ihr mich zu kennen?“

„Das nützt auch nicht viel; denn als Trost für einen unglücklich Verliebten eigne ich mich nicht. Vielmehr preise ich meine Fähigkeit, beim ersten Hellwerden zu erwachen.“

„Und da seid Ihr ausgerückt?“

„Was denn sonst? Euer Schnarchen ließ auf einen gesunden, erquickenden Schlaf schließen. Wie nun, wenn Ihr durch ihn Eure Gefährlichkeit wiedergefunden hättet?“

„Dann wäret immer noch Ihr selbst dagewesen mit Eurem Dickschädel.“

„Gerade auf den“, sagte sie, „mochte ich mich nicht verlassen.“

Diese schlichten Worte hatten den unerwarteten Erfolg, daß Ehem die heftigsten Anstrengungen machte, das gestiefelte und gespornte Mädchen so gründlich wie nur möglich zu küssen. Er war sichtlich im Nachteil, und er war es noch mehr, weil der damenhafte Reitrock vorne auseinanderklaffte und ein rundes Knie in schwarzer Strumpfhose sich dem Angreifer entgegenstemmte. Alles aber verspielte er dadurch, daß er sich auf die lockende Rundung stürzte, was der Bedrängten die Gelegenheit gab, ihm damit ins Gesicht zu stoßen und laut lachend zurückzuspringen.

„Nehmt Euch in acht, Junker“, lachte sie und schlug ihr Kleid auseinander, wodurch bemerkenswerte Beine und eine kurze spanische Bauschhose aus gleichem Stoff wie der Rock sichtbar wurden. „Ihr werdet Euch doch nicht an einem Kavalier vergreifen?“

„Scheusal!“ rief er und sprang aus dem Bett.

Zu ihrer Antwort steckte sie nur noch den Kopf ins Zimmer, obwohl sie ihn wegen Ehems Blößen schicklicherweise besser draußen gelassen hätte.

„Jetzt seid Ihr da, wo Ihr sein sollt: ‘raus aus dem Bett! Um Euch anzuziehen, schielte ich etwas Männliches – sonst werdet Ihr doch nicht fertig.“

„Ich werde ...!“ wollte Ehem etwas Unzeitgemäßes schwören.

„Ihr werdet“, unterbrach ihn jedoch Aranka, „die nächsten Stunden mit klugen Männern hohe Politik machen, während ich mit andern netten Mädchen in den Wald reite.“

„Nur mit Mädchen?“

„Vielleicht verirren sich auch ein paar arbeitslose Kavaliers zu uns. Aber den Herrn Hock könnt Ihr behalten. Das sage ich Euch gleich!“

Ein Hornsignal ließ beide aufhorchen.

„Da ist er, Euer Magister“, sagte sie und schlug die Tür zu.

Sie konnte recht haben. Was da nach einer Weile durch das Tor in den Schloßhof ratterte, sah allerdings mehr nach einem soliden wohlhabenden Kaufherrs aus oder sonst einem Mann großer Geschäfte. Die vier kräftigen Gäle waren kein Luxus. In Anbetracht schwieriger Wege waren sie für die gewichtige Kutsche nicht zuviel. Dafür gab sie auch einigen wehrhaft aussehenden Männern Raum, und drei berittene Knechte verstärkten dies Aufgebot. Armen Wegelagerern konnte der Anblick nur Enttäuschung bereiten.

Philipp Ehem war allerdings kein Wegelagerer. Dennoch war er hellwach, als er wie der Blitz in die Hosen fuhr. Für ihn unterlag es keinem

Zweifel, daß da Seine Durchlaucht Christian, regierender Fürst von Anhalt-Bernburg und Erster Minister sowie Statthalter Seiner kurpfälzischen Durchlaucht, Hochihren Einzug in Wittingau hielt.

Ich darf mich also der gleichen Meinung meines lieben und hochverehrten väterlichen Freundes erfreuen?“

„Das könnt Ihr, Fürst“, bestätigte Wok. „Ich bin ein böhmischer Magnat. Meine Familie hat sich schon mit König Ottokar herumgeschlagen, sie war schon mächtig, bevor der Graf Rudolf aus der Schweiz zum erstenmal als deutscher König in unserm Böhmen auftauchte ...“

„– und darum, Oheim?“ unterbrach ihn Herr Christian, weil er eine Abkürzung der ihm wohlbekannten Familiengeschichte der Rosenberger für nützlich hielt.

„Böhmen ist ein Wahlreich, und ich bin nicht gewillt, auf meine Rechte in diesem Reich zu verzichten“, quengelte Oheim.

„Und der Herr Oheim beharrt auf dem Ziel, für das Er Seine hohen Rechte einzusetzen bereit wäre?“

„Keine Angst, mein Teurer, ich beharre“, erklärte Herr Wok, „Böhmen braucht einen protestantischen König, und der wird ein Pfälzer sein.“

Der Fürst war ein zu erprobter Diplomat, um sich an Worten zu berauschen oder sich durch sie berauschen zu lassen. Für ihn erhob sich bei jeder Versicherung die Frage, welche Macht dahinterstehe. Im Falle dieses eigensinnigen alten Mannes bezweifelte er freilich weder die Aufrichtigkeit noch Unwiderruflichkeit von dessen Erklärung. Seine Worte würden – davon war Anhalt überzeugt – wie seine Unterschrift auf einem Wechsel prompt eingelöst werden. Sie bedeuteten also viel.

Aber wer den Rosenberger hatte, verfügte damit noch nicht über Böhmen, höchstens über einen ansehnlichen Teil davon.

„Und wer Böhmen hat“, fuhr Herr Peter fort, „der wird Kaiser sein.“

Doch Christian von Anhalt war kein Anfänger. Er starrte nicht nur die eine Seite eines Problems an.

„Euer Liebden nannte das Ziel –“, sagte er dennoch und verschwieg alles übrige. „Es ist auch mein Ziel. Reden wir also über das, was der Erreichung ... im Wege steht. Über die Möglichkeit eines protestantischen Kaisers wird unter uns evangelischen Reichsfürsten seit Jahren verhandelt, und die drei weltlichen Kurfürsten – Pfalz, Sachsen und Brandenburg – sind protestantisch. Den Protestanten aber stehen die drei geistlichen Kurfürsten – Mainz, Köln und Trier – gegenüber, die als katholische

Erzbischöfe eigentlich keinen Ketzer wählen dürfen. Doch was ist sicher? Nicht einmal das. Es kommt immer auf den Preis an.“

„Dann macht aus dem Pfalzgrafen zuerst einen Kaiser, was seine Wahl in Böhmen nur erleichtern würde!“ rief der Rosenberger.

Sein Sekretär Theobald Hock hob die Brauen über diesen Lapsus seines Gebieters und deutete damit an, daß ihm, dem Herrn Hock, so etwas nicht hätte passieren können. Ehem entging diese Geste nicht, auch war er schon durch Aranka auf Hock aufmerksam gemacht worden – und über den Einfluß des Mannes war er natürlich unterrichtet. Was aber auch in der Region der Sekretäre vor sich gehen mochte – Anhalt geruhte es überhaupt nicht zu bemerken.

„Das ist nicht ganz so einfach“, meinte er nur. „Das Territorium Seiner kurpfälzischen Durchlaucht ist zwar nächst habsburgischen Ländern das bedeutendste im Reich; aber für sich allein als Hausmacht eines Kaisers nicht ausreichend. Darum hält sich auch Maximilian von Bayern, der Kandidat verschiedener katholischer Fürsten, zurück und unterstützt lieber die Habsburger, von denen er sich seine Hilfe schon bezahlen zu lassen hofft.“

„Liegt doch auf der Hand“, sagte Hock, der zu wissen glaubte, wie weit er gehen könne.

Immerhin ärgerte sich Herr Peter.

„Wenn es so klar auf der Hand liegt, warum machst du dann nicht gleich dein Maul auf?“

„Aus pflichtschuldiger Bescheidenheit“, entgegnete Hock mit undurchdringlicher Miene, „ich durfte Eurer Gnade doch nicht vorgreifen.“

„Der Herr Oheim wolle es nicht für ungünstig nehmen“, fiel der Fürst nicht ohne einen abmahnenden Blick zu Hock vermittelnd ein, „wir sind hier zur Beratung, und wir verdanken Euer Liebden, auch diesen Punkt nunmehr geklärt zu haben.“

Aber Wok grollte immer noch.

„Ich bestreite nicht, daß Ihr gescheit seid, Fürst. Doch geradeheraus: Was wollen wir, was brauchen wir?“

„Ein klein wenig Geduld“, meinte Anhalt. „Es war notwendig, uns über das Ziel zu einigen. Die Habsburger müssen weg. Sie sind eine Gefahr für das Reich, für Fürsten und Völker. Dennoch wird auch unser nächster Kaiser in der Nachfolge Rudolfs wahrscheinlich ein Habsburger sein müssen.“

„Und ich dachte, der Pfalzgraf ...“ Der alte Herr war ehrlich enttäuscht.

„Der Herr Oheim nennt unser Ziel“, erklärte Anhalt, „und an ihm wollen wir unerschütterlich festhalten. Ihr denkt mit Recht an den großen Einfluß von Kurpfalz im Reich, vor allem auch in den habsburgischen Ländern, in Österreich und in Ungarn. Alles hofft auf pfälzische Intervention, sogar Rudolf.“

Jetzt mußte der Rosenberger lachen. „Der Kaiser? Nicht möglich!“

„Es ist bezeichnend dafür, wie wenig er von seiner Lage weiß, daß er Brandenburg und Sachsen um Hilfe bat, Seiner kurpfälzischen Durchlaucht jedoch, der ihm der Wichtigste und vor allem der Mächtigste zu sein scheint, ein feierliches Aufgebot sandte, zu seiner, des Kaisers und Oberlehnsherrn, Unterstützung mit Heeresmacht in Böhmen einzurücken.“

„Verrückt!“

„Das ist doch nichts Neues.“

„Und dennoch meint Ihr, ein Habsburger ... ein Katholik ...?“

„Er wäre gezwungen, mit uns Protestanten zu gehen.“

„Er würde es nur so lange tun, wie er müßte.“

„Daß er nicht mehr müßte, dürfte er nicht erleben. Wir bänden ihn schon so an uns, daß er keinen irgendwie bedeutsamen Schritt ohne uns oder gar gegen uns machen könnte.“

„Und andere Katholiken? Ich kenne nur diesen Mann aus Mähren, Karl von Liechtenstein, den gewesenen Obersthofmeister Rudolfs?“

„Gewesener, Oheim! Jetzt fürchtet er für sein Leben und seinen großen Besitz ... Er ist doch groß?“

Herr Wok nickte.

„Vierzigtausend Taler jährlich. Ganz hübsch.“ Seine Erlaucht hatte das Vielfache.

„Immerhin genug, daß es dem Kaiser so passen könnte, ihm einen Prozeß an den Hals zu hängen. Zu einem Mord mit Richtern und allen juristischen Verzierungen langt es immer noch in Prag. Den Liechtenstein schrecken also frühere Beispiele. Demnach braucht er uns, und wir wieder – verschmähen auch katholisches Geld nicht. Dem Herrn Oheim sei versichert: Habsburg würde nur noch ein Übergang sein. Dann aber käme unsere Zeit. Augenblicklich hat Seine kurpfälzische Durchlaucht wohl bei Protestanten und Katholiken einen hohen Kredit, aber als stärksten Bundesgenossen nur den König von Frankreich, und das ist bei einer Kandidatur um die deutsche Kaiserkrone nicht die beste Empfehlung – ja

ich möchte sagen: im Augenblick wäre es leichter, Heinrich IV., der ein hochberühmter Mann und geborener Protestant ist, zum Kaiser zu machen als Friedrich IV. von der Pfalz. Kaum einer will noch die Habsburger. Trotzdem ist es schwer, mit der Tradition zu brechen. Erst muß das Volk und nicht nur die Notabilität von Fürsten und Adel an unseren Herrn Friedrich glauben, und das beginnt erst.“

Bis jetzt hatte Ehem mit dem Abstand eines kleinen Hofsekretärs den Fürsten mehr aus der Ferne gekannt. Zum ersten Mal vernahm er ihn im Rat. Mit dem Enthusiasmus der Jugend bewunderte er ihn. Immerhin war Philipp des Großkanzlers Sohn und wußte genug, um die neuen Gedanken des Fürsten würdigen zu können. Nicht geringeren Eindruck machte auf ihn Anhalts Souveränität, mit der er den störrigen Rosenberger glauben ließ, Urheber von Meinungen zu sein, die ihm doch nur von dem jüngeren Staatsmann zugeflossen waren, einem Staatsmann freilich, dem nach der Überzeugung vieler kein zweiter gleichen Ranges in Deutschland an die Seite zu stellen sei.

„Mit günstiger Erlaubnis Seiner Erlaucht“, ließ sich indes der unverwüstliche Theobald Hock dreist vernehmen, „glaube ich bemerken zu sollen, daß mein hoher Herr letzter Zeit mehr als einen werbenden Brief vom Erzherzog Matthias erhalten hat.“

„Erfreulich“, sagte der Fürst.

„Wieso erfreulich, Vetter?“ fragte Wok. „Ich weiß sehr wohl, was hinter des Matthias Scharmanzen steckt. Geld will er!“ Anhalt lachte.

„Natürlich! Er braucht nichts so sehr wie Geld.“ „Aber nicht mein Geld!“ bockte Wok. Des anderen Lachen erstarb nicht.

„Er würde auch Euer Geld nehmen. Geld ist Geld. Sollte es meinem Herrn Oheim genehm sein, diesen Fall in Überlegung zu ziehen? Jedes Ding hat verschiedene Seiten.“

„Meinetwegen, Vetter. Viel Gutes sehe ich freilich nicht dabei herauskommen. Die Habsburger waren allezeit schlechte Schuldner.“

„Daran dürfte sich nichts geändert haben.“ Anhalt seufzte. Unwillkürlich dachte er an Heinrich IV. von Frankreich, der ihm auch noch eine riesige Summe an verauslagten Soldzahlungen schuldete. „Aber wenn der Matthias die Wünsche Eurer Erlaucht beförderte“, fuhr er fort, „dann würde der Herr Oheim das Geld gewissermaßen sich selbst ...“

„Ein Knauser bin ich nicht“, erklärte Herr Wok mit der Großartigkeit, wie sie einem Rosenberger zukam, „wißt es selbst, Vetter. Euch hab’ ich

mich nicht versagt – das darf ich hier wohl erwähnen. Hock brachte ja selbst die Fuhren mit den Geldfässern nach Amberg. Und der Junker ...“

„Herr Ehem ist nicht unterrichtet“, fiel Seine Durchlaucht ein, „doch das macht nichts. Wir werden uns seiner bedienen, und so wird er manches erfahren müssen, was wir nicht auf den Märkten ausrufen lassen.“

Zu einer tiefen Verneigung des Dankes erhob sich Philipp. Ein Satz wie dieser aus dem Munde des höchsten Leiters der deutschprotestantischen Politik war ehrenvoll genug. Schon die Tatsache, daß er zu dieser vertraulichen Konferenz von nur vier Männern hinzugezogen worden war, mußte ihn mit Genugtuung erfüllen.

„Betrachten wir das Haus Habsburg“, fuhr Anhalt fort. „Spanien ist habsburgisch. In den spanischen Niederlanden regiert Erzherzog Albrecht als selbständiger Fürst, in der Steiermark Ferdinand, der sich jetzt als Prinzipalkommissär des Kaisers auf dem Regensburger Reichstag die Zähne ausbeißt. Rudolf gehören dem Namen nach heute noch Ungarn, Österreich, die Länder der Krone Böhmen und Tirol, selbst der Leopold hat noch das Bistum Passau – wenn die Habsburger also unter sich einig wären, stände es um uns nicht zum besten. Glücklicherweise sind sie es nicht. Im April vorigen Jahres haben die Erzherzöge sich zu einem Vertrag mit dem Ziel vereinigt, Rudolf abzusetzen ...“

Wok sprang auf.

„Was?! Woher wißt Ihr ...?“

„Matthias schickte mir Starhemberg – den Richard Starhemberg – als Gesandten, und der zeigte mir den Vertrag, schön von einem Wiener Notar vindiziert. Es war alles in Ordnung.“

„Ihr seid in der Tat unser aller Meister!“ rief Wok.

„Der Herr Oheim überschätzt meine Verdienste. Unser aller Vater und der Protektor des Protestantismus seid Ihr.“

Als eine Selbstverständlichkeit sprach Anhalt es aus, und er hatte nicht einmal etwas dagegen, daß Wok ihm tatsächlich glaubte.

„Nun ja“, fuhr er fort, „der Ferdinand ist inzwischen umgefallen, und die Veröffentlichung des Vertrages, unter dem auch sein Name steht, wird ihm ungelegen kommen. Kann er dem Kaiser helfen? Nicht mehr als eine taube Nuß. Die Steiermark hat der Ferdinand durch seine Zwangskatholisierung ruiniert. Und der Reichstag? Der erkennt die Friedensschlüsse an, den zu Zsitwa Torok mit den Türken sowohl wie den in Wien mit den Ungarn. Beim Reichstagsbeschluß dürfte nur im Wortlaut

zwischen Katholischen und Protestanten ein Unterschied bestehen. Beide wollen, daß Rudolf die Religionsfreiheit der Ungarn respektiere und an die Pforte eine Gesandtschaft mit den vereinbarten Geschenken abordne. Nicht einen Pfennig wird Rudolf kriegen.“

„Wenn Ihr es sagt, Vetter ...“

„Sollen wir Protestanten für Truppen Geld hergeben, durch die der Kaiser unsere Glaubensgenossen abschlachten lassen möchte? Nichts kriegt er – nicht einmal von Spanien bekommt er etwas. Wer, glaubt Ihr, hat vom spanischen Botschafter, dem San Clemente, Geld erhalten?“

„Etwa der Matthias?“

„Ganz recht, der Matthias. Achtundzwanzigtausend Taler.“ „Eine Läpperei.“

„Eine erste Quote. San Clemente hat sie auf eigene Faust hergegeben. Erst nachträglich hat sie der spanische Hof genehmigt. So also sieht es mit Rudolf aus. Selbst König Philipp läßt ihn fallen.“

„Das alles zusammen heißt wohl soviel wie: Matthias soll König von Böhmen und Kaiser werden?“

Zu begeistern schien Wok dieser Gedanke nicht. Aber Anhalt beruhigte ihn.

„Nicht, wenn wir das verhindern können“, sagte er. „Dann bliebe Rudolfs Ländermasse ja vereint und mit einem habsburgischen Kaisertum verbunden. Ich habe mehr an Erzherzog Maximilian gedacht. Der ist nur Rudolfs Statthalter in Tirol und hat selbst kein Land. Er müßte froh sein, wenn ihm aus der rudolfinischen Masse eins zugesprochen würde. Zur Zeit ist Matthias der Wichtigere. Er ist zwar auch nur Statthalter, doch aus Ungarn und Österreich kaum noch zu vertreiben. Landlage, die er gegen den Willen des Landesherrn Rudolf einberuft, werden von den Ständen beschickt und fassen Beschlüsse, die durchgeführt werden. Aber Rudolfs geschlagene Truppen stehen immer noch in Österreich und Mähren und verheeren diese Länder.“

„Kann uns doch eigentlich nur lieb sein, Fürst. Je mehr die Habsburger die Länder, die sie beherrschen, zugrunde richten – um so eher werden sie die Herrschaft verlieren. Wenn also Matthias die Untertanen nicht schützen kann ...“

„Das ist eben nicht gewiß. Der ungarische Reichstag stellt ein Heer auf, weil der Kaiser den Frieden mit den Türken nicht anerkennen will. Achtzehntausend Mann. Valentin Hommonay soll sie kommandieren. Auch

die österreichischen und mährischen Stände werden dem Matthias Truppen bewilligen. Siegmund von Herberstein wird sie befehligen. Die Katholiken widersetzen sich durchaus nicht. Liechtenstein ...“

„Wenn ich den Kerl nur sehe, wird mir übel! Das stelzt daher, als täte Gottvater besser, ihm, dem Herrn Liechtenstein aus Mähren, das Weltregiment abzutreten!“

„Der Herr Oheim braucht ihn ja nicht zu sehen. Nach Wittingau kommt Liechtenstein nicht. Außerdem ist des Zerotin Einfluß in Mähren weit größer. Und der ist ein eifriger Protestant.“

„Gibt der Liechtenstein Geld?“

„Er gibt. Aber es ist katholisches, und wer zahlt, befiehlt. Die spanischen Subsidien sind ein schlauer Streich des San Clemente, und der Kardinal Klesl, der den Matthias tanzen läßt, ist nicht nur ein Ketzerfresser, sondern auch kein Dummkopf. Das Unternehmen darf nicht in katholische Hände kommen, Oheim.“

„Und die protestantischen Reichsfürsten?“

„Sie begünstigen die Werbungen in ihren Gebieten und liefern Waffen.“

„Die unsereiner bezahlen muß. Ich verstehe.“

Anhalt dachte wohl, daß des alten Herrn Geld für eine protestantische Politik würdiger ausgegeben werde als für seine raffgierigen Alchimisten; aber er hütete sich, es zu sagen, und das war sein Erfolg.

„Was kann der Liechtenstein schon geben!“ meckerte Herr Wok. „Ich zahle fünfmal das Jahreseinkommen des Laffen.“

Ein Herr hatte das hingeworfen, der seine eigenen Finanzen besser kannte als das rosenbergische Oberrentamt.

„Zweihunderttausend Taler?“ fragte der Fürst.

Das war mehr, als sich Anhalt erhofft hatte.

„Wenn's sein muß, auch mehr“, schloß Wok, als zermalme er damit den verhaßten Liechtenstein.

„Auf keinen Fall mehr!“

„Könnte doch nichts schaden?“ wunderte sich Wok.

„Wer zahlt, befiehlt“, wiederholte Seine Durchlaucht, „freilich –; aber nur so lange, wie noch Geld von ihm zu erwarten ist. Auch die zweihunderttausend sollte der Herr Oheim daher nur in Raten bewilligen. Dieses Mähren ist für den Matthias eigentlich schon zu viel. Doch das läßt sich nicht ändern. Auch der Protestant Zerotin zahlt, und nicht weniger als der Liechtenstein. Die mährischen Stände aber? Die bewilligen ihr

Truppenkontingent, um Rudolf ebenfalls zu bekämpfen und nicht, um sich von ihm die Köpfe abschlagen zu lassen.“ Wok lachte.

„Mein Wittingau ist nicht zu nehmen, auch mit noch so viel Kanonen nicht. Meine sind aus Harteisen mit einem ganz neuen Pulver. Die anderen können gar nicht auf Schußweite heran. Und Proviant? Für Jahre!“

„Alle zweiunddreißig gesunden Zähne – wenn er die noch hätte“, ergänzte Anhalt, „würde Rudolf sich an dieser Festung ausbeißern. Ich weiß übrigens, daß Budowec hierherkommen wird, und es ist schade, daß ich nicht auf ihn warten kann. Aber schließlich würde er uns auch nur über die allerletzten Ereignisse etwas sagen können. In der Hauptsache weiß der Herr Oheim besser Bescheid. Wie also steht Böhmen zu Matthias?“

„Schlecht. Das darf Euch nicht befremden, Vetter, Ihr seid kein Böhme. Mähren ist wie Schlesien und die Lausitz ein Land der böhmischen Krone, und nun gehen die Mährer hin – sie allein von allen – und schließen, ohne zu fragen, ganz allein für sich einen Frieden. Das werden wir Böhmen nicht hinnehmen!“

Anhalt erwähnte nichts davon, daß die Ungarn Mähren verheert hatten, ohne daß der Kaiser, aber auch die Böhmen selbst zu Hilfe gekommen wären. In ihrer Not war die Markgrafschaft dem Wiener Frieden beigetreten, den Matthias geschlossen hatte. Für Wok aber hieß das nur, Mähren habe sich von Böhmen getrennt und rechtswidrig selbständig gemacht.

„Das wäre nicht ungünstig“, meinte Anhalt – er sagte es aus seinen Gedanken heraus.

„Wieso?!“ fuhr der etwas schwerfälligere Wok denn auch auf. Er dachte nur an Mähren. „Das ist Felonie!“

„Möge der Herr Oheim mit Gunst eine Frage beantworten: Wenn Matthias wie in den anderen Ländern auch in Böhmen den Landtag einberiefe – würden die Stände erscheinen?“

„Kein Schwanz würde kommen!“ ereiferte sich Wok.

„Nun eben, das finde ich günstig“, erklärte Anhalt. „Und wie steht es mit Truppen? Würden die böhmischen Stände welche aufstellen?“

„Sie werden!“ rief Wok, der noch immer nicht recht verstand. „Ganz gewiß werden sie! Aber gegen Matthias, nicht für ihn.“

„Ausgezeichnet. Wolle mein Herr Vetter doch gnädigst überlegen: So wie jetzt kann es nicht bleiben. Die Reste der geschlagenen unbezahlten Truppen Rudolfs marodieren mit Ausnahme von Böhmen in allen

habsburgischen Ländern. Nichts lassen sie den Bauern, nichts ist vor ihnen sicher. Erst mag der Schrecken die Verzweifelten wohl niederwerfen; aber wenn sie dann zum Dreschflegel greifen, mag die Anzahl der Leichen die Verluste vieler Schlachten übersteigen. Doch auch Soldaten sterben, und ihre Waffen fallen in die Hand des Volks. Dann ist der Aufstand da, von dem keiner sagen kann, wo er endet. Auch wenn er zuletzt niedergeschlagen werden kann – welches Interesse haben wir Herren an einer solchen Entwicklung? Um Soldaten ist es nicht schade, mit dem Volk jedoch reduzieren wir unseren eigenen Unterhalt.“

Wok war gescheit genug, einzusehen, daß Anhalt recht hatte, und so ganz fremd waren ihm ähnliche Gedanken auch nie gewesen.

„Aber wir rühren uns ja!“ rief er. „Matthias soll ja marschieren!“

„Nur so weit, wie es uns beliebt! Böhmen ist nichts für Matthias. Sonst hätten wir einen neuen Kaiser mit dem ganzen Besitz des alten, nur daß er nicht verrückt wäre. Für uns Protestanten möchte das nicht vorteilhaft sein. Matthias ist kein Kirchenlicht – das ist wohl wahr –, aber soweit er kann, wird er seine habsburgisch-katholische Politik betreiben. Eines neuen Gedankens ist er selbst nicht fähig. Fürs Denken hat er seinen Kardinal Klesl und ... die Jesuiten.“

„Niemals habe ich ihm Böhmen überlassen wollen“, sagte Wok mit gutem Recht.

„Auch daran erkenne ich des Herrn Oheim höhere Weisheit, der ich mich dankbar beuge“, bestätigte Anhalt. „Euer Liebden hat sich also entschlossen, dem Erzherzog Matthias eine Geldunterstützung in Raten bis zu zweihunderttausend Talern zu bewilligen. Zugleich aber wird der Herr Oheim seinen Einfluß aufbieten, daß die böhmischen Stände ihre Truppen, die sie wahrscheinlich aufstellen werden, in eigener Hand behalten und weder Rudolf noch Matthias unterstellen – auf keinen Fall dem Matthias. Falls der Erzherzog – wie er es in Ungarn, Österreich und Mähren tat – versuchen sollte, auch in Böhmen den Landtag einzuberufen, so wird der Herr Oheim sich dafür einsetzen, daß die Stände fernbleiben. In Südböhmen nun ist der rosenbergische Einfluß stark genug, um den Erfolg zu gewährleisten. In den anderen Teilen des Königreiches ist man dem Matthias zwar ebenfalls nicht geneigt, aber Meinungen können sich ändern. Über diesen Punkt wäre also noch zu reden“, schloß Anhalt und warf einen ermunternden Blick auf Hock.

Als Frage gab ihn der Herr Sekretär Seiner Erlaucht weiter, der sein Einverständnis durch ein Nicken bekundete.

„Mit gnädiger Erlaubnis meines hohen Herrn kann ich Euer Durchlaucht vermelden, daß wir in ganz Böhmen – und nicht nur dort – unsere geheimen Konfidenten besitzen, oft Herren von Stand, die aber alle ihre Gründe haben, sich Seiner Erlaucht dienstwillig zu erzeigen. Es wird natürlich darauf gehalten, daß diese Verbindungen nicht bekannt werden. Wir haben sogar Agenten, die nicht einmal selbst wissen, wessen Aufträge sie vollziehen, was gelegentlich, besonders bei Katholiken, wünschenswert, ja notwendig sein kann.“

„Tüchtiger Mann, der Hock“, dachte Anhalt. Laut aber sagte er mit einer achtungsvollen Verneigung vor Wok: „Ich habe immer viel von dem gnädigen Geruhen des Herrn Oheim erwartet, doch diese ausgezeichnete Einrichtung Euer Erlaucht übersteigt meine höchsten Erwartungen. Sie läßt mich die Macht begreifen, die der Herr Oheim auszuüben in der Lage ist. Nur – es muß auf alle Standesherren eingewirkt werden, und das sind mit deren bevorzugten Dienern, Verwandten und anderen Leuten von Einfluß viele hundert, ja mehr als tausend Personen. Briefe werden in den wenigsten Fällen genügen. Zu alledem muß die Beeinflussung in ganz kurzer Zeit durchgeführt werden, und zwar mit immer wechselnden Personen.“

„Ich glaube, das können wir alles Hock überlassen, Vetter“, meinte Wok, „der wird schon damit fertig werden.“

Daran zweifelte Anhalt freilich nicht; aber gegen des Rosenbergers Vorschlag sprach bei ihm, daß auch Hock ein Vertrauter war, und zwar Anhalts eigener, durch den er stets über dessen Herrn unterrichtet wurde. In dieser kritischen Zeit mochte er „den Herrn Oheim“ nicht gern ohne Aufsicht lassen.

„Euer Erlaucht wird Seinen Ersten Sekretär nur schwer entbehren können“, sagte er darum, „und von Wittingau ist unser Beeinflussungsfeldzug nicht durchzuführen. Der Mann, der ihn leiten soll, muß sich tummeln können, am besten von Prag aus.“

„Habt Ihr jemand in Prag?“ fragte Wok. „Ich hatte meine Absichten, als ich den Hofsekretär Junker Ehem hierher beorderte“, meinte Anhalt. „Der soll ...?“

Nicht gerade begeistert nahm Wok die Eröffnung auf. Auch Philipp war fast erschrocken.

„Hat Euer Durchlaucht bedacht, daß ich nicht tschechisch kann?“

Widerspruch liebte Wok freilich nicht, und schon gar nicht von einem so jungen Menschen! Ehems Einwand veränderte für ihn die Sachlage sofort.

„Papperlapapp!“ rief er. „Für das bißchen Tschechisch, wenn Ihr es überhaupt braucht, schick’ ich Euch jemand, und der wird richtig sein.“

„Wir zweifeln nicht daran“, erklärte Anhalt, um sich dann Philipp zuzuwenden: „Wegen der Namensliste setzt Euch noch mit Herrn Hock in Verbindung, und damit Ihr über jede nur mögliche Bewegungsfreiheit – wartet einmal – hier!“ Er überreichte Philipp einen großen Umschlag. „Dies sind Eure Instruktionen und Euer Akkreditiv. Hiermit seid Ihr zum kurpfälzischen Gesandten beim Kaiser ernannt. Das wird Euch Eure Aufgabe erleichtern.“

„Durchlaucht!“

Philipp schnellte in die Höhe und vergaß vor Überraschung den Dank.

„Durchlaucht ...“, konnte er nur noch stammeln.

Die ihm widerfahrene Auszeichnung – Repräsentant des Pfalzgrafen beim Kaiser – war in der Tat sehr groß und um so größer, als der Posten gegenwärtig eine erhöhte politische Bedeutung besaß. Anhalt schätzte den jungen Hofsekretär als brauchbar; vor allem aber hatte er gern die Gelegenheit wahrgenommen, dem Großkanzler Ehem als dem zuverlässigen Vertreter seiner Interessen in Heidelberg sich erkenntlich zu erweisen. Im Sohn sollte der Vater geehrt werden.

„Schon gut“, sagte er jetzt, „auch Sein Herr Vater läßt ihm durch mich Glückwünsche ausrichten. Nehme Er sie mit den meinen entgegen –“, lächelnd schloß er nach einer kleinen Pause –, „mein Herr Legationsrat Ehem.“

XXVI

Durch seine diplomatische Tätigkeit in kurpfälzischen Diensten war Philipp Ehem für seinen neuen Posten durchaus vorbereitet. Bis jetzt hatte er in dem gleichen großen Gasthof „Zum Greif“ wie Tycho Brahe und dessen Gefolge gewohnt. Er hätte auch in der pfälzischen Gesandtschaft Unterkunft finden können. Aber in ähnlichen Räumen, wie sie für ihn damals in Frage gekommen wären, hatte man dort auch Kanzlisten und gehobene Bediente untergebracht. Sie waren von dem Herrn Hofsekretär und Sohn des Großkanzlers abgelehnt worden. Nun jedoch würde er als Hausherr in die Gesandtschaft ziehen, würde er seine eigenen Ställe, seine Kutsche und Diener haben – von dem eigentlichen Gesandtschaftspersonal ganz abgesehen.

Es gab nur drei subalterne Kanzlisten, alle drei älter als ihr neuer Chef.

Philipp sah das Haus vor sich. Keiner der großen Paläste, die sich der Hochadel immer häufiger in Prag bauen ließ, war das, sondern das würdige Stadlhaus eines „Landmannes“, wie man in Böhmen offiziell einen adeligen Gutsbesitzer und Mitglied der Stände nannte. Die große Einfahrt zur rechten Hand führte zum Hof mit den Ställen und den Wohnungen für das Stallpersonal. Zur Linken führten aus der Durchfahrt Eingänge zum herrschaftlichen Vorderhaus. Im Erdgeschoß befand sich die Gesandtschaft, und im Stockwerk darüber wohnte die Dame Kerbová, die Witwe des Erbauers. Unter dem Dach lagen Trockenböden und nochmals Wohnkammern.

Dieses Haus mit Andeutungen des neuen Barockstils lag in einer weniger belebten Straße der Neustadt. Philipp hatte immer eine Vorliebe für dessen gediegene Vornehmheit gehabt. Statt in Prag hätte es ebensogut in Augsburg stehen können, war stets seine Meinung und das höchste Lob gewesen, das er zu erteilen vermochte. Auch die Hausbesitzerin kannte er bereits. Er werde ihr einen Antrittsbesuch machen müssen, dachte er nicht ohne Genugtuung, weil er diesem Besuch mehr als der Übernahme des Personals so etwas wie die Bedeutung seiner Inthronisation zuschrieb.

Für einen noch Unergrauten waren das alles Gründe genug, sich erhaben zu fühlen. Auch Ehem liebte das Leben zu sehr, um der Gunst der Verhältnisse, in die er hineingeboren war, gleichgültig gegenüberzustehen.

„Magister Georg“ hatte für Bankettieren und Zutrink keine Zeit gehabt, sondern sofort nach der Konferenz seine Kutsche bestiegen. Unscheinbar und ohne Aufhebens war er wieder davongerollt. Auch das andere lag hinter Philipp Ehem: Vom Sekretär Hock hatte er die Liste der Konfidenten mit allen Informationen bereits übernommen, und Aranka würde er wohl nicht mehr zu sehen bekommen. Er mußte ebenfalls fort – so schnell wie möglich. Gepackt hatte er bereits und wartete nur noch auf die Nachricht, daß Herr Wok ihn noch zum Abschiedsbesuch empfangen wolle.

Es waren die ersten Minuten einer Besinnung, und in ihnen genoß Philipp sein Glück.

Das Glück hieß Prag. Und Prag hieß für ihn Regina.

Er würde sie wiedersehen, und zwar in einer Position, der sie nach seiner Überzeugung nicht widerstehen könne. Es sei kaum möglich, einander in der Hauptstadt auszuweichen, dachte er. Die Übereinkunft mit Herrn Kepler? Die sei zu einer anderen Zeit erfolgt und habe – wenn nicht früher schon, so doch heute ihre Gültigkeit verloren. Die Frau des kurpfälzischen Gesandten werde in der Prager Gesellschaft einen ehrenvollen Platz einnehmen. Das müsse auch der Herr Kepler einsehen, und die Mutter ...

Von Müttern heiratsfähiger Töchter ausgezeichnet zu werden, war er gewohnt. Warum er sich eigentlich nicht gleich an die Frau Keplerin gewandt habe, fragte er sich, warum an den Vater, der nicht einmal der richtige Vater, sondern nur der Stiefvater sei?

Nur an eines dachte er nicht: daß er sich auch unmittelbar an das Mädchen selbst hätte wenden können.

Er war der Sohn einer jener guten Familien, mit deren Konventionen es sich durchaus vertrug, daß die unverheirateten Söhne gelegentliche Verbindungen mit Frauen minderbegünstigter Schichten knüpften – auf welche Weise hätten sie sonst wohl den Forderungen der Natur entsprechen sollen? Aber das waren andere und obendrein untergeordnete Geschöpfe. Philipp empfand nicht anders als eben auch nur „standesgemäß“ und hatte sich infolge der Sinnwidrigkeit dieser Konventionen in Vorstellungen verfangen, die nicht weniger sinnwidrig waren. Nichts hatten für ihn diese anderen Frauen mit dem Mädchen von unbezweifelter Jungfräulichkeit gemein, das er heiraten wollte, mit diesem Wesen, das noch in der Ehe mit aller Behutsamkeit aus seiner Unversehrtheit herausgeführt und den gegebenen Bedingungen einer Ehe mit aller Zartheit gewonnen werden

müsse. Lästerung sei es, sich die Begehrte mit Sinnlichkeit und Geschlechtsverlangen begabt zu denken.

Sogar jetzt konnte er sich eines Gefühls von Unrecht nicht erwehren, wie er an Regina dachte – „Regerl“ nenne sie der Vater, „Rögel“ die Mutter –, an ihren Gang, ihre Füße, den Ansatz ihrer Beine, die sie ihn habe sehen lassen, als sie einmal mit gerafften Röcken vor ihm eilends die Treppe hinaufgelaufen sei. Ihr Gesicht, die sittsam gebändigten Schwarzhaare, der Mund und die dunklen Augen waren ihm wie leibhaft gegenwärtig. Bei dem Gedanken an Mund und Augen war er wieder tief überzeugt von ihrer Klugheit. Nein – andere Mädchen möge es geben, die man nach Schicklichkeit und Brauch ebenfalls heiraten könne, und das gebe dann eine Ehe wie viele andere; aber Regina, die Unberührte und nur schwer Berührbare, sei einmalig, ihrer könne kein Sterblicher je überdrüssig werden, sie sei das große Glück, das man ergreifen müsse, solle man ihm nicht lebenslänglich nachtrauern.

Als man ihm meldete, daß Seine Erlaucht ihn erwarte, hatte er gerade seinen Werbebrief an die ehrengedachte und wohlgeborene Frau Barbara Keplerin beendet.

Auch die beiden Pferde warteten mit dem Reitknecht bereits auf dem Hof.

Zugleich mit ihm selbst würde also das Schreiben in Prag sein. Und dann ...

Er zweifelte nicht am Erfolg, und in dieser festen Erwartung erlebte er am Tage des Glücks seinen glücklichsten Augenblick.

Ohne große Umstände riß Bette die Tür zu Reginas Zimmer auf.

Mit diesem Zimmer hatte es eine Bewandnis. Erst nach zähen Kämpfen mit Frau Barbara hatte Regina ihren eigenen Raum erhalten, ohne eines oder gar zwei ihrer jüngeren Geschwister darin aufnehmen zu müssen. Hier erledigte sie ihre Arbeiten, die von der Frau Mutter gern „Faulenzereien“ genannt wurden, hier konnte sie ihrem Körper die Freiheit gewähren, die Pflege geben, die ihr ein Bedürfnis waren. Jetzt kämmte sie sich vor ihrem Spiegel.

„Du sollst doch anklopfen, Bette“, sagte sie fast heiter und ohne zu schelten. „Siehst du denn nicht? Ich bin nur im Hemd.“

„Ich hab’ Euch schon ohne gesehen“, meinte Bette ungerührt.

Regina lachte.

„Das mußt du vergessen, Bette, sonst bist du eine Schamlose.“ Es ließ sich nicht bestreiten: die Mädchen machten sich über Frau Barbara lustig. „Denk dir, wenn die Frau Mutter es bemerkt hätte, wie du hier hereinstürmtest!“

„Und wenn sie gesehen hätte, wie Ihr da sitzt“, gab Bette zurück. „Euer Mann, wenn Ihr erst mal einen habt, wird seine Freude an Euch haben, Fräulein Rögel.“

Schroff erhob sich Regina und verdeckte ihre Brüste. Bette, die sich halte nähern wollen, um sich mit den Freuden von Reginas Zukünftigem zu befassen, blieb stehen. Jede Vertraulichkeit zwischen den beiden, dem jungen und dem älteren Mädchen, war weggeblasen.

„Was willst du?“ fragte Regina.

„Warum gleich so böse“, beschwerte sich Bette. „Man wird doch wohl noch was sagen dürfen!“

„Ich sehe nur ein, daß meine Mutter recht hat. Aber es ist meine Schuld. Ich hätte meine Tür verschließen und daran denken sollen, daß du es nie lernen wirst, dich anständig zu benehmen.“

„Das dürft Ihr nicht sagen, Fräulein, nein, wirklich nicht!“ widerstrebte Bette. „Ich bin keine Studierende wie Ihr und konfirmiert bin ich auch nicht, wenigstens nicht extra in Dresden, was feiner ist. Das nicht. Aber deswegen bin ich doch ein anständiges Mädchen. Was hab’ ich denn gesagt?“

Ja, was hatte Bette denn gesagt? Regina mußte sich selbst fragen, während sie ihr Mieder zuhakte.

„Du hast mich, so wie ich im Hemd war, in Verbindung mit Männern gebracht“, kam es dann zögernd aus ihr heraus.

„Nicht mit Männern!“ verwahrte sich Bette ganz entschieden. „Nur mit Eurem Zukünftigen! Mädchen wie Ihr haben nur einen, und den heiraten sie dann auch meist. Und das genügt dann ja auch, wenn man ihn fest hat, daß er nicht fortlaufen kann oder doch nicht weit und immer wiederkommen muß. Und von Euch hab’ ich gemeint, wie ich Euch da so sah, daß Eurer auch gar nicht erst fortlaufen möchte.“

Was da nun Unanständiges dabei sein soll, möchte ich wohl wissen!“

Inzwischen war sich Regina darüber klargeworden, daß Bettess Standpunkt eigentlich eine recht wohlwollende Annahme sei. Einen Zukünftigen werde es freilich nie geben – damit schloß sie diesen Gedanken ab und ließ sich von Bette in ihr Kleid helfen.

„Nur so ‘nen einzigen Unterrock, noch dazu aus dünnem Leinen?“ quengelte Bette, „das wird der Frau gar nicht recht sein.“

„Ihr beiden, die Mutter und du, ihr möchtet wohl am liebsten allen Frauen und Mädchen die Röcke aufheben, um nachzuzählen, ob sie auch genug Unterröcke anhaben?“

„Ja, Fräulein, Ihr findet es schon unanständig, wenn ich eigentlich gar nichts gesagt habe – was ich nun bin, ich finde wieder so einen einzigen fummeligen Unterrock unanständig. Da sieht man ja fast die Beine beim Gehen. Meint Fräulein, die Herren sehen nach so was nicht? Da kennt Fräulein die Bande schlecht. Gerade danach gucken sie hin, die Kerls. Aber heute kommen wohl keine ins Haus, und unser Herr als der Vater zählt ja nicht.“

„Nun hör schon auf!“ rief das Fräulein. „Meinetwegen zieh mir auch noch den Weißwollenen unter“, fügte sie jedoch gleich als Abschwächung hinzu, „damit du endlich still bist.“

Aber Bette ließ sich nicht erschüttern.

„Na, dick ist der Weißwollene nun auch nicht gerade“, meinte sie; „aber ‘nen ganz soliden, dicken – so ‘nen wollt Ihr ja nie.“

Hierbei mußte Regina freilich lachen.

„Weißt du auch, Bette, daß du mir noch gar nicht gesagt hast, was du hier eigentlich willst?“

„Herrjeh!“ kreischte Bette. „Die Frau ist unten mit dem Herrn. Sie warten auf Euch – Ihr sollt ‘runterkommen ... Aber daß es was Schlimmes ist, glaub’ ich nicht“, fügte sie tröstend hinzu.

„Und daß es so lange gedauert hat?“ neckte Regina. Doch Bette vertrat die Welt der Tatsachen. „Jetzt seid Ihr ja erst so weit. Oder hättet Ihr im Hemd ‘runter wollen, mit bloßen Beinen?“

„Warum kommt sie nicht, wenn man sie rufen läßt?“ Mit dieser Frage beklagte sich Frau Barbara, ohne viel zu erhoffen.

„Das mußt du besser wissen, Barbara“, meinte ihr Mann mit der Vorsicht, die er gelernt hatte. „Vielleicht war sie gerade beim Umziehen?“

„Wie gut du dich in ihr auskennst!“ spottete Barbara. „Natürlich zieht sie sich um und hält mir dabei die Bette noch von der Arbeit ab. – Weißt du, warum eine ehrsame Jungfer sich an einem Alltag umziehen muß?“

„Nun laß doch das Regerl, Liebste“, wehrte sich Johannes. „Es begibt sich doch heute gar nichts Besonderes, und alles ist längst abgemacht.“

Vormittags hilft sie dir im Haushalt und bei den Kindern ...“

„– und nachmittags ist sie bei dir, und dafür muß sie sich extra schön machen!“

„Aber Barbara – meist arbeitet sie doch auf ihrem Zimmer –“

Doch Barbara ließ sich nicht beirren.

„Hinundherfragen gibt’s immer!“ maulte sie. „Was rede ich erst lange – ihr beide tut ja doch, was ihr wollt. Aber das hat Rögel nun davon. Wenn sie um den Brief wüßte, den ich habe, wäre sie längst unten.“

„Meinst du?“

Johannes war nicht zu überzeugen.

„Welche Frage!“ widersprach Barbara. „Doch nun ist ja noch alles gut geworden. Ich hab’ es ja damals gleich gesagt! Und jetzt schreibt er es selbst. Du hast ihn mißverstanden, Johannes. Junker Ehem war von Anfang an entschlossen, unser Rögel zu heiraten, nur du hast ihn erst einmal weggeschickt. Ganz gerührt bin ich, daß er trotzdem wiederkommt, jetzt, da er Gesandter in Prag ist und gar noch Rat!“ Sie unterbrach ihren eigenen Freudentaumel, um sich mit noch größerem Nachdruck an ihren Mann zu wenden: „Freust du dich denn nicht?!“

„Ja – natürlich freue ich mich“, mußte er sagen, „eine ehrenvolle Verbindung scheint sich anzubahnen ...“

„Scheint?“ empörte sich Frau Barbara. „Anzubahnen? Gewiß ist sie, völlig gewiß, diese ‚ehrenvolle Verbindung‘! Was sollte noch dazwischenkommen? Willst du mir das erklären?“

„Meine liebe Barbara“, sagte er, und es kam selten genug vor, daß er sie bei ihrem unveränderten Namen ansprach, höchstens einmal, um dadurch seinen Ernst zu bekunden, „die Hauptsache ist doch, wie sich Regina dazu stellt.“

„Regina ...?“

Sehr wohl war es Barbara schon lange nicht mehr bei den untadeligen töchterlichen Respektsformen ihrer Rögel gewesen; aber zum ersten Mal dämmerte es ihr, daß ihr Kind gerade mit diesen Formen sich die Mutter ferngehalten habe. Doch sogleich verjagte sie diesen Gedanken als völlig unmöglich.

„Das ist ja Unsinn!“ rief sie. „Meine Rögel ist eine gehorsame Tochter und trotz ihrer Rechnereien für dich noch viel zu dumm. Ich werde ihr überhaupt alles erst erklären müssen. Oder hast du je bemerkt, daß sie

schon einmal so richtig an einen Mann gedacht hat – ich meine an einen Mann zum Heiraten?“

Johannes glaubte Grund genug zu haben, diese Frage zu verneinen. Doch als Regina endlich eintrat, atmete er auf.

Die Gewißheit stand im Raum. Er kannte Reginas Entscheidung nicht; aber von deren Unerschütterlichkeit war er überzeugt.

Regina hatte ein blaues Kleid mit einem weiten Rock an. Hals und Handgelenke umgaben ein schmaler Kragen und ebensolche Manschetten aus weißer Leinwand. Wenn sie sich in der Einfachheit ihrer Gewandung auch nicht viel von einer Kammerzofe unterschied, so war sie doch gut anzuschauen. Ohne Frau Barbara sich erst entladen zu lassen, begann sie sofort:

„Verzeihe die Frau Mutter, daß ich nicht gleich kam. Ich war noch nicht angezogen.“

Zu anderen Zeiten hätte schnelles Zuvorkommen Regina nicht davor bewahrt, zuerst noch allerlei an mütterlichen Lehrmeinungen vernehmen zu müssen. Heute lag Frau Barbara mehr daran, Reginas Jubel über die große Neuigkeit zu genießen und sich vor ihrem Mann als die geliebteste Mutter zu erweisen, der nichts in ihrem Kinde verborgen sei. Mit feuchten Augen zog sie Regina in ihre Arme.

„Mein Kind, mein geliebtes Kind“, schluchzte sie, „daß ich das noch an dir erleben darf!“

Aber Regina empfand nur ein leichtes Unbehagen. Sie liebte keine Sentimentalitäten, und die mütterlichen halten schon zu oft mit Vorwürfen geendet. Ein einziges Wort oder eine Bewegung von Regina, die nicht ganz Barbaras Vorstellungen von der schuldigen Erwidern ihrer eigenen Güte entsprachen, konnten einen Zornesausbruch von ihr hervorrufen.

„Ja, liebe Frau Mutter?“ fragte Regina mit größter Vorsicht, und so löste sich die Umarmung dieses Mal ohne weiteren Unfall in einem Lächeln von Barbara auf, das ihr – sie wußte es – so gut stand.

„Setz dich, Kind“, sagte sie und ließ, um die Wichtigkeit dessen, was Regina hören sollte, hervorzuheben, erst eine Pause der Erwartung verstreichen. „Der Junker Ehem hat mir geschrieben.“

Die Umarmung hatte Regina gewarnt, und so empfand sie die Mitteilung der Mutter nicht so sehr als einen Überfall, wie es sonst geschehen wäre.

„Von Heidelberg hat er geschrieben?“

Der Ton sollte arglos klingen, die Frage war zu bewußt ablenkend, um zu täuschen, und schon fing Frau Barbara an, sich zu ärgern.

„Nein, nicht aus Heidelberg!“ sagte sie. „Ist ja auch gleichgültig. Denk dir: Er hat um deine Hand angehalten.“

„Wie? Er will mich doch nicht etwa ...?“

„Ganz gewiß will er! Heiraten will er dich!“

Gequält klang Reginas Lachen, mit dem sie sich erhob.

„Aber die Frau Mutter! Die Frau Mutter wird mich doch jetzt nicht schon heiraten lassen. Ich bin ja noch viel zu jung!“

„Lächerlich! Andere Mädchen in deinem Alter haben schon Kinder.“

„– und dann ist der Herr Ehem doch auch schon ...“

„– zu alt? Willst du etwa einen dummen Jungen in deinem eigenen Alter heiraten? Der Junker ist gerade in dem richtigen Alter für dich. An dem wirst du einen Halt haben.“

„Der Herr Vater ist auch nicht älter als du“, trotzte Regina.

„Und dein eigener Vater? Der war viel älter als ich.“ „Den hab’ ich doch kaum gekannt“, wich Regina aus. „Und dein erster Stiefvater, der Herr Bausekretär? Hast du den auch nicht gekannt?“

„Den hab’ ich gekannt; aber – gemocht hab’ ich ihn nicht!“ „Als wenn es auf dich ankäme!“

„Auf mich kam es gewiß nicht an“, gab Regina zu; „denn damals hat die Frau Mutter geheiratet und nicht ich. Jetzt jedoch soll ich heiraten, und da kommt es sehr wohl auf mich an!“

Barbara lachte schrill.

„Da hör’ doch einer das Mädchen! Du ahnungsloses Ding du! Deinen leiblichen Vater und den Bausekretär hab’ ich heiraten müssen, weil es der Vater, mein Vater, so wollte, und meinen Magister, der freilich gleichaltrig mit mir ist, den hätte ich auch nicht gekriegt, wenn sich die Kirchenherren nicht hineingemengt hätten. Sieh mal, Rögel“ – Barbara beruhigte sich etwas – „ich hab’ dir noch gar nicht alles gesagt. Weißt du, was der Junker inzwischen geworden ist? Gesandter ist er geworden, kurpfälzischer Gesandter, hier beim Kaiser in Prag! Und Legationsrat auch noch! ‚Euer Edlen‘ und ‚Frau Legationsrätin‘ wird man dich heißen. Ist das nichts? Sag selbst!“

„Das ist vermutlich sehr viel“, gab Regina zu, „und des Junkers wegen freut es mich.“

„Und du selbst?“

„Die Frau Mutter tut mir leid, daß Sie nicht Ihrem eigenen Willen gefolgt ist.“

„Du meinst also, etwas Besseres zu sein?“

Alle Weichheit war bei Barbara verschwunden.

„Nicht besser, doch anders“, sagte Regina trotzdem.

„Gar nicht anders!“ rief Barbara. „Genau so wie ich. Ein dummes Gör bist du, dem man weisen wird, was es zu tun hat. Du wirst den heiraten, den deine Eltern dir nennen.“

„Ich will überhaupt nicht heiraten! Jetzt jedenfalls nicht. Tue mir die Frau Mutter das doch nicht an!“ – Fast flehte Regina. – „In so jungen Jahren schon einem gleichgültigen Menschen ins Bett gesteckt werden, und dann jedes Jahr ein Kind, bis man alt ist und einen keiner mehr anschaut. Nein!“

Barbara war erschüttert. War das ihre züchtige Tochter mit Knicks und „Jawohl, die Frau Mutter!“? Nie hätte sie gedacht ...

„Habt Ihr sie gehört, Kepler?“ klagte sie.

„Bitte, Barbara, du Schadest dir selbst, wenn du dich erregst. Bedenk doch: Wenn du sie verheiraten willst, ist das vom Bett und Kinderkriegen doch das wenigste, was sie vorher wissen muß.“

„Gar nichts muß sie wissen“, brauste Barbara auf. „Ich hab’ auch nichts gewußt, als ich ihren Vater heiratete, und ich war ebenso alt wie sie heute. Unkeusch sind solche Gedanken. Ich schäme mich, daß mein Kind solche Gedanken hat. Aber du nimmst sie natürlich in Schutz. Ich hätte es vorher wissen können.“

„Ich brauche sie nicht in Schutz zu nehmen“, sagte Johannes. „Sie sagte nur, was wahr ist, und wehrte sich.“

„Wehrte sich? Gegen ihre eigene Mutter will sie sich wehren? Dann hört mein letztes Wort – alle beide! Ich werde den Junker ins Haus bitten, und gnade ihr Gott!, wenn sie dann nicht mit Scharmanz und Devotion ihm entgegenkommt! Sonst werde ich das stolze Fräulein so oft übers Knie legen, bis sie wieder ein gefügiges Mädchen geworden ist!“

Das Peinliche war, daß Barbara so schrie. Aber da sie mit Fug daran zweifelte, ihre Drohung verwirklichen zu können, wollte sie schreien. Wenigstens hören solle man sie – am liebsten in ganz Prag – in Graz ...

„Das wirst du nicht tun“, sagte Johannes, „und du weißt das auch.“

„Bin ich nicht die Mutter?!“

„Die bist du. Aber deine Tochter genießt den Schutz meines Hauses. Wenn es sein muß, auch gegen dich.“

Davon war Barbara nur zu sehr überzeugt, und so entlud sie diese Ohnmacht in einem Tränenstrom lauter Verzweiflung.

Beruhigen ließ sie sich nicht – von Regina schon gar nicht. „Liebe Mutter ...“ Barbara stieß sie zurück.

„Ich will nichts von euch sehen und hören! Von euch beiden nicht“!

Damit krachte sie die Tür derart hinter sich zu, daß Mörtel und Kalk von den Wänden rieselten.

Übermenschliches sollte niemand vom andern erwarten – er würde enttäuscht werden. Bette enttäuschte keinen Menschen. Von ihr hatte kein Mensch verlangt, nicht zu horchen – nicht einmal sie selbst. Als die Frau plötzlich herausgestürmt kam, hatte sie gerade noch beiseite springen können.

Es war also alles in Ordnung. Bette wußte Bescheid. Nachlaufen durfte man Barbara in einem solchen Fall nicht. Ehe man sie wieder ansprechen durfte, mußte man eine Weile warten.

Verstehen konnte Bette ihre Frau; denn sie kannte den Junker Ehem gut genug, der nicht nur ein feiner Mann, sondern nun auch noch ein großes Tier geworden sei.

Mehr freilich sei wohl kaum noch zu erfahren, schloß sie diesen Gedanken ab. Nichts, aber auch gar nichts sei mehr zu hören. Und mittlerweile sei es jetzt auch Zeit, mit Wärmkruken und Kamillenumschlägen die Frau wieder zum Leben zu erwecken.

XXVII

Die Hand des Herrn Sekretärs griff dem Damenpferd fest in die Zügel. Die Reiterin hob zwar die Peitsche; aber der Gaul schlug mit den Vorderhufen in die Luft, und so mußte sie sich erst einmal wieder um festen Sitz bemühen.

„Nehmt die Hand weg!“ befahl sie.

„Warum? Schritt genügt.“

„Die Jagd liegt schon voraus. Wir sind fast die letzten.“ Sehen konnte man nichts mehr.

„Ich hoffe, wir sind die allerletzten“, sagte Hock, „gar nicht weit genug kann die Jagd vorausliegen. Einholen werden wir sie schon bis zum Halali und uns dann beide gesondert in den Haufen zurückschlingeln. Niemand wird etwas merken, wenn die Dame es nicht will.“

„Was merken?“

„Daß ich die Dame um die Gewogenheit gebeten habe, einige Worte mit mir zu wechseln.“

„Gebeten hat Er, und nun gebe der Herr mein Pferd frei.“

Hock lächelte nur. Sonst tat er nichts. Überredend beugte sich das Fräulein zu ihm.

„Hock“, fragte sie, „wollt Ihr, daß ich mich bei der Obersthofmeisterin beschwere? Ich täte es ungern.“

„Das begreife ich.“

„Wirklich? Und den Grund? Darf man den wissen?“

„Weil Ihr der Frau Obersthofmeisterin die gleiche Gesinnung entgegenbringt wie ich Unwürdiger.“ „Für so böse hält mich der Herr?“ „Für so urteilsfähig.“ Die Dame Aranka mußte lachen.

„Dennoch –“, sagte sie, „ich bestreite nicht Eure Macht, Hock. Sie ist nicht gering, und ich habe durchaus nicht die Absicht, mich mit Euch anzulegen. Aber daß unser Herr keinem Mannsbild auch nur den geringsten Einfluß auf seinen – nun sagen wir schon ruhig: auf seinen Harem einräumt – das wißt Ihr doch auch. Nun wohl, Ihr seid, soviel ich weiß, ein Mannsbild. Oder sollte ich mich geirrt haben?“

„Könnt’ es ja mal probieren“, murmelte Hock. „Und wenn Ihr obendrein frech seid!“ beehrte das Fräulein auf.

„Habe gar nicht die Absicht. Ich will Euch nur etwas fragen.“

„Und dazu müßt Ihr mich wie ein Heckenreiter überfallen?“

„Aus der Frage könnte sich, falls Ihr den Wunsch hegen solltet, eine Unterhaltung ergeben, und die Frau Obersthofmeisterin hat mehr als zwei Augen.“

Aranka zauderte nur kurz, ehe sie sich entschloß.

„Also gut“, sagte sie; „aber dann können wir auch absitzen.“

Hock war oft zu Pferd unterwegs und erwies sich als guter Reiter. Mit einem Schwung warf er das linke Bein über den Hals seines Pferdes und faßte, beinahe noch im gleichen Sprung, Aranka bei den Hüften. Eine Kleinigkeit zu lange hielt er sie so in der Luft, bis ihn ein spöttisches Lächeln der Dame erweckte. Gleich darauf stand sie auf ihren Füßen.

„Will die Dame sich nicht setzen?“ fragte Hock und wies auf einen Baumstumpf, über den er sein Halstuch breitete.

„Wie galant!“ lobte das Mädchen mit unverkennbarer Ironie. „Fast wie Raleigh bei Königin Betsy, nur daß es damals der seidene Mantel des Ritters war und er ihn über eine Pfütze warf.“

„Es ist leider keine Pfütze vorhanden“, parierte Hock. „Aber daß die Dame sich auch in englischer Geschichte auskennt?“

Hock spielte mit seiner Reitgerte im vorjährigen Laub.

„Fräulein Aranka“, überfiel er sie wie mit etwas Nebensächlichem, „warum geht Ihr eigentlich als Mitarbeiterin zum ‚Junker Hans‘?“

„Weil es so gewünscht wird. Ihr solltet wissen, daß Ungehorsam in Wittingau bestraft wird – jedenfalls an Pagen und Mädchen. Ich wurde nicht umsonst in einem Kloster erzogen und kann Euch versichern, daß der Unterschied zwischen einer Klausur und Schloß Wittingau für uns Mädchen nicht allzu groß ist.“

So wenig Hock auch mit Erlauchts Damengeschwader zu tun halte, wußte er doch, daß Aranka nicht log.

„Und an jenem Abend vor der Konferenz mit Magister Georg – was machte Euch damals dem Junker so geneigt?“

„Geneigt?“ zweifelnd erhob sie das Wort. „Ich kannte ihn vorher gar nicht, ich erfüllte nur meinen Auftrag. Dabei fand ich es nicht schwer, ihn aus irgendwelchen Gedankenräumen wieder auf die Erde zu ziehen.“

„Durch Koketterie!“ rief Hock und kam hoch. „Durch schamlose Koketterie!“

„Ach!“ Aranka seufzte. „Männer sind zu dumm, auch wenn sie gescheit sind. Natürlich mit Koketterie – womit denn sonst? Sollte ich das

Abendgebet mit ihm sprechen? Oder ihm den Katechismus abhören? Des Junkers Katechismus kenne ich nicht einmal – er wird wahrscheinlich Calvinist sein.“

„Evangelisch ist er –“, knurrte Hock.

„Ihr seid doch kein Trottel, Sekretär Hock“, wollte sie auf ihre Weise zur Sache kommen ...

„Nein, ein Trottel bin ich nicht. Jedenfalls bin ich selbst vom Gegenteil überzeugt. Und darum weiß ich auch, daß dieser Kerl nicht allein in seiner Kammer verschwand ...“

„Natürlich nicht! Der Page – wie heißt er doch gleich ...“

„Gebt Euch keine Mühe. Ich nenne ihn Euch. Der Page wart Ihr!“

„Unsinn! Ihr habt doch gesehen, daß ich Röcke anhatte.“

Das war keine überflüssige Bemerkung. Erlaucht liebte es zuweilen, schlanke hübsche Mädchen bis zum Gürtel in enge, glatte Strumpfhosen zu pressen und sie darin als Pagen aufwarten zu lassen.

„Röcke kann man ausziehen“, sagte also Hock.

„Man kann nicht nur, man soll es“, trumpfte Aranka. „Es ist höchst unbequem, in Röcken zu schlafen.“

„Gut“, sagte Hock in einem Ton, der das strikte Gegenteil ausdrückte.

„Aber ebenso wahr ist auch“, fuhr Aranka fort, „daß der Junker bereits schlief, bevor wir ihn ins Bett gepackt hatten.“

„Schlaftrunk?“ war Hocks Gegenfrage auf diese Überraschung.

Eine Antwort bekam er nicht. Aranka sah Hocks Gesicht arbeiten, und ein wenig tat er ihr leid. Doch dann überwand er sich.

„Reden wir nicht mehr davon“, sagte er. „Aber lasse Sie mich um eines bitten: gehe Sie nicht zum Junker.“

„Ich habe den Befehl, Hock, und Ihr kennt Erlaucht besser als ich.“

„Und wenn ich Erlaucht um die Rücknahme des Befehls anginge?“

„Das hätte wenig Sinn. Im Fall einer Ablehnung – und es gäbe eine Ablehnung – träfen mich die Folgen. Ich gebe zu: Augenblicklich seht Ihr mich mit den Augen eines sehr treuen Hundes an. Geradezu rührend. Glücklicherweise weiß ich, wie leicht sich so etwas ändert.“

„Das alles sagt Ihr nur, weil Euch nicht bekannt ist, daß Erlaucht mich zu Dero Kabinettsrat und Kanzler erhöht hat. Morgen wird die Nachricht am Schwarzen Brett angeschlagen.“

„Dem Herrn Kabinettsrat wünsche ich Glück und gebe ihm den freundschaftlichen Rat, die Gunst unseres Herrn nicht zu schnell auf eine

derartige Probe zu stellen.“

Länger konnte Herr Hock nicht an sich halten.

„Du bist unausstehlich!“ schrie er sie an. „Leugne nicht! Du hast längst gemerkt, daß ich dich liebe. Trotz allem! Und wenn ich bei Erlaucht um deine Hand anhalte ...“

Aranka stand auf.

„Gar nicht schlecht“, sagte sie, „– für Ihn. Kabinettsrat – Er, und die Einheirat in Erlauchts Harem, gleichsam in seine Familie, würde Ihn in seiner Stellung noch befestigen.“

„Ist das alles, was du mir zu sagen hast?“

„Nein – nicht alles. Es gibt noch einen Irrtum zwischen uns. Ihr glaubt bei mir über einiges hinwegsehen zu müssen und wollt mich dennoch heiraten. Ganz reizend. Das läßt mich darauf schließen, daß Ihr mich doch ein wenig gern habt ...“

„Ein wenig nennst du das?!“ empörte sich Hock. „Nur nicht übertreiben!“ winkte Aranka ab, „wenn ich erst fort bin, werdet Ihr Euer Herz für eine andere –“ „Niemals!“

„Still!“ befahl Aranka und nahm den Satz wieder auf: „– werdet Ihr eine andere entdecken, der Ihr das Glück gönnt, Frau Kabinettsrätin zu werden – und zu verachten ist das Angebot durchaus nicht.“

„Warum nimmst du es dann nicht an?“

„Weil Ihr ‚trotz allem‘ sagtet. Trotz allem, worüber Ihr hinwegzusehen hättet. – Ich halte Euch für nachtragend, Hock.“

„Ich schwöre Euch ...“

„Merkt Euch, Hock: wenn Ihr schwört, werde ich Euch nie glauben.“

„Ihr seid eben in Ehem verliebt! Das ist alles.“

„Ganz recht: wir kennen beide den Namen. Und was Ehem anlangt, so ist er tatsächlich verliebt. Ich weiß nur noch nicht recht in wen. Auf keinen Fall in mich. Obendrein ist er noch unglücklich verliebt.“

„Woher wollt Ihr das wissen?“

„Ganz einfach. Wenn ich mit jemand zusammenarbeiten soll, so ist doch das erste, daß ich herauszubekommen suche, was es über ihn nur zu wissen gibt. Also: vor seiner Abreise gab Ehem seinem Reitknecht einen Brief zur Besorgung in Prag. Der Brief war an eine Dame Keplerin, Frau des Hofmathematikus, gerichtet.“

„Kenn’ ich. Ein Günstling des Kaisers und auch bei Erlaucht gut angeschrieben. Eine Tochter ist ebenfalls da.“

„Seht Ihr, Hock, die Tochter fehlte mir noch. Aber ich kann Ihm noch mehr sagen. Der Reitknecht beförderte zwei Briefe – den andern von mir.“

„Wenn der Knecht Euch nicht verriet, habt Ihr Glück gehabt.“

„Jedenfalls hat er den Brief bestellt. Die Antwort ist da.“ „Und?“

„Im Hradschin war Ehem bereits; aber nicht bei Keplers! Es ist ihm also etwas nicht nach Wunsch gegangen. Um mich braucht der Herr Hock sich nicht zu sorgen. Ehem ist unglücklich verliebt – ich sagte es schon.“

„Beruhigt soll ich sein?“ meinte Hock. Er war es durchaus nicht. „Unglücklich Verliebte wie Ehem sind trostbedürftig, Aranka, und Ihr würdet nicht zum ersten Mal mit dem Junker in ein und demselben Zimmer nächtigen.“

„Nur in einem Zimmer? Sogar in einem Bett!“ erklärte Aranka mit einer so herausfordernden Gleichgültigkeit, weil sie damit das Gespräch abbrechen wollte. „Und nun“, sagte sie, „dürft Ihr mir in den Sattel helfen.“

Nicht die geringsten Anstalten traf er, seine Rechte unter ihren Fuß zu legen. Hock war wütend.

„Ganz recht, ganz recht!“ schrie er. „Warum nicht in einem Bett? Da doch der Herr Ehem bereits völlig vom Schlaf überwältigt hineingepackt worden war! Sagtet Ihr nicht so?“

„Gebt den Weg frei“, verlangte Aranka.

Aber Hock war noch immer in Fahrt. Abschrecken ließ er sich in seiner Eifersucht nun nicht mehr.

„Ob durch Schlaftrunk oder Tokaier – darüber äußerte die Dame sich nicht – nur über diesen festen, unerschütterlichen Schlaf war etwas zu vernehmen, und den muß man Ihr glauben.“

„Er kann es auch lassen“, sagte sie.

„So?! Ist es Ihr so gleichgültig, ob ich Ihr glaube oder nicht?!“

„Vollkommen gleichgültig, Herr Hock.“

„Soll das heißen, daß Sie meinen Antrag verwirft?!“

Doch da saß Aranka schon im Sattel und witschte ihren Gaul mit der Gerte.

„Mach Er voran, Hock“, war alles, was er von ihr zu hören bekam. „Die Jagd wartet nicht auf Ihn.“

XXVIII

Selten ereignet es sich, daß die Erreichung eines jahrelang erstrebten Zieles das erhoffte „Glück“ auslöst. Die Wurzeln einer echten menschlichen Befriedigung liegen im Unsichtbaren, und in jedem Fall vergeht ihre Blüte wie sie kam.

Bei Philipp Ehem hatte sie wenige Tage gedauert, mit Reginas Brief war sie zu Ende gewesen. Um dem Fräulein Kämpfe zu ersparen, vor denen er sie nicht bewahren konnte, würde er das Keplersche Haus also meiden.

Die Erkenntnis, daß jede Hoffnung mit der Erfüllung ihr Bestes verliert, hätte ihm wenig genützt. In bezug auf Regina hatte er keine Hoffnung mehr und statt ihrer nur eine Leere. Auch nicht die junge Magd, die ihm in die Hände gefallen war, konnte die Leere ausfüllen. Erst allmählich ließ die Arbeit, der er sich ganz hingab, ihn hin und wieder vergessen.

Auf den ältesten Schreiber freilich – ein Pfälzer wie die andern beiden Kanzlisten – machten Philipps Gemütszustände keinen Eindruck. Auch wenn er sie gekannt hätte, wäre ihm das, was er für seine Pflicht hielt, vordringlich erschienen, nämlich sich rechtzeitig um die Erziehung des jungen Herrn zu Korrektheit und Anstand zu bemühen.

„Wenn ich mir eine ganz bescheidene Bemerkung erlauben darf“, begann er wieder einmal recht bedrohlich, „so wäre es die, daß es vielleicht angezeigt wäre, an einen Besuch des Herrn Rat bei Madame Kerbová zu denken.“

„Ist sie denn hier? Mir wurde gesagt, sie sei auf ihrem Gut?“

„Sie war es, mit Verlaub. Schon seit drei Tagen belieben die Damen hier im Hause zu wohnen. Nach den Gepflogenheiten der Gesandtschaft wäre eigentlich gestern der Tag gewesen ...“

„Warum habt Ihr mich dann nicht gestern erinnert?“

„Ich mache mir Vorwürfe, es nicht getan zu haben. Aber ich unterließ es, weil ich in Erfahrung brachte, daß Madame erkrankt sei und das Bett nicht verlasse –“

„Das tut mir aufrichtig leid. Die Kerbová ist eine so nette alte Dame. Ich kenne sie. Meint der Herr nicht auch, daß ich ihr unter diesen Umständen einen Krankenbesuch ...?“

„Auf keinen Fall! – Der Herr Rat möge gütigst verzeihen; aber kein Krankenbesuch vor dem offiziellen, und der ausstehende Besuch ist ein

offizieller. Aber“ – er sann nach – „da ist ja noch die andere ...“

„Welche andere?“

„Der Herr Rat beliebe sich zu erinnern: ich sprach von den Damen, die angekommen seien.“

„Wußte gar nicht, daß die Kerbová eine Schwester hat.“

„Jedenfalls eine Verwandte. Wenn der Herr Rat also geruhen will, erst der Familie in Gestalt der andern Dame aufzuwarten und mehr anschließend den Krankenbesuch abzustatten? Ja, so ginge es! Dagegen wäre bestimmt nichts einzuwenden!“

Sichtlich erlöst atmete der Herr Kanzlist auf. Tiburz war sein Name.

„Mit Degen und Federhut“, sagte er noch. „Den Hut kann der Herr Rat ja unauffällig draußen lassen, bevor Er das Krankenzimmer betritt“, worauf der Chef dem Herrn Tiburz bestätigte, daß der Herr Kanzlist ein höchst brauchbares Mitglied der Gesandtschaft des Durchlauchtigsten sei.

Zwar verließ Ehem das Haus nicht – die beiden Eingänge zum Erdgeschoß und zum Treppenhaus lagen ja im Bogen der Einfahrt unmittelbar nebeneinander –; aber dennoch mußte er sich auch noch einen Mantel umhängen und von den beiden Lakaien begleiten lassen, von einem, der ihn anmeldete, und von dem zweiten, der ihm den Mantel abnahm. Dann erst durfte der Herr Gesandte im Saal den Federhut bis zum Boden schwenken – Verbeugungen, die von der Dame durch Röckeraffen und Indenbodenversinken erwidert wurden.

Ganz feine Leute pflegten freilich statt „Saal“ Salon zu sagen. In diesem Fall hing das von der Dame ab. Doch die konnte Herr Ehem, völlig von der korrekten Ausführung seiner Komplimente in Anspruch genommen, noch nicht mit der erforderlichen Zielstrebigkeit ins Auge fassen.

Bevor er dazu kam, sich auch dieser Pflicht zu widmen, vernahm er jedoch einen Satz, der ihm einen leichten Schrei der Überraschung, fast des Schreckens entriß.

„Hat Euch der Tiburz doch ‘raufgeschickt?“ lautete der Satz. Es war Aranka, die ihn sprach.

„Nie und nimmer seid Ihr die Schwester der Kerbová!“ stieß Ehem hervor.

„Wurde auch nicht behauptet“, parierte sie. „Ich bin eine Nichte.“

„Habe nie etwas von Kerbová-Nichten gehört.“ „Dafür steht jetzt eine vor Euch. Gefällt sie Euch nicht? Wie schade!“

„Nun ja“, meinte Philipp etwas hinterhältig, „die Frau Tante sehe ich wohl noch. Ein Krankenbesuch wird doch gestattet sein?“

„Sollen wir ihn gestatten? Wie denkt Ihr darüber, Ehem? Ich meine, wir sollten es tun.“

Hierauf sahen beide sich an, aus Philipps Gesicht verschwand jeder Ausdruck eines siegesgewissen Forschens – und dann stimmte auch er in Arankas Lachen ein, bis er sich schließlich besann.

„Wie es scheint, lache ich über mich selbst?“ fragte er.

„Würde Euch das verdrießen?“

Nein – tatsächlich empfand er keinen Verdruß. Er selbst war darüber erstaunt.

Sie sei reizend, ließ er wie etwas Selbstverständliches fallen, was sie, zu seiner weiteren Überraschung, sichtbar erröten ließ. So abgebrüht, wie es sein Wittingauer Abenteuer ihn habe vermuten lassen, sei sie wohl doch nicht. Mit diesem Gedanken war sie, über die er sich bis jetzt rein geschäftsmäßig hatte vergewissern wollen, zu einem Gegenstand seiner männlichen Neugier geworden.

„Also gut“, sagte sie mit einer Bemühung, gleichgültig zu erscheinen, „ich bin also reizend. Es ist noch ein Glück, daß Ihr wenigstens nicht ‚schön‘ gesagt habt. Erstens soll man nicht übertreiben, und dann hätte ich das nicht einmal für eine Schmeichelei gehalten. Schöne Frauen sind meistens von der Dummheit geküßt, und von Euch für eine Gans gehalten zu werden – daran liegt mir aus einem guten Grund nicht viel. Erinnert Ihr Euch an ein Versprechen des Herrn Peter Wok? Er wolle Euch jemand schicken, der tschechisch spreche und sich überhaupt in Böhmen auskenne?“

Ehem war sofort bei der Sache.

„Und die Dame kennt diesen ‚Jemand‘? Arbeit hätte ich genug für ihn.“

„Wie mich selbst kenne ich ihn, weil ich nämlich selbst dieser Jemand bin.“

„Die Dame ...?“

„Jawohl, die Dame! Ich, Junker Ehem! Unsere Erlaucht ist der Meinung, daß eine Frau auch dort noch durchschlüpft, wo ein Mann Schwierigkeiten haben könnte.“

Eine kleine Pause des Nachdenkens ließ Philipp verstreichen.

„Erlaucht könnte recht haben“, gab er zu, um sich dann mit einem Blick, der sie in Verlegenheit setzen sollte, an Aranka zu wenden. „Darf ich

die Beglaubigung der Dame sehen?“

Um den Eindruck noch zu erhöhen, zog er bereits seine Brieftasche heraus, als wolle er das Schriftstück dort zu andern ähnlicher Art fügen.

Das Mißliche war nur: Aranka hatte eine Beglaubigung. Und wo hätte sie sein können? Natürlich im Busenausschnitt der Dame. Philipp fand, daß dieser Ausschnitt als ein zu respektierendes Versteck eine ungerechtfertigte Bevorzugung des weiblichen Geschlechtes sei. Auch gegen die Beglaubigung ließ sich leider nichts einwenden.

„Handschrift des Sekretärs Hock“, mußte Philipp anerkennen.

„Er ist jetzt endgültig Kanzler mit dem Titel eines Kabinettsrates“, warf Aranka ein.

„Muß ich der Dame gratulieren?“ „Warum mir?“

„Mir ist so, als wenn der Herr Kabinettsrat an unserm ersten und bis jetzt einzigen Abend ...“

„Es wird nicht der letzte gewesen sein.“

„Ich sagte: bis jetzt einzigen Abend etwas gequält zu uns hinüberstarrte.“

„Auf die richtigen Schlüsse kommt es an, Herr Diplomat! Beobachten können viele.“

„Geht mich ja auch nichts an“, sagte Philipp, ohne bemerken zu wollen, daß Aranka bereits anfang, ihn nicht nur geschäftlich etwas anzugehen.

Reginas Brief, in dem sie ihn gebeten hatte, ihr zuliebe seine Besuche im Keplerhause einzustellen, beförderte diesen Vorgang. Dieser Brief war das Blatt, das er seiner Brieftasche entnahm und in seinen Hosensack steckte. Für einen Mann der jüngeren Jahrgänge war es in einem solchen Fall oft das Nächstliegende, für seine verwundete Eitelkeit ein möglichst hübsches Pflaster zu finden. Und daß die rotblonde Teufelin hübsch sei, hatte er gerade eben selbst wieder einmal festgestellt.

Wie aber dachte Aranka darüber?

„Natürlich geht es Euch nichts an“, antwortete sie, als sei sie gefragt worden.

Philipp wehrte sich durch eine Grimasse.

„Also Aranka Christina Dobromila Bivojová, Tochter des weiland Ritters Bivoj“, las er, „auf Lapak ... Lapak, das ist doch das Gut ...?“

„Gebt Euch keine Mühe, Ehem. Und wenn Ihr genug daran herumgelesen habt, tätet Ihr besser, mir den Schrieb zurückzugeben. Er hat seinen Zweck erfüllt und kann nun verbrannt werden.“

Dafür hatte sie bereits Vorsorge getroffen. Bei hellem Tageslicht brannte eine Kerze, in deren Flamme das Schreiben nun seine Laufbahn beschloß, während Ehem's Rechte in der Hosentasche jenes Blatt zerstückte, dessen er sich auf diese Weise zu entledigen versuchte.

„Ich hoffe, die Dame Bivojová verübelt es mir nicht, wenn ich offen erkläre ...“

„Daß es Euch lieber gewesen wäre, wenn man Euch einen Mann geschickt hätte?“

„Zweifellos ist das Argument Seiner Erlaucht nicht von der Hand zu weisen. Aber ein männlicher Mitarbeiter könnte Mitglied der Gesandtschaft sein, oder es wäre der Öffentlichkeit gegenüber auf eine andere harmlose Weise ein häufiges Beisammensein zu begründen ...“

„Etwa mit einer Saufkumpanei?“

„Auch das. Es würde jedenfalls weniger auffallen, als wenn man die Nichte von Madame Kerbová und mich häufig zusammensähe, was doch kaum ausbleiben kann.“

„Und an ein Liebesverhältnis denkt der Herr gar nicht?“ fragte sie voll Spott. „Das würde doch häufiges Beisammensein auch in den Augen der Öffentlichkeit hinreichend begründen.“

Auf diese Voraussetzung seufzte Philipp Ehem schicklicherweise ein wenig, wie man das von einem Kavalier wohl erwarten durfte.

„Entgegen jedem äußeren Anschein“, meinte er, „hatte ich in Wittingau nicht das Gefühl, als sei der Dame an einer engeren Verbindung mit mir auch nur das geringste gelegen. Leider!“

„Wie reizend Ihr das sagt, Ehem: ‚leider‘! Aber Ihr wißt doch, daß ich ein Gastgeschenk sein sollte. Wäre es zuviel von Euch verlangt, zu begreifen, daß ein Mädchen die letzte Erniedrigung, die sich aus dieser Strafe ergeben mußte ...“

Philipp erschrak.

„Strafe ...?!“ rief er.

„Seht Ihr – das habt Ihr nicht gewußt“, sagte Aranka. „Euch ist von mir überhaupt nur bekannt, was falsche Vorstellungen über mich hervorrufen muß. Das ist nicht gut, wenn man einander vertrauen soll.“

„Ich kann doch keine Spione hinter Euch herhetzen!“ empörte sich Philipp.

„Warum nicht?“ wunderte sich Aranka. „Ich habe etwas Ähnliches getan, und so glaube ich zum Beispiel zu wissen, was für ein Papier Ihr in

Eurer Hosentasche zerrissen und zerknüllt habt ... Bitte, beliebe der Herr doch sitzen zu bleiben – es besteht kein Grund, sich zu erregen. Ich werde die Schreiberin nicht nennen.“

Philipp verschlug es die Rede, bis er schließlich doch noch herausbrachte:

„Aber eine Frage gestattet die Dame vielleicht?“

„Bitte.“

„Werde ich von meinen sämtlichen Leuten ausspioniert?“

„Meinerseits von keinem einzigen. Aber Menschen wie Ihr und ich tun gut, jeden, der mit einem in Berührung kommt, für einen Spion oder sagen wir besser – einen geheimen Gegner zu halten, bis man sich mit einiger Wahrscheinlichkeit vom Gegenteil überzeugt hat. Euch gegenüber habe ich das getan, und so vertraue ich Euch, obwohl Ihr evangelisch und nicht wie Euer Herr Calvinist seid.“

„Und was beliebt die Dame zu sein?“ bemühte er sich um eine Überlegenheit aus den Bezirken der Ironie. „Katholisch.“

Etwas zu viel war das! Ehem wollte aufspringen. „Katholisch ...?!“

„Ich bat Euch schon einmal, Platz zu behalten. Ihr könntet noch mehr als einer Gelegenheit, aufzuspringen, begegnen – und das wäre auf die Dauer ermüdend. Für beide Teile. Ich schlage etwas anderes vor: Da es uns auferlegt ist, zu einem Frieden zwischen uns kommen zu müssen, laßt uns erst einmal Waffenstillstand schließen.“ – Zustimmend verneigte sich Ehem. – „Ihr braucht also keine Spione hinter mir herzuhetzen. Mit diesem Gespräch erfahrt Ihr, was Ihr über mich und auch über Erlaucht zu wissen braucht.“ – Eine Pause des Überlegens ließ Aranka verstreichen. – „Herr Peter Wok“, begann sie dann, „ist ein Mann größter Gegensätze. In einer Weise großzügig, wie man es ein zweites Mal so leicht nicht finden dürfte, kann seine Eigenwilligkeit gelegentlich auch zur Schrulle werden. Außer einem einzigen Fall werde ich Euch kein Beispiel nennen. Dieser einzige Fall ist die mir auferlegte ‚Strafe‘, die Euch so zu erstaunen schien. Natürlich habe ich selbst auch Schuld; denn ursprünglich sollte ich nur einen mir völlig unbekannten Hofsekretär für mich interessieren. Viele Frauen machen so etwas zu ihrem Vergnügen. Mir aber wurde der Befehl in einer Form mitgeteilt, daß ich mich gedemütigt fühlte, und Gefügigkeit ist nicht gerade meine Stärke. Ich weigerte mich also, beim Bankett überhaupt nur zu erscheinen. Heute bedaure ich diese falsche Einschätzung meiner Macht über Erlaucht ... Oh, wollet bitte nicht glauben, daß ich Euretwegen

bedauere, wohl aber Peter Woks wegen, der von meiner Dankbarkeit etwas anderes hätte erwarten dürfen. Doch ich war wütend, mit anderen Worten: ich hatte mich meiner Intelligenz entäußert. Und er war auch wütend, und in solchen Fällen ist er nicht immer ein Kavalier. In einem Wutanfall soll er denn auch gekreischt haben: ‚Sie will nicht?! Zu ihm ins Bett wird sie steigen, wenn ich es befehle! Und ich befehle es!‘ Leider geschah das in Gegenwart eines Menschen, der mir nicht allzu günstig gesonnen ist ...“ „Vielleicht Hock?“

„Oh, nein! Hock tat sein Möglichstes, Erlaucht zu einem Widerruf zu vermögen. Nichts erreichte er, und das will viel heißen. Überlegt ferner, daß nichts auf der ganzen Welt Herrn Wok als Inhaber aller, aber auch aller Gerechtsame in seinen Herrschaften und vor allem im uneinnehmbaren Wittingau an der Ausübung jeder nur denkbaren Tyrannei hindern kann – vielleicht begreift Ihr dann, daß Ihr in meinen Augen an jenem Abend nur sein Werkzeug wart, dessen ich mich auf meine weibliche Art ...“, so richtig weiter wußte Aranka nicht ...

„Nun, was ist das mit Eurer weiblichen Art?“

„Hält der Herr“ – Aranka versicherte sich durch ein verlegenes Lächeln von vornherein jeglicher Verzeihung, der sie bedürfen könnte –, „hält der Herr – ein Pülverchen; aber nur ein ganz kleines ...!“ fügte sie schnell hinzu.

„Ein Schlafpulver?“ rief er. „Da schau her!“

„Ja, daher. Es fand den Weg ins Glas des Herrn. Es war gar nicht schwer!“

„Es hätte dessen nicht bedurft“, erklärte er mit einer Steifheit, die Würde ausdrücken sollte. „Die Dame hätte mir nur eröffnen brauchen, was sie mich jetzt wissen ließ.“

„Damals kannte ich Euch noch nicht.“

„Wir sahen uns seitdem nicht mehr.“

„Um einen Menschen kennenzulernen, gibt es noch andere Mittel als nur persönliche Bekanntschaft. Oder meint Ihr nicht, daß Ihr jetzt mehr als zuvor von Peter Wok wißt?“

„Es war mir jedenfalls interessant, die Dame zu hören, und ich habe Ihr zu danken.“

„Noch ist der Herr nicht überzeugt; aber Er wird es sein. Als Kavalier hättet Ihr freilich ...“

„ ... müßte ich jede Mitteilung einer so reizenden Dame ungeprüft glauben. – Wenn Kavalier Dummkopf bedeuten soll, möchte ich lieber kein Kavalier sein.“

Aus Arankas ärgerlicher Miene wurde Heiterkeit und Lachen.

„Abgemacht!“ rief sie. „Das Überprüfen ist nicht schwer. Solange kann ich warten. Doch über mich möchtet Ihr sonst nichts erfahren?“

„Alles!“ erklärte er mit einem Anflug von Begeisterung.

„Wenn Ihr vom Hofadel wärt“, begann Aranka etwas zögernd, „ginge es leichter. Bei dem hat man für Fälle, wie ich einer bin, eher Verständnis.“

„Lasse es die Demoiselle darauf ankommen“, ermunterte er sie.

„Meine Mutter war ... nun, es ist ja gleichgültig, wer meine Mutter war. Der Mangel einer gesetzlichen Ehe war jedenfalls das Mißliche, und daß sie bei der Entbindung starb, das Tragische an meiner Geburt.“

„Wenn es Euch schwerfällt, darüber zu sprechen ...“, meinte Ehem.

„Nicht, um jetzt aufzuhören, fing ich davon an. – Mein Vater, ein Magnat dieses Königreiches“, begann sie von neuem, „gehörte zur kaiserlichen Partei, um dann in der Frage der Wahl eines römischen Königs sich die kaiserliche Ungnade zuzuziehen. Er verlor nicht nur sein Amt – und er hatte ein seinem Rang gemäßes sehr hohes Amt –, sondern er wurde auch in einen jener berüchtigten Prozesse der Krone verwickelt ...“

Sie sah Ehem fragend an. Er erinnerte sich dessen, was Anhalt und Wok während der Konferenz über solche Prozesse gesagt hatten, und auch vorher war er bereits unterrichtet gewesen. Er nickte.

„Dann brauche ich über den Ausgang nicht viel zu erzählen“, sagte sie. „Lange Jahre hielt man meinen Vater im Gefängnis. Das große Vermögen, auf das man es wohl von Anfang an mit abgesehen hatte, wurde bis auf den letzten Heller eingezogen, die Familie ging zu den mütterlichen Verwandten, die dem spanischen Hochadel angehören ...“ „Und Ihr ...?“

„Wer wußte denn von mir? Der Familie half San Clemente, der spanische Botschafter ...“

„Aber Ihr? Irgendwo müßtet Ihr doch sein – wo wart denn Ihr – damals?“

„Im Kloster.“

„Ich verstehe, als Katholikin ...“

„Mein Vater war katholisch, meine Mutter evangelisch.“ „Hat man Euch deswegen ...?“

„Man hat mich überhaupt nicht hinausgeworfen, doch den Schleier wollte man mir nicht mehr geben. Wer hätte wohl die opulente Mitgift erlegt, die von meinem Vater zu erwarten gewesen wäre? Als Laienschwester sollte ich bleiben, den heiligen Gänsen die Wäsche waschen – das sollte ich. Außerdem sollte ich auch noch dankbar sein, für die Seele der sündigen Mutter Buße zu tun und beten zu dürfen. Dazu fühlte ich jedoch keinen Beruf. Was meint Ihr, Ehem?“

„Von Klöstern verstehe ich nichts, zumal nichts von Nonnenklöstern. Ich bin Gott sei Dank protestantisch.“

„Und ich bin katholisch. Mein Vater gehörte auch zur Familie eines so streitbaren Katholiken wie des Großkanzlers.“

„Ein Lobkovic also, ein Popel von Lobkovic?“ „Das sagte ich nicht.“

„Aber ich sage es, Fräulein Aranka. Ich glaube, ich kenne den Prozeß. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man dem hohen Herrn nach jahrelanger Haft den Kopf abschlug. Richtig: Zu Ellbogen an der Eder geschah es, Loket heißt die Burg tschechisch.“

„Ich kann mich nur wundern. Soll ich den Herrn Legationsrat auch noch wegen Seiner genauen Kenntnis preisen? Kommt Euch gar nicht der Gedanke, daß Ihr ...“

„Verzeiht – ich habe mich fortreißen lassen.“

„Das habe ich bemerkt“, sagte Aranka. „Vielleicht begreift Ihr aber allmählich, warum ich von mir spreche? Ich möchte Euch die Stellung erklären, die ich zu unserer gemeinsamen Aufgabe einnehmen muß. Eure ist ganz eindeutig: Ihr seid ein Diener des Kurfürsten von der Pfalz und Protestant. Ich bin weniger durchsichtig. Möglicherweise denkt Ihr an meine Dankesschuld gegenüber Wok, und das wäre nicht einmal ganz falsch – ein wenig empfinde ich davon. Er kann Katholiken nicht ausstehen, doch – so unberechenbar ist er – meinen Vater schätzte er, und aus diesem Grund hat er mich aus jener Schlangengrube, Kloster genannt, herausgeholt. Freilich besitzt er auch eine Macht, über die so leicht kein anderer in Böhmen verfügt. Ganz ohne einen Gewaltakt ging es nicht. Freiwillig gab das Kloster seine Beute nicht her. Doch diese Grube –“

„Schlangengrube?“

„Eben die. Sie wurde mir zu einem Quell der Erkenntnis. Mit dem endgültigen Verlust der väterlichen Herrschaften verlor ich den Platz, den man auch der natürlichen Tochter eines hochadeligen Magnaten eingeräumt hatte, und wurde unter die Ausgebeuteten eingereiht ...“

„Ihr meint Dienstboten, Leibeigene? Warum nennt Ihr sie Ausgebeutete? Unterschiede muß es geben – das ist die gottgewollte Ordnung.“

„Eure und Euresgleichen gottgewollte Ordnung – und die bringt es mit sich, daß Ihr vom Leben der überwältigenden Menschenmehrheit noch weit weniger als von Nonnenklöstern wißt.“

„Wozu auch? Soviel verstehe ich immerhin, daß Herr Wok Euch befreit hat.“

„Und so was wie Ihr hat nun in Wittingau das Abenteuer mit mir erlebt! Ihr macht es einem schwer, sich nicht über Euch zu ärgern. Sonst seid Ihr ja ganz nett, Ehem, wirklich gar nicht so übel; aber den wichtigsten Dingen des Lebens gegenüber habt Ihr ein Brett vorm Kopf. Befreit! Ist Euch nicht aufgefallen, daß eine Befreiung durch Herrn Peter Wok nur einen Wechsel der Sklaverei bedeutet?“

„Immerhin einen Wechsel mit einer angenehmeren Sklaverei.“

„Das wird sich noch herausstellen müssen, mein Lieber. Davon abgesehen, hat für mich Peter Wok nicht dieselbe Bedeutung wie für Euch Euer Kurfürst. Nicht Woks wegen begrüße ich den Auftrag, den zu erfüllen mir nichts zuviel sein soll. Und jetzt endlich werdet Ihr mich wohl begreifen? Mein Vater hing dem Kaiser an, als sich viele bereits drückten ... und trotzdem! Auf Verleumder und Intriganten kann Rudolf sich nicht herausreden, das große Vermögen war ihm gewiß nicht verdrießlich. Verrat, Raub und Mord sind Kaiser Rudolfs Verbrechen an meinem Vater. Das ist es, was mich treibt, und ich hoffe, Ihr werdet Euch nicht viel weniger Mühe als ich geben, unsere Auftraggeber zufriedenzustellen, Herr Ehem!“

„Der Kaiser ... ein Raubmörder ... ein Verräter ...“, formte Ehem die Worte noch einmal mit seinen eigenen Lippen.

„Paßt Euch das nicht?!“ herrschte sie ihn an.

„O bitte, Fräulein Aranka“, verwahrte er sich, „mir paßt alles, was unsere Aufgabe befördert. Und vielen Dank auch für Eure Mitteilung.“

„Alsdann –“, sie hielt ihre Hand hin, in die er kräftig einschlug.

„Auf gute Zusammenarbeit“, sagte er.

„Was nun die Öffentlichkeit anlangt, vor der sich der Herr so graust“, fügte sie noch hinzu, „so wolle Er sich bitte nicht sorgen. Er braucht sich nicht zu strapazieren. Liebesverhältnisse werden nicht von Ihm verlangt. Kein Mensch wird uns jemals beieinander sehen. Eure Vorliebe für

Öffentlichkeiten, Ehem, vermag ich nicht zu teilen. Es gibt andere Möglichkeiten, mein Herr.“

Und dann unterrichtete sie ihn von der geheimen Wendeltreppe, die das untere Stockwerk mit dem oberen verband.

„Den Zugang vermittelt jedesmal eine Geheimtür. Der Herr müsste also nur in dem dazugehörigen Zimmer des Erdgeschosses sein Bett aufschlagen lassen, und wir brauchten dann keinerlei ‚vertraute‘ Mittelsperson, die am Ende doch etwas ausplaudern könnte.“

„Das ist klar“, gab Philipp ihr eifrig recht. „Nur keine dritten! Und wohin mündet die Wendeltreppe in diesem Stockwerk hier oben?“

„In mein Schlafzimmer natürlich. Wollt Ihr es sehen?“

Ehem wollte.

XXIX

Wieder einmal stand Kepler vor dem Kaiser.

Die Majestät konnte mit ihrem Hofmathematikus zufrieden sein. Mochten viele Gelehrte auch über ihren Kollegen Kepler den Kopf schütteln, und gerade die, auf deren Freundschaft er rechnen zu dürfen geglaubt hatte – der Kaiser, neuen Erkenntnissen durchaus nicht verschlossen, gehörte zu den wenigen, die Keplers großartige Leistungen ahnten. Rudolf war mehr als zufrieden, er war stolz auf seinen Mathematikus.

Zwei große Werke hatte Kepler in seiner Prager Zeit vollendet. Die „Astronomia Nova“ mit dem Gesetz: „Die Planeten bewegen sich in Ellipsen, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht“, war für alle künftigen Sternberechnungen nicht mehr wegzudenken, sie hatte ihnen überhaupt erst eine feste Grundlage gegeben. Eine neue Wissenschaft war entstanden.

Das gleiche war von Keplers Optik zu sagen, die als Gelegenheitsarbeit begonnen hatte. Bei einer Unterbrechung seiner Marsuntersuchungen hatte Kepler an das seinerzeit wichtigste Werk angeknüpft. Es stammte bereits aus dem Jahre 1270, war jedoch im sechzehnten Jahrhundert dreimal neu aufgelegt worden. Der Verfasser war der Schlesier Witelo oder Vitellio, der weniger eigene Forschung beigesteuert, dafür aber alle Leistungen des Ptolemäus, des Arabers Alhazen und anderer auf diesem Gebiet dargeboten hatte. Durch Kepler war das Überkommene in Breite und Tiefe erweitert worden, und aus dieser Fleißarbeit hatte der Meister dann seine Erkenntnisse über die Optik entwickelt, die niemand mehr umstoßen würde.

Dennoch war Kepler überzeugt, daß der Kaiser ihn heute um anderes befragen würde, nämlich um die Astrologie.

In drei Schriften hatte sich Kepler gerade eben mit ihr befaßt. Als Volksschriften, die sie sein sollten, waren sie in deutscher Sprache, allerdings mit einem Ballast an lateinischen Brocken erschienen, die Kepler nun einmal nicht entbehren konnte. Seinem schlagenden Witz tat das freilich keinen Abbruch und ebensowenig seinem ersichtlichen Vergnügen am Kreuzen der Klingen. „Sollicherlay collationes Philosophicae ist eine aus den lieblichsten recreationibus“ – nannte er das.

Die vielgerühmte Astrologie war in eine Krisis geraten. Helisäus Röslin, ein Studiengenosse Keplers, ein Mann nicht ohne wissenschaftliche Verdienste, erging sich in den wunderlichsten Prophezeiungen, nicht unähnlich denen, die sich Kepler in seinem Tarnungstraktat anlässlich des Neuen Sternes ebenfalls hatte zuschulden kommen lassen. Röslics Gegner war der Doktor der Theologie Philipp Feseliu, der die Astrologen in einer grobschlächtigen Sprache mit groben Narren, albernen Tropfen, Grünzern, die die Natur mit Kalbsaugen ansehen, und anderen Lieblichkeiten in Bausch und Bogen verwarf.

Zuerst hatte sich Kepler vermittelnd gegen Röslin gewandt, der nicht faul gewesen war, ihm zu antworten, und sich dadurch eine Entgegnung auf „Röslicni Discurs“ von Kepler zugezogen hatte. Als dann Feseliu auf dem Plan erschienen war, hatte Kepler seinen „Tertius Interveniens“ in kurzer Zeit geschrieben, wozu er wohl vor allem durch die reaktionären Anschauungen des Feseliu veranlaßt worden war, der Kopernikus und die Annahme einer Bewegung der Gestirne im freien Raum verwarf. Keplers Stellung war, wie der Titel seines Buches besagte, die eines Vermittelnden zwischen den beiden Extremen. Er lehnte Röslics Hirngespinnste ab und wollte zugleich im Kampf gegen den Aberglauben nicht über unbestreitbare Tatsachen in der Natur hinweggehen.

„Sagt mir, Herr Kepler“, fragte der Kaiser, „glaubt Ihr, daß Brahe ein sicherer Astrologe war? Kann man einem Braheschen Horoskop vertrauen?“

„Ein Scharlatan war er gewiß nicht, und ein Horoskop von ihm ist mit Sicherheit nach allen Regeln der Astrologie erbaut.“

„Unter allen Umständen?“

„Soweit ich Tycho Brahe gekannt habe – und ich bin überzeugt, ich habe ihn gekannt –, war er ehrlich. Und daß er die Regeln der Astrologie beherrschte, kann ich bezeugen.“

Mit dem etwas wässerigen Blau seiner Augen, die im gedunsenen Gesicht zwischen roten Lidern schwammen, blickte Rudolf an seinem neben ihm stehenden Mathematiker empor. Trotz der Verwüstungen im kaiserlichen Antlitz war es der Blick einer weniger getrübten Stunde.

„Bei Euch muß man sich vorsehen, Herr Mathematiker“, meinte er. „Ihr erwähnt zweimal die ‚Regeln der Astrologie‘; aber Ihr sprecht nur von Herrn Brahe. Was haltet Ihr selbst von den Regeln?“

„Sie beruhen auf Erfahrungen; aber wissenschaftlich zu beweisen sind sie nicht. Ich, Euer Majestät, bin ein Mann der Wissenschaft.“

„Das war Brahe auch!“ fiel der Kaiser sofort ein. „Und doch stellte er Horoskope – genau wie Ihr.“

„Der Unterschied zwischen uns beiden besteht darin, daß ich vor Horoskopen warne, was Brahe nicht tat.“

„Das tat er gewiß nicht“, bestätigte Rudolf, „er war sogar sehr überzeugt von seinen Horoskopen.“

„Ich bin es nicht.“

„Nicht ...?“

„Da die Majestät mich befragt, muß ich bei aller Hochachtung vor Tycho Brahe erklären, daß ich seinen Horoskopen keinen Wert beizumessen vermag – nicht seinen noch irgendeinem andern.“

„Ihr seid oft seltsam, Magister Keplerus. Daran habe ich mich gewöhnt. Wollt Ihr, ein Astronom Eures Ranges, im Ernst befreiten, daß die Himmelskörper einander beeinflussen?“

„Das bestreite ich nicht. Die Himmelskörper beeinflussen die Erde, und die Erde zu ihrem Teil beeinflußt die andern Sterne. Aber alle, auch unser Planet, werden mit allem, was auf und in ihnen ist, erfaßt. Auf der Erde gehört dazu auch der Mensch. Auch! Die Herren Astrologen jedoch gebärden sich, als sei die Welt nur wegen des Menschen da ...“

Kepler brach ab. Plötzlich erschrak er über seine eigenen Worte.

„Etwa nicht?“ fiel Rudolf schon ein, „ist die Welt nicht wegen des Menschen erschaffen? – Seid froh, Herr Kepler, daß nur ich Euch gehört habe. In der Bibel liest man es anders. Denkt an die Schöpfungsgeschichte!“

Kepler verneigte sich stumm.

„Meinetwegen!“ beantwortete der Kaiser mit einem Achselzucken Keplers Schweigen. „Es wäre nicht das erste Mal, daß ein kluger Mensch wie Ihr zugleich ziemlich verrückt ist.“

Doch Kepler ließ sich nicht erschüttern. Das erste Erschrecken war für ihn schon vorüber.

„Horoskope gehören nicht in ein Ratszimmer“, erklärte er mit Festigkeit. „Sie sollten nie zu Entschlüssen führen, die sonst nie gefaßt worden wären. Es ist nicht gut, wenn ein Mensch sein Horoskop wie einen unwiderruflichen Schicksalsspruch hinnimmt.“

„Und trotzdem habt Ihr mir Horoskope gestellt. Sehr gute, wie ich zugeben muß. Es ist vieles eingetroffen.“

„Zufälle, Majestät, die mich zum Scharlatan stempeln.“

Ohne meine Horoskope wäre die Majestät weniger von Brahes Vorhersage überzeugt, der römische Kaiser Rudolf II. würde wie Heinrich III. von Frankreich durch die Hand eines mordenden Mönches sterben.“

„Nach Eurer eigenen Meinung also, Herr Kepler, habt Ihr mich in einer falschen Überzeugung bestärkt – gewissermaßen getäuscht?“

„Ich belog die Majestät“, sagte Johannes geradezu. „Heute weiß ich es. – Es wird sich nicht wiederholen.“

„Wenn Ihr damit sagen wollt“, meinte Rudolf mit einem ein wenig verächtlichen Lächeln, „ich könnte mich an Euch vergreifen, so gab ich Euch dazu nie eine Veranlassung. Doch das wißt Ihr natürlich auch, und so ist Euer Gerede wohl nur Theater?“

„Ich wollte damit sagen, daß ich der Majestät nie mehr ein Horoskop stellen werde.“

Betroffen blickte der Kaiser auf. „Auch nicht, wenn ich es Euch befehle?“ „Auch dann nicht.“

„Euer Gewissen etwa ...“, fragte Rudolf skeptisch, „ist es das?“

Ziemlich überrascht und immer noch zweifelnd betrachtete Keplers Herr seinen Mathematikus.

„Ihr wart aber sonst gar nicht so zurückhaltend“, wandte er ein. „Jeder, der Euch zahlte, konnte von Euch Horoskope haben, soviel er nur wollte.“

„Die andern sind keine Kaiser.“

„Ihr redet von Verantwortung? Spürt Ihr welche?“

„Die Majestät sagt es. Und dann ist da noch eins: Ich habe manches herausgebracht, was die Menschen vorher noch nicht wußten und was – die Majestät bestätigte es – wert ist, gewußt zu werden. – Das freilich ändert nichts daran, daß ich oft Geld brauche, und das bekomme ich wohl von Eurer Majestät ebensooft in Gnaden und huldvollst angewiesen, aber leider nicht ganz so oft von der Hofkasse ausgezahlt.“

Rudolf lachte laut und befriedigt.

„Also doch ein Mensch wie wir andern auch“, lachte er immer noch. „Ich begann schon Angst vor Eurer Erhabenheit zu bekommen. Dennoch: kein Horoskop! Ich fordere Euch keins mehr ab, und Verschwiegenheit sichere ich Euch – auch über diese Audienz zu, sagen könnt Ihr, es sei ein Gespräch über Geld gewesen. Seht Euch vor. Meine Kammerdiener sind

neugierig. Doch das mit dem Geld werden sie glauben, und ich werde es mit einer Anweisung bestätigen.“ Er lachte erneut, und Johannes lächelte etwas ungewiß. „Ich will nämlich mit Euch von Politik sprechen“, sagte der Kaiser auch schon.

Für Kepler war das wie ein Schlag. „Majestät, oh ... Euer Majestät hat bisher niemals geruht ...“

„Daß ich es früher unterließ, ist kein Grund, es jetzt nicht zu tun. Ich glaube an Euer Glück. Bleibt ruhig sitzen. Ich werde Euch nicht verraten. Ihr seid zwar ein Protestant. Warum auch nicht? Mehr als kaiserlicher Mathematikus könnt Ihr doch nicht werden, und meine Hofkasse wäre durch Eure Bekehrung auch nicht flüssiger. Ich bin heute zum Reden gestimmt und muß das wahrnehmen. Gerade, weil Ihr Euch um den ganzen Unrat nicht kümmert, will ich Euch hören. Ich vertraue Euch, Herr Kepler. Sagt mir also: Was würdet Ihr tun, wenn Ihr der Kaiser wäret?“

„Frieden schließen.“

Sehr erbaut war Rudolf nicht.

„Ihr seid nicht der erste, der mir das sagt“, meinte er. „Aber gibt es denn einen ‚Frieden‘?“

„Ich glaube, den Sinn dieser Frage zu verstehen, und in dieser Hinsicht ist sie berechtigt. Doch Euer Allerhöchste Majestät weiß auch, daß ich von einem Zustand ohne blutige Schlachten sprechen wollte.“

„Saht Ihr den Krieg?“

„Nein“, sagte Johannes.

„Ich auch nicht.“

„Aber das herrliche Ingenium des allerhöchsten Kriegsherrn vermochte gewißlich Allerhöchstihn in das Geschmetter und den Donner der Schlachten ebenso zu versetzen wie in das Geheul und Gewinsel von Männern, Frauen und Kindern, den waffenlosen Opfern des Krieges, in alle die Greuel, die Allerhöchster mit leiblichen Augen nie sah.“

„Ist kein Ingenium vonnöten, Herr Kepler, und wenn meines groß sein sollte, wie Ihr sagt, so ist Eures viel größer. Ist alles ganz einfach: Soldaten sind dazu da, daß sie in irgendwelchen Schlachten geschlachtet werden – daher der Name ‚Schlacht‘. Dafür haben sie Anspruch auf Sold, solange sie unter der Fahne stehen, und wenn der Sold zu knapp ist oder gar ausbleibt, halten sie sich schadlos am Volk. Das ist nicht schwer zu begreifen.“

Johannes redete sich nicht ein, einer solchen Gesinnung gegenüber mit Worten etwas ausrichten zu können. Dennoch beschloß er mit Rücksicht auf

die Möglichkeit, daß er sich irre, nicht auszuweichen, sondern mit gebotener Vorsicht ehrlich zu antworten, weil er überzeugt war, daß dieser gleiche Kaiser, unzuverlässig und stets bereit, sein Wort zurückzunehmen oder zu brechen, ihn, seinen Mathematikus Johannes Kepler, nicht verraten werde.

„Beim ‚Volk‘ denkt die Majestät an Bauern und kleine Leute?“ fragte er.

„Versteht sich. An den Adel dachte ich natürlich nicht. Den Armen sei das Himmelreich, heißt es in der Bibel, die euch Protestanten über alles geht. Auch Ihr, Herr Kepler, könnt das also nicht leugnen. Zum andern heißt es da, daß für die Reichen und Vornehmen die ewige Seligkeit schwerer zu erlangen sei. Mit Hinblick auf sie ist sogar von einem Nadelöhr die Rede, was deren Heilsaussichten noch wesentlich vermindert. Demnach ist der köstlichste Besitz des Volkes, der Bauern, der kleinen Leute, der Armen ... was meint Ihr, Herr Kepler? Ihr seid ein großer Mathematikus, der größte sagt man, könnt Ihr das nicht errechnen?“

Johannes beschränkte sich auf eine vage Geste und schwieg.

„Dann will ich es Euch sagen“, fuhr der Kaiser fort, „das Himmelreich oder die göttliche Verheißung desselben ist der Armen und der kleinen Leute größter Schatz, und den kann keine Steuer, kein Grundherr, keine Soldateska und nicht einmal der Kaiser ihnen nehmen – nur das Geringe an Vergänglichem und Irdischem, was ihnen hienieden beschieden ist.“

„Und ihr Leben“, setzte Johannes hinzu.

„Je weniger sie zurücklassen an Freuden und Besitz, um so leichter wird es ihnen gemacht, dieses Leben herzugeben, das ohnehin nicht viel wert ist. Was soll also das Geschwätz vom Frieden? Die Herren und Reichen finden sich auch im Krieg zurecht. Ich denke nicht daran, Frieden zu schließen. Nicht bis zu ihrer Nasenspitze vermögen diese Übergescheiten zu sehen. 1603, sagen sie, hätte ich bereits Frieden machen sollen: Sultan Ahmed war dazu bereit – Kaiser nennt er sich, und mich nennt er König von Wien – und die Geschenke – so nennen sie das, wenn man der Pforte zahlen soll – wären auch noch zu beschaffen gewesen.“

„Damals waren der Majestät Truppen überall siegreich“, warf Johannes ein.

„Stimmt, waren sie“, bestätigte Rudolf. „Aber überlegt einmal: Was hätten das Reich, die Fürsten, der Papst, Spanien bei einem Friedensschluß getan? Keinen Pfennig hätten sie mehr gezahlt. Eingestellt hätten sie die

Subsidien! Nun sei ja Friede, hätten sie gesagt, und nun brauchte ich den Türkenpfennig nicht mehr. Denkt Euch das aus!“

„Wenn die Majestät die Truppen abgelohnt und entlassen hätte – der Majestät Länder wären mit den regulären Einkünften ausgekommen.“

Rudolf lächelte, doch es war kein gutes Lächeln.

„So?“ sagte er. „Doch Ihr seid Protestant, und klug seid Ihr auch. Truppen ablöhnen! Das hätte euch allen so passen können. Dann wäre ich wieder auf das angewiesen gewesen, was meine Stände – meine protestantischen Stände! – mir zugeteilt hätten, gerade so viel, daß ich nur ja nicht über sie kommen könne. Um mit solchen Leuten fertig zu werden, braucht man Soldaten.“

„Und wenn die Stände nun das gleiche dächten? Geld genug hätten sie. Auch sie können Truppen werben. Die Ungarn, Österreicher und Mährer haben es bereits getan oder sind gerade dabei, es zu tun. Nur die Böhmen halten sich noch zurück.“

„Wollt Ihr dem Hochverrat das Wort reden?“

„Euer Majestät fragte, und ich erwähnte daraufhin eine Tatsache, an der ich – kein Standesherr, sondern ein Mann des Volkes – keinen Anteil habe. 1603 wäre Euer Majestät mit dem Friedensschluß ein ruhmgekrönter Herrscher gewesen; aber schon damals hätten die Herren Räte ihrem Allerhöchsten Herrn sagen müssen, daß zu weiterem Krieg kein Geld vorhanden und keins zu erwarten sei. Nun ist zwar der Friede da, doch ohne kaiserliche Zustimmung. Mit Ausnahme von Böhmen und Tirol bewirkt dieser Umstand in den andern Ländern Eurer Majestät – in Ungarn, Österreich und Mähren sowie in der Steiermark – allerorten Elend und Aufruhr.“

„Was heißt das, Herr Kepler? Ihr sagt, der Friede sei da? Ohne meine Einwilligung gibt es keinen, darf es keinen geben. Aber andere Leute, von denen ich mich dessen nicht versah, wie der Kammerdiener Lang, bemühten sich ja auch um meine Zustimmung. Doch was weiß man von Lang! Ihr – das braucht Ihr mir nicht zu versichern, seid nicht für Eure Meinung bezahlt worden. Ich will sie hören. Sprecht weiter.“

„Daß die kaiserliche Zustimmung fehlt, ist das Unglück auch nach Ansicht der Katholiken. Sie sagen, der Friede sei zwar noch nicht geschlossen; aber sie erbitten ihn von der Majestät, während die Protestanten die Friedensschlüsse von Zsitwa Torok mit den Türken und von Wien zwischen Österreichern und Ungarn als Fakta betrachten und den

Einsprach Euer Majestät zurückgezogen sehen möchten. Beide Teile wollen den Frieden und die Auflösung der marodierenden Truppen Eurer Majestät.“

„Wißt Ihr, was meine Räte mir zumuten? Ich soll für den Restsold aus meiner eigenen Tasche Zuschüsse hergeben. Also keine Bilder mehr, keine Mechanik, keine Bücher!“

„Die Herren Räte sind wackere und erprobte Männer Eurer Majestät. Sie haben nur den einen Fehler: sie widersprechen nicht. Wenn der Kaiser ‚Krieg‘ sagt, dann setzen sie sich hin und berechnen die Kosten. Das machen sie gewiß sehr gut und richtig. Nur: woher das Geld kommen soll, danach fragen sie nicht, und wenn man andererseits sich bei ihnen danach erkundigt, dann sagen sie: Der Reichstag. Auf dem Reichstag aber wollen Katholiken und Protestanten den Frieden – nichts als den.“

„Und wenn ich Euch nun sage, daß der Matthias rüstet, der Lump?“

„Die Rüstungen Seiner Hoheit würden allein wohl kaum genügen, wenn nicht die österreichischen Stände ebenfalls rüsteten, und die Ungarn hat er ohnehin.“

„Und ich, was habe ich?!“ erbitterte sich Rudolf.

Doch Kepler konnte ihm nicht helfen.

„Geschlagene Regimenter ohne Zucht hat die Majestät“, sagte er. „Jetzt rauben sie habsburgische Gebiete aus und bringen als kaiserliche Truppen die Völker gegen die Majestät auf. Das einzige, was Euer Majestät noch bleibt, sind die böhmischen Stände, nicht so sehr aus Zuneigung zu Euer Majestät als ihrem König oder aus Abneigung gegen den Erzherzog, sondern weil es sie verdrießt, daß Mähren, ein Land der Wenzelskrone, sich selbständig machte und in den Wiener Frieden eintrat. Sollten aber im Laufe der Begebenheiten die Böhmen ebenfalls Kriegsknechte anwerben, dann wäre es noch sehr ungewiß, ob sie ihre Truppen Euer Majestät zur Verfügung stellen oder sie nicht lieber in eigener Hand behalten.“

„Also nichts bliebe mir – meint Ihr das?“ Johannes konnte sich eines Mitleids mit dem Kaiser nicht enthalten.

„Daß Euer Majestät nichts bleibe, sagte ich nicht.“

„Nun ja, die Böhmen, wenn dies und wenn das. Und dann noch Truppen, die ihren Sold verlangen, den ich nicht habe, und die inzwischen kleine Kinder auf ihre Lanzen speißen und den Müttern die Bäuche aufschlitzen. Krieg ist eben Krieg, und immer wird es Kriege geben. Aber nanntet Ihr Euch nicht einen Mann des Volkes und sprachet Ihr nicht mit

Wehleidern von diesem Volk, obwohl Ihr als namhafter Gelehrter gar nicht zu ihm gehört? Man sollte auch im Kleinsten keinen Fehler machen, weil sonst am Ende die ganze Rechnung nicht stimmt. Ihr gehört zu uns, zu den Herren, deren Höchster ich bin.“

Johannes verneigte sich dankend für die Ehrung, die für ihn keine war.

„Es bleibt mir in der Tat noch etwas, eine Möglichkeit, Herr Mathematiker“, fuhr Rudolf fort, „woran Er offenbar gar nicht denkt. Das ist auch gut so. Je weniger an diese Möglichkeit denken – desto besser.“

Wie eine Lawine muß sie auf meine Gegner herunterprasseln, überraschend und unwiderstehlich. Da ich Eure Meinung wissen will, müßt Ihr den Plan kennen. Ihr werdet nicht schwätzen. In dieser Hinsicht traue ich Euch mehr als meinem begünstigten Kammerdiener, der reich an mir wird. Weiß der Teufel, wie er das macht! Ihr steht mir in artibus und darum auch in humanitate näher, und Ihr wollt mir auch nicht wie die hochadligen Herren meine Macht entreißen. Und dann: was könntet Ihr wenden? Ihr seid zu klug, um Euch diese Frage nicht vorzulegen.“

An die Versammlung bei Peter Wok von Rosenberg, auf der man ihn hatte ausfragen wollen, mußte Johannes denken. Ein wenig irre sich der Kaiser. Es gebe nämlich Leute, denen sein, des Johannes Keplers, Wort sehr wichtig sei. Doch diesem Gedanken entsprach seine Antwort keineswegs. Die Aussage eines kleinen Magisters, meinte er vielmehr, und das erhabene Wort Einer heiligen Majestät seien unvergleichlich. An einen Gegensatz dieser Art nur zu denken, sei schon vermessen.

„Gut, sehr gut – Vermessenheit!“ bestätigte der Kaiser.

Vorerst solle es über die Standesherrn von Österreich und Mähren hergehen, die hochverräterischerweise sich die fürstliche Gewalt angemäßt und eigenmächtig den Frieden zu Wien abgeschlossen haben. Später werde es auch über Ungarn kommen und zuletzt über Böhmen. Alle seien sie Hochverräter, alle des Todes schuldig. Und fast alle seien sie Protestanten und schon als Ketzer dem Henker verfallen. Nicht Kepler natürlich, er stehe unter kaiserlichem Schutz, und daran werde sich nichts ändern. Er, der Kaiser, habe die alten Gesetze vorsorglich von neuem verkünden lassen, freilich ohne sie zunächst anzuwenden; allmählich aber sei es an der Zeit, sie auch wieder in ihrer ganzen Strenge zu Ehren zu bringen. Dazu brauche es keine teuren Soldaten, sondern nur gut gesonnene und gefügige Richter. Von dieser Sorte, die den gelernten Henkern in keiner Weise nachstehen, habe ein Machthaber stets genug an der Hand. Wer aber könne dem Kaiser

noch widerstehen, wenn der Adel mit all seinen Gerechtsamen erst ausgerottet sei und seine Güter sich durch Konfiskation in kaiserlicher Hand befänden? Das möge ihm der Herr Kepler verraten.

Wie ein Irrenwärter kam Johannes sich vor, sonst hätte er das Gespräch mit einigen höfischen Redensarten umgangen. Vernunft mochte bei einigen, wenigen Gelegenheiten zum Ziele führen. Kepler rief sie und nicht die Königin Phrase an, die Trompete der Beschränkten.

Schon allein der Ausgang von Prozessen gegen mehr als tausend Personen sei mehr als zweifelhaft. Noch so gut gesonnene Richter seien in der Regel verheiratet, hätten Kinder und liebten ihr eigenes Leben.

„Dann werde ich andere Richter ernennen – Gesetz oder nicht Gesetz!“

„Vielleicht würde die Majestät das durchsetzen ... wenn es Ihr nichts ausmachen sollte, Ihre Richter aus der Nähe des Galgens zu holen.“

Rudolf sprang auf und ergriff die Tischglocke.

„Was unterstehst du dich?! Soll ich die Trabanten herbeiläuten?“

Sehr wohl war Johannes durchaus nicht. Er war kein Held. Doch er fühlte, daß er seiner eigenen Sicherheit wegen kalt bleiben müsse.

„Ich habe den Befehl“, sagte er, „unverhohlen meine Meinung zu sagen, und bis er zurückgezogen ist, werde ich dem kaiserlichen Befehl gehorchen.“

Eine Weile verharrte Rudolf unschlüssig. Dann stellte er die Glocke wieder hin und setzte sich.

„Bedingungsloser Gehorsam ist das Schlimmste, was ein Mensch seinem Volk und seinem Land antun kann. Die Räte der Majestät können – die abschreckenden Beispiele vor Augen – gerade noch die laufenden Geschäfte erledigen. Sonst können sie nichts. Sie sind gehorsam. Sie widersprechen nicht. Wenn die Majestät Krieg sagt, tun sie so, als sei ein Krieg möglich und nützlich. Sie machen alles, was die Majestät wünscht, nur eines machen sie nicht, können sie nicht machen: eine Politik der Vernunft. Trotzdem gibt es immer noch genug, die einen Titel begehren und vielleicht auch auf das Einkommen aus einer kaiserlichen Bedienung angewiesen sind. Andere, die sich nicht damit abfinden können, Wasser zu sein, das keine Mühlen treibt, ziehen sich zurück und verstärken – so katholisch sie sein mögen – die Partei der Protestanten.“

„Damit laufen sie nur Gefahr, zusammen mit den Protestanten zugrunde zu gehen.“

„Majestät!“ rief Johannes. „Möge die Majestät geruhen, alles vorher genau zu prüfen. Jeder Kriegsplan, der sich auf die Annahme stützt, der Gegner werde nicht zurückschießen, führt zur Katastrophe. Solche Gegner gibt es nicht, gab es nicht, wird es nicht geben, wenn es auch immer wieder kriegslüsterne Abenteurer geben mag, die sich das Gegenteil einreden möchten. Wunschträume sind keine Möglichkeiten, Illusionen keine Tatsachen. Die Landslände können genau so gut wie die Majestät ein Heer aufstellen. Entlassene Soldaten gibt es genug. Und dann noch eins: Bei einem Bürgerkrieg wird die Kurpfalz – und nicht nur sie – ganz bestimmt in Böhmen einrücken; aber nicht, wie die Majestät verlangte, zu Ihren Gunsten, sondern für die eigenen Konfessionsgenossen und gegen die Majestät.“

Durch nichts hatte Johannes sich hemmen lassen, auch nicht durch Rudolfs schlaues Lächeln eines Siegesgewissens, das sich immer mehr in seinem Gesicht ausbreitete.

„Gar nicht so dumm, was Ihr da sagt, Herr Kepler, sogar einiges Neues ist dabei. Geb’ ich zu. Nur eins ist Euch entgangen. Wenn wir von den Oppositionellen reden – wer sind sie? Es sind die Magnaten und Gutsbesitzer, die in den Landtagen Sitz und Stimme haben. Und die Kurpfalz? Das ist der Pfalzgraf und vielleicht noch der Fürst von Anhalt. Was ist Österreich, was Mähren? Die Landstände und der Lotterbube Matthias. Aber Ihr – gerade Ihr, Herr Kepler, habt noch von etwas anderem gesprochen. Erinnerst Euch: Ihr sprachet vom Volk. Ist dieses Volk unter Umständen nicht auch eine Macht?“

Ein etwas schmerzliches Lächeln war Keplers Antwort.

„Unter Umständen“, sagte die Majestät. Aber die Umstände existieren nicht. Von späteren, fernen Zeiten zu reden, wäre in diesem Augenblick müßig; denn diese Macht müßte, wenn ich die Majestät recht verstand, sofort wirksam werden.“

„Und warum ginge das nicht? Die Menschen sind doch da, Arme und Beine sind doch da. Täuscht Euch nicht, Kepler! Wir reden hier nicht, um zu reden. Ich bin ernstlich gewillt, mich des Volkes für meine Zwecke zu bedienen. Mag der Adel zugrunde gehen! Gerade das will ich.“ Johannes sann nach.

„Arme und Beine sind freilich da; aber wo wären die Waffen? Was Arme und Beine ohne sie ausrichten, das zeigt sich, wenn Soldateska in ein Land einfällt – an den Greueln, deren die Einwohner sich nicht erwehren

können. Es hat doch in Österreich und in Mähren, vor allem in Ungarn immer wieder hier und da Bauernaufstände gegeben. Alle blieben auf ein Gebiet, auf einige Besitzungen beschränkt, und alle brachen in sich zusammen. Volk – das sind in der Hauptsache die Bauern. Die aber kennen nur ihren Grundherrschaft, dessen Vogt und, wenn es hoch kommt, den landesfürstlichen Beamten, der für sie zuständig ist. Das nächste Dorf ist für sie bereits Ausland, die angrenzende Grafschaft eine andere Welt mit ihnen ganz fremden Interessen und die benachbarte Stadt das nie zu lösende Rätsel. Daran ändern auch die Gescheiten nichts, die es ebenfalls unter den Bauern gibt. Ohne Kenntnis der Schrift jedoch sind sie immer wieder auf Menschen anderer Herkunft und anderer Lebensbedingungen angewiesen. Wie soll da die Einigkeit, die doch die Quelle ihrer Macht wäre, entstehen und sich entfalten können?“

„Ich hab’ es ja gewußt!“ sagte der Kaiser fast behaglich. „Ist alles richtig, was Ihr sagt, und auf manches wird mir der Hanewald Rede stehen müssen. – Ihr kennt ihn doch ...?“

Allerdings kannte Kepler den Reichshofrat Hanewald von Eckersdorf, der schon in seiner Sekretärszeit beachtet worden war und dem man gegenwärtig großen Einfluß nachsagte. Kepler hielt ihn für klug genug, sich durch vielversprechende, aber undurchführbare Projekte in der kaiserlichen Gunst zu befestigen.

„Nun also, der ist’s“, erklärte Rudolf. „Mit den Konfiskationen wird für die kaiserlichen Kassen jede Geldnot vorbei sein. Das Land aber – das ist mein Wille – wird Eigentum der Bauern, die ich von der Leibeigenschaft befreie. Ihr habt recht gehört, Kepler. Aus den Städten mache ich landesfürstliche Freistädte. Was sagt Ihr? Ich denke, das wird Euerm Volke schmecken.“

„Schade“, sagte Kepler.

„Schade?“ fragte der Kaiser.

„Dieser Plan und soweit er die Bauern und kleinen Leute angeht, dieser schöne Plan, wäre leider nur dann ausführbar, wenn die Majestät die gesamte Macht unangefochten in Ihren Händen hielte und dazu über unbegrenzte Zeit verfügte.“

„Ist der Herr ein Narr?! Dann brauchte ich doch die Leibeigenen nicht zu befreien!“

„Eben das würden sich auch die Leibeigenen sagen und über den Preis ihrer Befreiung nachdenken.“

„Persönliche Freiheit und eigenes Land – braucht man darüber überhaupt noch nachzudenken?“

„Die Majestät möge dem Volke verzeihen. Sein Besitz liegt – die Majestät sagte es – im Jenseitigen. Darum ist es allem Diesseitigen gegenüber so mißtrauisch. Es wird sich nicht einbilden, daß alle Zehnten und Frohnden, und womit man es sonst im Laufe der Generationen bepackte, nun auf einmal fortfallen ...“

„Natürlich nicht! Statt dem Grundherrn müssen künftig dem Landesherrn Steuern gezahlt werden und ein wenig mehr als zuvor. Hanewald meint auch, daß Eigenland einen höheren Wert habe.“

„Doch das Land bleibt dasselbe Land, die Saat dieselbe Saat und die Ernte dieselbe Ernte.“

„Und die persönliche Freiheit? Achtet Ihr die auch für nichts?“

„Ob ein Bauer als Leibeigener seine Prügel vom herrschaftlichen Vogt oder als Befreiter von Beamten seines Fürsten erhält, ist ihm recht gleichgültig. Sein Ehrenstandpunkt ist in dieser Hinsicht nicht sehr entwickelt. Nein, Majestät, man kann einem Volk die Freiheit nicht bringen. Es muß sie sich selbst erobern.“

„Aber Hanewald behauptete doch, daß gerade diese Gnade eine ungeheure Begeisterung für Uns hervorrufen müsse.“

„Ich bin nicht Reichshofrat“, erklärte Johannes trocken, „ich bin nur ein kleiner Astronom.“

„Gar kein kleiner. Durchaus nicht. Würde ich mich sonst mit Euch je herumschlagen? Und rechnen könnt Ihr.“

„Zuweilen. Und darum bitte ich untertänigst, die Majestät wolle geruhen, die Vor- und Nachteile des Planes gegeneinander abzuwägen. Wenn die Majestät sich des Volkes zu Ihren Gunsten bedienen will, muß Sie es bewaffnen. Hat der Herr Reichshofrat die Kosten berechnet?“

„Kosten?“ empörte sich der Kaiser. „Auch noch Kosten? Das war es ja gerade, was der Hanewald mir vorstellte, daß das Volk für die erwiesenen Gnaden sich auf eigene Kosten bewaffnen und verpflegen müsse!“

Auf diesen Dilettantismus auch noch einzugehen, konnte Johannes sich nicht überwinden.

„Vielleicht ließe sich aus dem Steueraufkommen eine Teilbewaffnung bewirken“, meinte er, „aber sie käme zu spät. In Wochen, höchstens Monaten, haben wir die kriegerischen Ereignisse, die uns bevorstehen, zu erwarten. Auch ist nicht recht ersichtlich, wie der Herr Reichshofrat

dieselben Standesherren ausrotten will, die bereits eine sehr erhebliche Truppenmacht aufgestellt haben und mit einer etwaigen Revolte ihrer unbewaffneten Bauern nebenbei spielend fertig werden könnten.“

Rudolf antwortete nicht mehr. Am Erschlaffen seines Gesichtes und der herabhängenden Unterlippe war zu ersehen, daß er nur noch wenige Minuten einem Gedanken zugänglich sein würde. Diese Tatsache ergriff Johannes so, daß, ohne es zu wollen, ein Pathos über ihn kam, dem er sich nicht entziehen konnte. Er ließ sich auf die Knie nieder.

„Mein Kaiser!“ rief er. „Ich flehe zur Majestät, Ihren Diener zu hören. Der Hanewaldsche Plan bedarf eines Vielfachen von dem an Macht und nicht nur an Truppenmacht, was jemals Euer Majestät zur Verfügung stand oder stehen wird. Mein Kaiser bedenke, wer alles vom Bauern und dem kleinen Mann lebt: der Bürger – Kaufherrn und Zunftmeister, der Adel, die Fürsten, die Geistlichkeit, auch der Kaiser, vor allem aber die Kirche. Die Armen sind es, die alles schaffen von des Lebens täglicher Notdurft bis zum märchenhaften Prunk. Alles kommt aus den Händen derer, die nichts als diese Hände und die Verheißung auf ein Leben nach ihrem Tode besitzen. Der Hanewald-Plan läßt die Nutznießer um ihren Lebensunterhalt und ihren Luxus zittern, und so werden sie sich zu einem Sturm verbinden, der nicht so leicht wieder einzudämmen sein wird. Die Armen sind die Basis der Pyramide, deren verklarte Spitze die Majestät ist. Setzen Sie bei Ihrem Unternehmen nicht das Volk, auf dem ohnehin schon die ganze Last der Zeiten ruht, leichtfertig der Rache der Herren aus. Schwer genug hat es schon vor achtzig Jahren leiden müssen, als ihm die große Stunde seiner Freiheit mißriet.

Mein Kaiser ...“

Eine schwache Handbewegung Rudolfs hieß Johannes aufstehen.

„Es ist gut“, sagte er, „Er meint es gut. Es wird alles überlegt werden, ganz genau ...“

Ein armer Mann sage das, dachte Johannes, ein Mann, dem zum Überlegen nicht mehr viel Zeit bleibe.

Als er dann entlassen war, sah Kepler klar, daß seine Zeit in Prag ihrem Ende entgegeneile.

In den Tagen nach dem Gespräch zwischen Kepler und dem Kaiser wurde in Prag ein Brief geschrieben. Der Schreiber war kaiserlicher Rat, Administrator des Oberstlandjägermeister-Amtes, Zollherr zu Stein,

Stadthauptmann zu Krems, Pfleger der fürstlichen Burg zu Innsbruck, Postmeister und Zoller am Kollman, Herr zu Oberinglingen bei Augsburg und Mitglied der böhmischen Ritterschaft.

Die lange Liste durchweg ergiebiger Pfründen und ebensolchen Besitzes hätte überraschen können, wenn er nicht zu allem noch Erster Kammerdiener Seiner römischen Majestät gewesen wäre. Mit dieser Charge war ein Schlüssel in seine Hand gelangt, der ihm all die einträglichen Ehren erschlossen hatte. Auch sein Name war nicht mehr der eines einfachen Philipp Lang – nein, Philipp Lang von Langenfels hieß er jetzt, was Diplom und Wappen bezeugten.

Bei alledem konnte es immer noch überraschen, daß dieser Mann höchste Würdenträger, ja Fürsten in seinem Hause zu Gastereien empfing. Seine Korrespondenz war kaum noch mit einer anderen als der eines souveränen Herrschers zu vergleichen, nur daß ein beliebiger Herzog oder Fürst kaum „Handbriefl“ vom zweiten spanischen Philipp, vom vierten französischen Heinrich, vom Papst, von Kurfürsten und allen Mitgliedern beiderlei Geschlechtes des habsburgischen Erzhauses aufzuweisen vermocht hätte. Und in all diesen Schreiben war von dem Herrn Lang als einem hochgünstigen Herrn und liebwerten Freund zu lesen, um dessen Wohlwollen sich zu bemühen selbst die Höchstgestellten nicht verschmähten.

Ein Brief des Herrn Kammerdiener Lang an den Erzherzog Matthias in Wien fiel darum durchaus nicht auf, und der Inhalt des Schreibens durfte jeder Beachtung versichert sein.

Er lautete:

„Durchlauchtigster, allernädigster Herr und höchster Gönner!

Euer erzherzogliche Hoheit wollen huldreichst geruhen, von Ihrem untertänigsten Diener die nachfolgende Meldung entgegenzunehmen. Der Mathematikus Johannes Kepler war über eine Stunde bei Seiner kaiserlichen Majestät, aber nicht wegen eines Horoskopes und auch nicht in Geldangelegenheit, obwohl nachher eine allerhöchste Anweisung zugunsten des Kepler bei der Hofkasse einlief. Er unterbreitete der Majestät einen Plan, allen protestantischen Herren in Mähren und Österreich den Prozeß zu machen, was wohl gut und nützlich, aber ohne besondere Anstalten kaum durchzuführen wäre. Der Kaiser solle sich – ist nun der Plan des Kepler – zu diesem Zweck gleichsam mit dem gemeinen Volk dadurch zu einem

Aufstand gegen die Herren verbünden, daß ein allerhöchster Erlaß die Leibeigenen für frei und die adeligen Orte für landesfürstliche Freistädte erklärt.

Vielleicht könnte es Euer hochfürstlichen Durchlaucht dienlich sein, diesen Plan vor dessen Ausführung zu kennen; denn daß kaiserliche Majestät ihm nicht abgeneigt ist, glaube ich versichern zu dürfen.

Euer hochfürstlichen Durchlaucht ergebenst beflissener Diener und Untertan

Philippus Lang von Langenfels“

XXX

Immer wieder zerfetzte ein frischer Wind den grauen Tag und ließ die Sonne, wenn auch nur für kurze Zeit, Glanz über den See ausbreiten. Es war kein Tag, an dem es Menschen, mochten sie dem Wasser noch so zugetan sein, aus den Kleidern stößt, um hineinzuspringen in die schmiegsame Kühle. Heute konnten sich die Beherzten nur eine Herbheit von ihrem Unterfangen versprechen, eine Kälte, die zwar nur wenige, dafür jedoch um so begeistertere Liebhaber besitzt – natürlich auch Liebhaberinnen. Immerhin sind sie unter beiden Geschlechtern selten, besonders wenn die Eitelkeit nicht im Spiel ist, sich als kühn und heldenhaft erweisen zu wollen.

Was hier aber vor dem sich in tiefen Bücklingen verneigenden und geschwätzigen Schilf lag, ließ mehr auf Einzelgang und Selbstvergnüglichkeit als auf den Wunsch nach Zeugen einer Heldentat schließen.

Etwas Weißes blähte sich im Wind – die Ecke einer Spitzenkante, Stücke eines Mieders, eines Kleiderärmels, ganz unverkennbar ein Unterrock, bildeten ein Häuflein; ein Stein beschwerte es, unter dem das Ende eines blauseidenen Strumpfbandes hervorkroch. Gern wäre es wohl munter und vorwitzig in die Gegend geflattert und dazu an sich auch geeignet gewesen. Es war nämlich das lose Strumpfbandende, dessen Bestimmung ihm aufgab, von der Schließe unterhalb des Knies in der Länge einer Hand auf die Wade der Trägerin zu baumeln. Aber der lobenswerte Wunsch, das Frauenbein nicht nur mit besticktem Blauseidenband zu schmücken, hatte es zum Abschluß mit einer Schaumünze beschwert.

In den wenigen Ortschaften, in denen sich noch ein freies Bauerntum erhalten hatte oder richtiger: in denen ein Kleinstadel unter Bewahrung alter Rechte und eines bescheidenen Wohlstandes bäuerlich geworden war – da zeigten sich solche Strumpfbänder noch am hellen Tage. Die Weiberröcke waren dort zwar sehr zahlreich, doch dafür auch recht kurz. Nur geringfügig überschritten sie mit ihren Säumen die Knie. Mit langen Damenkleidern ließ sich eben schwer Mist aufladen oder ein Stall ausfegen.

Der Ort unserer Begebenheiten befand sich jedoch nicht in einem dieser Dörfer. Unweit des Herrenhauses von Teplovec lag der See, unweit des

Gutes, das angeblich noch der Edelfrau Kerbová, in Wirklichkeit aber Herrn Peter Wok von Rosenberg gehörte. Alles gehörte ihm, sogar das Strumpfband stand noch zu ihm in gar nicht so losen Beziehungen.

Während des Wittingauer Karnevals nämlich fand unter anderen Vergnügungen gelegentlich auch das einer sogenannten „Wirtschaft“ statt, einer Bauernhochzeit, bei der Erlaucht den Wirt, die Obersthofmeisterin die Bäuerin agierten. Wirte und Gäste waren als Dörfler kostümiert, wobei es nicht ausbleiben konnte, daß die Kleider der Damen, um den Scherz zu würzen, gerade noch bis an die Knie reichten, während die Zahl der Unterröcke sich bis zur Unzahl erhöhte. Wenn sich eine Dame mit Röckelupfen auf den Schoß eines „Burschen“ setzte, zeigte sich erst so recht der innere Wert dieser Anstalten. Es gab dann viel Gelächter und Ermunterung, und hierbei sowie beim Schwenken und Tanzen nach der Dorfmusik flogen und wirbelten die Schaumünzen an den Strumpfbandzipfeln allen sichtbar wild durch die Gegend.

Wie mit hohen Orden prunkten mit ihnen die schönen Waden, und schon aus Ehrerbietung für Erlaucht, der die Dekorationen verliehen, wurden sie besonderer Ehrungen gewürdigt.

Dazu sorgte Peter Woks unerschöpflicher Keller dafür, daß Zurückhaltung nicht um sich griff. Im Scherz war viel Wahrheit, und Scherz und Frivolität blühten um die Wette. So verzichtete denn auch die Wahrheit immer mehr auf Versteckspiele und Prüderie. Was verschlug es? Die Wahrheit konnte man hinterher jederzeit als Scherz deklarieren, übelnehmen war verboten, alles erlaubt. Endlose Küsse galten als zartes Kompliment, noch so gewagte Griffe, zu denen das Abzählen der kurzen, abgespreizten Wippröcke und das Ausloten tiefster Miederausschnitte gehörten, wurden als ländlich sittlich im Sinne des Festes höchlichst belobt.

Manche Teilnehmer erinnerten sich noch nach Jahren dieser Tolldreistigkeiten und bedauerten die eingetretene Pause.

Und diese Pause war der eine Grund, warum das männliche Wesen vor den Damenkleidern am See das dukatengoldene Strumpfband nicht kannte. Er hatte noch keine Gelegenheit gehabt, einer „Wirtschaft“ beizuwohnen. Der andere Grund bestand darin, daß die Dame mehr als ein Paar Strumpfbänder besaß.

Der so ausschließlich dem Weiblichen zugewandte Betrachter trug befremdlicherweise Habit und Mantel eines Benediktiners.

Die erwartete Dame schien das nicht aufzuregen. Gerade ertastete sie mit den Zehen den Boden, um nach einigen rauschenden Schritten weiß aus dem schwarzen Schilfwasser heraufzusteigen.

„Lips?“ fragte sie mit der gleichen Selbstverständlichkeit, als empfangen sie ihn in ihrem Salon. Die ihr dargereichte Hand übersah sie. Ohne Hilfe erstieg sie die Böschung.

Philipp Ehems Hoffnungen mußten sich allein an die Tatsache klammern, daß sie ihn „Lips“ genannt hatte.

„Aranka ...“

Viel mehr brachte er nicht hervor, und die Lage begann ungemütlich zu werden, da die Dame völlig davon in Anspruch genommen schien, ihre Haare trocken zu reiben und dann dem Wind preiszugeben.

Ihrer Nacktheit gedachte sie offenbar nicht. Warum nicht? fragte sich Ehem wieder einmal. In diesem hochmütigen Mädchen solle sich einer auskennen, dachte er, die Mädchen in Augsburg seien jedenfalls anders. Erst als sie mit dem Flechten ihrer Haare begann, wandte sie sich nach ihm um.

„Du hast mich also gesucht?“

„Oh, wie sehr ...!“ rief er und wollte seine gestauten Gefühle hervorbrechen lassen, als Aranka ihn auch schon unterbrach.

„Um deine Erklärungen bei mir anzubringen, hättest du einen kürzeren Weg gehabt. In Prag. Eine mäßig hohe Wendeltreppe hinauf und hinab. Aber du kamst nicht. Und das alles wegen einer blöden Weibergeschichte!“

„Ich widerspreche nicht, Aranka. Nur ...“

„Was: nur?“

„Eine Frau bist schließlich auch du.“ Aranka ärgerte sich.

„Gib doch acht, Lips!“ rief sie. „Einen Unterrock zieht man nicht von unten, sondern von oben über die Dame. Na, endlich! Aber was mich anlangt, so bin ich keine Weibergeschichte. Ich gehöre zu deiner und du gehörst zu meiner legitimen Konstellation. Die Zusammenarbeit war in jedem Fall zu gewährleisten. Auf sie und ihre Geheimhaltung kam es an. Kein dritter Mensch durfte uns jemals zusammen sehen. Was aber tust du? Hier, wo alle möglichen Leute vorbeikommen können ...“

„Das hättest du bedenken sollen, ehe du dich hier auszogst.“

„Hier bin ich die Schloßherrin, wenigstens die künftige. Peter Wok hat mir Teplovec zugesprochen ...“

In ihrem Interesse hätte er überrascht und beglückt sein müssen; aber, genau genommen, war er es nicht.

„Ich gratuliere“, sagte er nur. „Doch wenn du auch auf dein Gesinde keine Rücksicht glaubst nehmen zu müssen ...“

„Laß es gut sein, Philipp“, sagte sie. „Du logst nicht, als du mir das letzte Mal sagtest, daß du abends zu den Polz von Polzhügel müßtest. Er ist Geheimer Rat, sie unterhält einen vielbesuchten Salon. Für die Begegnung mit Kepler, der ein häufiger Gast im Polzschen Hause ist, konntest du nichts und auch dafür nichts, daß er seine Tochter mitgebracht hatte. Solltest du etwa nicht mit ihr sprechen? Wer verlangte das von dir? Ich gewiß nicht. Es war keineswegs deine Schuld, daß sie dir mitten im Gespräch davonlief und ihren Vater bat, sie nach Hause zu führen. Ich kann begreifen, wie dich das traf. Doch vielleicht ist die Kleine in ihren Stiefvater verliebt. Er sieht gar nicht übel aus.“

„Findest du nicht, Aranka ...“

„Ärgert dich, daß ich ‚Kleine‘ sagte? Schließlich bin ich selbst ja auch noch nicht lange erwachsen.“

Aber schön warm gemacht hat man dem Mädchen deinetwegen! Woher ich das weiß? Glaubst du im Ernst, Peter Wok hätte mich beauftragt, wenn ich meine Arbeit so schlecht verstünde? Zum Keplerschen Inventar gehört eine nicht mehr ganz junge, dafür um so geschwätzigere Dienstmagd. Es war recht einfach.“

„Bitte, glaube mir, Aranka, an eine Heirat mit der Keplertochter denke ich längst nicht mehr.“

„Ich glaub’s, daß du nicht mehr an sie denken möchtest. Du bist gut zehn Jahre älter als ich. Trotzdem komme ich mir wie deine Großmutter vor, und wenn ich dich nicht hielte, hättest du dir wegen einer niedlichen kleinen Rotznase den Hals gebrochen. Bist du anderer Meinung?“

„Nein. Abgesehen davon ...“

„Von der Rotznase?“

„Du mußt doch einsehen, Aranka ...“

„Einer von uns muß jetzt klar sein, unerbittlich klar. Unbegreiflichkeiten dieser Art ereigneten sich schon früher.“

Einen Menschen, leidlich gescheit, trifft ein Ereignis an einer schwachen Stelle seines Empfindungslebens ... und im gleichen Augenblick arbeitet sein Gehirn nicht mehr, nur noch einen Punkt vermag er zu sehen, alles andere ist tot.“

„Panik – meinst du?“

„Ja, Panik.“

„Du wirst ein böses Erwachen gehabt und dich über die Erkenntnis entsetzt haben, wie dünn die Wand zwischen Vernunft und Wahnsinn ist. Wer allerdings keinen Verstand zu verlieren hat – den bedroht nichts. Wenn dir das ein Trost ist ...“

Eine Pause entstand.

„Ja“, sagte Ehem dann. „Es war viel stärker als ich. Nichts habe ich mehr gearbeitet, keine Zeile geschrieben, keine Unterschrift gegeben, die Verbindung mit dir, die Voraussetzung unseres Erfolges, gab ich auf. Über meine Kraft gingen die wenigen Schritte zur Tür und die Treppe nach oben. Dabei wußte ich ganz genau, daß du unmöglich zu mir herunterkommen konntest – nun ist vielleicht vieles, vielleicht alles zerstört ...“

„Wenn wir uns Mühe geben, wird sich manches wieder einrenken lassen“, sagte sie. „Wir haben überhaupt noch vieles zu bereden. Aber nicht jetzt, nicht hier ...“

XXXI

Nein, unversöhnlich und nachtragend war Aranka nicht, schon gar nicht Ehem gegenüber, ihrem „Jungen“, wie sie ihn im Gegensatz zu dem alles andere als jungen Peter Wok gern nannte. Und nun trat Ehem auch schon frisch und rosig, von allen lächerlichen Mönchsverkleidungen befreit, in einem stattlichen marderbesetzten Hauskleid ins Eßzimmer und machte Aranka in aller Form einen Heiratsantrag!

Auf die gebratenen Hechtschnitten verging Aranka damit jeglicher Appetit.

Arankas Eltern waren ein hochadeliger katholischer Magnat und die Tochter eines protestantischen Prädikanten. Auch ohne des Vaters spanische Ehe, die eine Legitimierung des Kindes ausschloß, hatten genug natürliche Spannungen zwischen den Eltern bestanden, die von der Leidenschaft nur überdeckt und durch den frühen Tod der Mutter für Aranka nicht gelöst worden waren. Ihr hatte das Kloster, über das sie ziemlich bald hinausgewachsen war, sowohl die adeligen wie bürgerlichen Konventionen ersetzen müssen. Frei von allen Bindungen war sie daher stets gezwungen, ihre Beziehungen zu anderen Menschen ohne Berufung auf bereits gelebte Leben von sich aus, von ihrem eigenen Dasein aus neu zu gestalten.

Ehem dagegen lief gleichsam in festen, gut vereisten Geleisen, wie sie die Wagenräder im Vorfrühling tief in die Straßen schneiden. Jedes Herausschleudern aus vorgefahrenem Weg war gefährlich. Die ungeschriebenen Gesetze des Augsburgerischen Patriziats schrieben jedem Mitglied dieser bevorzugten Menschenklasse für jedes nur denkbare Ereignis sein Verhalten vor, und selbst sein Versagen wurde noch von der Konvention geregelt.

Zuerst gab sich Aranka unendliche Mühe, ihrem Philipp jeden Gedanken an eine Heirat mit ihr auszutreiben. Warum auch? Der bisherige Zustand war doch so befriedigend und angenehm! Die Verbindung der ihr gestellten Aufgaben mit ihrem dadurch so naheliegenden Liebesverhältnis zu Ehem gab, von ihr aus gesehen, beidem einen so munteren Schwung. Und dann das undurchdringliche Geheimnis, in dem sich nicht nur angesichts ihres Himmelbettes, sondern zumeist auch in ihm alles abspielte! Bei bestem Gewissen. Denn auf diese Weise wurde das Geheimnis mit einer uneingeschränkten Zusammenarbeit so sichergestellt wie nur möglich.

Aber wenn sie solcherart auch mit Himmelszungen redete, auf Ehem machte sie damit keinen Eindruck. Er bestand auf Ehe und die damit verbundene preiswürdige Korrektheit, wobei sie mit Erschrecken merkte, daß zwischen ihrem Himmelbett und dem ehrbaren Ehebett seines Clans entscheidende Unterschiede bestehen sollten. Wenn schon Ehe – so wollte sie aber doch mit ihm allein schlafen und nicht mit seiner Familie, nur mit ihm verheiratet sein und nicht mit einem ganzen Geschlechtsverband.

Wenig Aussicht sah sie, seiner steifen Korrektheit Herrin zu werden. Nicht einmal das erkannte er, worin die Hauptschwierigkeit bestand, die erst einmal überwunden werden mußte, ehe an eine Heirat überhaupt gedacht werden konnte.

Er sprach nur von seiner Familie, deren Widerstand ein Wort Anhalts oder gar des Pfalzgrafen selbst hinwegräumen würde, und übersah, daß weder Anhalt noch die kurfürstliche Durchlaucht auch nur das Geringste unternehmen könnten, was einen so zahlungswilligen Verbündeten wie Peter Wok verstimmen müßte. Auf ihn und nur auf ihn kam es an!

Die Schenkung von Teplovec hätte es Ehem sagen können; aber seine unklaren Zweifel darüber glaubte er mit dem Angebot, einen Strich durch Arankas Vergangenheit machen zu wollen, beseitigen zu können. Auf dieses platte Verfahren konnte Aranka natürlich nicht eingehen, einmal weil sie ihre Vergangenheit wesentlich anders bewertete als Ehem – und ferner, weil sie sich völlig klar darüber war, daß ihre Vergangenheit nur mit Wok sterben würde. Seiner Macht könnte sie sich nie entziehen. Wer wäre imstande, sie gegen seine Ansprüche zu verteidigen?

Wok beschützte sie und hatte ihr den Eintritt ins Magnatentum ermöglicht, zu dem sie väterlicherseits gehörte – dennoch war sie seine Leibeigene ... und sie war es nicht einmal ungern. Den Ausgleich für ihre Hörigkeit sah sie darin, ihn zu beherrschen. Vielleicht mit Hock? Aber auch ohne ihn war ihre Herrschaft schon weit gediehen. Teplovec bewies es. Dafür kam eine Heirat mit Ehem nur dann in Frage, wenn Ehem in Rosenbergische Dienste träte. Einem andern als einem seiner Beamten oder Offiziere gab Wok keine seiner Damen zur Frau.

Ganz einfach sah so eine Verheiratung aus, und doch war sie zuweilen eine kleine Tragödie, nämlich dann, wenn Erlaucht den künftigen Mann eines zu peinlichen Bestehens auf die Ausschließlichkeit seiner ehelichen Rechte für fähig hielt.

Und nun der steife Ehem!

Aranka halte ihren „Jungen“ gern und empfand ehrlichen Schmerz angesichts der Aussichtslosigkeit seines Falles. Soweit es seine Frau anginge, hätte Ehem nie Verständnis für Heinrich III. von Frankreich gehabt, der die Hofdamen mit Einschluß der Ehrenfräulein seiner Mutter bei den beliebten Maskeraden gern als Pagen einer besonderen Art auftreten ließ. Sie vereinten den Reiz tiefster Miederausschnitte und einer wohlgeschnürten Taille mit dem hautenger seidener Strumpfhosen, die von der Gürtellinie abwärts kein Geheimnis übrigließen. Peter Wok nun teilte des dritten Heinrich Vorliebe für diese Verkleidung oder Auskleidung, und Aranka dachte mit Schauer an den Fall, daß auch sie einmal sich nicht gut hätte ausschließen können. Junker Ehem wäre gewiß nicht veranlaßt worden, sich wieder einmal in seine Frau neu zu verlieben. Gedemütigt hätte er sich gefühlt und Komplimente über die Figur der Frau Eheliebsten als Hohn empfunden. Nein, eine Ehe mit ihrem „Jungen“ und Hofdienste, wie sie alle Damen in Wittingau – verheiratet oder nicht – willig leisteten, waren nicht zu vereinen.

Alles hatte sie in diesem langen Gespräch versucht, doch aus seinen Geleisen konnte auch Aranka ihn nicht herausholen.

So verzichtete Aranka denn auf das nutzlose Gespräch und gab sich ganz dem Glück des Zusammenseins mit dem Geliebten hin. Ehem ahnte nicht, daß es ein Abschied war – eine Liebesstunde, zärtlich wie noch nie, gerade weil es ein Abschied war.

Willig ließ er sich anderntags nach Prag verschicken, während sie selbst vorgab, nach Wittingau zu fahren, um dort mit Herrn Peter zu reden.

Dann war sie allein.

Einen Augenblick hatte sie an ein Zurück zur Wendeltreppe und in ihr Himmelbett gedacht. Aber dann sah sie ein, daß dieses Zurück ohne Ehem statthaben müsse. Der Zwischenfall mit der kleinen Kepler habe doch mehr zerstört, als zu Beginn ihre Meinung gewesen sei. Möge er denn die Kleine kriegen – gewissermaßen als ein Abschiedsgeschenk von ihr.

Ein wenig leid tue er ihr zwar, der arme „Junge“, leicht werde er es bei seiner Regina nicht haben. Die werde ihn nicht vom Schürzenband lassen und dabei der Zustimmung des gesamten Ehemischen Familienrates gewiß sein. Doch damit müsse er selbst fertig werden. Wenn sie, Aranka, ihn erst in die Arme seiner Künftigen geschleust habe, sei ihre Aufgabe erledigt. „Herein!“

Der Sergeant von Arankas Rosenbergischer Sicherheitswache trat ein.

„Eure Gnade, es ist angespannt. Eure Gnade kann morgen Mittag in Wittingau ...“

„Nicht Wittingau, Sergeant.“

„Zu Befehl! Also Haus Kerb?“

„Auch nicht. Ich reise inkognito.“

Ehem ritt, Aranka fuhr.

Mit unbekanntem Ziel fuhr Aranka.

XXXII

„Wie kann ich wissen, ob der Herr Legationsrat Eure Gnade gebeten hat, mit mir über ihn zu reden“, versuchte Regina die Dame abzuweisen. „Herr Ehem schien vielmehr meiner Bitte entsprechen zu wollen ...“

„Herr Ehem hat mich keineswegs gebeten. Er weiß gar nichts von meiner Demarche bei dem Fräulein. Es ist Euch aber unbenommen, es ihn wissen zu lassen.“

„Dazu dürfte sich keine Gelegenheit ergeben.“

„Wenn Ihr immer vor ihm davonlauft – freilich nicht. Und um ihn handelt es sich in der Hauptsache auch gar nicht. Übrigens bin ich nicht ‚Eure Gnade‘. Für Euch jedenfalls nicht, liebes Fräulein.“

„Sagte die Dame nicht, Sie sei Frau Kerbová auf Teplovec?“

„Nicht ‚Frau‘ – ich sagte: ich bin die Kerbová auf Teplovec. Und ich möchte das bleiben, was ich Euch auszureden mich bemühen will, nämlich: Fräulein.“

„Fräulein oder Frau bleibt sich im Fall der Dame gleich“, sagte Regina, ohne das Lächeln nur im geringsten zu erwidern. „Aber wie es Euer Edel beliebt.“

Doch Aranka hörte nur, was sie hören wollte.

„Wie es mir beliebt? Um so besser! Dann nennt mich bitte Aranka. Es ist der Name, auf den ich am meisten Anspruch habe – wie Ihr auf Regina.“

Aranka den höheren Stand zuzubilligen, war von Regina nicht unberechtigt gewesen. Tatsächlich besaß ihn Aranka, und dann hatte sie auch im Gasthof die Gelegenheit wahrgenommen, ihre Kleider zu wechseln.

Das Ergebnis war ohne die ärmellose Überjacke neben ihr ein ausgeschnittenes Seidenkleid, dessen knappe Korsage modisch tief und spitz nach unten verlief. Die Ärmel waren üppig gebauscht, und unsichtbar unter dem Rock wand sich ein dick gepolsterter Stoffring um Arankas Hüften, der die Weite der Rockfalten erst so richtig im Licht zum Blühen und Prunken brachte. Auf dem Goldgespinst über dem rotblonden Haar war ein aufgeklappter Filzhut keck in die Stirn geschrägt. Gerade über der rechten Braue brachten sich die Türkisen der goldenen Hutspange unübersehbar zur Geltung. Türkisen erhellten auch den Ausschnitt der Schuhe. Außer den hellgelben Spitzenmanschetten und ebensolchen

Handschuhen aus sämischem Leder, von denen der rechte, abgestreift, in Arankas Linken lag, war alles andere mit Einschluß des Besatzes von Russenfuchs schwarz. Das edle Fell lief um die Hutkrempe und gab als Einfassung des Kleidausschnittes dem weißen Busenansatz erst die richtige Weihe.

Die Wirkung dieser raffinierten Einfachheit hätte ein anderes Mädchen als Regina einschüchtern können. Der alte Wok selbst hatte seinem Hoffräulein das Kleid zusammengestellt. Es hatte ein Sühnopfer für die Erzürnte sein sollen, ließ zugleich aber vermuten, daß Erlaucht gelegentlich auch Freude am Anziehen hübscher Mädchen habe.

Alles hatte Aranka sich vorher genau überlegt und war zu dem Schluß gekommen, daß sie als Dame bei Regina größere Chancen habe, denen gegenüber ein – wie sie glaubte – unvermeidlicher erster Ärger ihres Opfers als geringfügig hingenommen werden müsse.

Die Jungfer Keplerin oder in Wirklichkeit Lorenzin hatte zu ihrem vornehmen Besuch erst aus dem Garten geholt werden müssen, und alles, was sie ihrerseits zur Verschönerung ihrer eigenen Person hatte tun können, war gewesen, noch gerade ihre Schürze abzuwerfen und sich im Flurspiegel schnell des glatten und ordentlichen Sitzes ihrer schwarzen Haare zu vergewissern. In dem mehr auf Hausarbeit eingerichteten blauen Vormittagskleid mit halblangen Ärmeln und dem braven weißen Krägelchen war sie eingetreten.

Und dann hatte sie die Bescherung gesehen.

Doch sie war keineswegs umzuwerfen gewesen.

Ganz als Keplers Tochter verharnte sie jetzt mit einem Hochmut, den Kepler selbst niemals hätte aufbringen können. Ihr gegenüber war Aranka wie eine audienzerteilende Herrscherin. Ganz Herablassung war sie und von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit überfließend – immerhin auch von Herablassung. Der Keplertochter Antwort war Unbeweglichkeit. Sie wartete. Nicht umsonst hieß sie Regina. Sie war es. Zwei Königinnen standen sich gegenüber – zwei reichlich gescheite Mädchen.

Im Gegensatz zu Aranka mit ihrer atemberaubenden Aufmachung war Regina nur auf sich gestellt. Nicht einmal die gewohnte Umgebung des alten Hauses stand ihr bei. In Prag an der Brücke, gegenüber den Jesuiten, wo die Keplers seit dem Vorjahr wohnten, befand sie sich nicht. Ihres störrischen Sinnes wegen hatte die Mutter sie ausgetan, und zwar nach dem

mährischen Kunststadt zur Witwe Pauritsch, wo die Familie schon mehrfach die Erholung eines mehr ländlichen Aufenthalts genossen hatte.

Dort fand das Gespräch der beiden Damen statt.

„So ist mein Name“, bestätigte Regina, „und wenn es der Dame ehrlicher Wunsch ist, werde ich einer so dringenden Bitte nicht widerstehen und die Dame ‚Aranka‘ nennen.“

„Es spricht sich so netter“, schnitt Aranka ihr alle weiteren höflichen Spitzen ab. „So ganz ohne Beziehungen sind wir übrigens nicht. Ihr kennt ja die Rosenberger Erlaucht. Er hat Euch sogar einmal in den Mittelpunkt eines seiner seltenen Feste gestellt.“

Regina tat sehr erhaben.

„Ach ja, ich erinnere mich, damals in Prag. Aber Euch gesehen zu haben, entsinne ich mich nicht.“

„Wok hatte nur seine Pagen mitgenommen. Er meinte, für die Prager Weiblichkeit seien deren enge Hosen anregender als die langen Röcke seiner Damen. Ich war also nicht dabei.“

„Oh!“

Das war alles, was Regina vorbrachte. Aranka parierte mit einem Lachen.

„Als ein Fräulein, das der Herr Hofmathematikus mit seinem Vertrauen beehrt, solltet Ihr eigentlich über den kleinen Leuten stehen und nicht gleich erschrecken, wenn Ihr einer Dame unseres recht gepflegten Hofes begegnet. Bei seiner persönlichen Umgebung ist Erlaucht übrigens anspruchsvoll. Nicht jeder Besuch wird bei uns zu Erlauchts Tafel gezogen. Den meisten wird bei den diensttuenden Offizieren aufgewartet.“

Diese Herbheiten schwammen in so lockenden Tönen, daß Regina errötete. Sie fand es an der Zeit, dem Gespräch eine Wendung zu geben.

„Erlaucht war sehr gütig gegen mich“, ließ sie sich vernehmen, „und außerdem ist er auch ein Gönner meines Herrn Vaters.“

„Gönner?“ bestritt Aranka. „Das hätte Erlaucht beweisen sollen. Aber seht, liebe Regina, so ist er: Mir schenkt er die Herrschaft Teplovec, was für ihn auch nicht viel bedeutet, es ist ein Allod, mit dem er machen kann, was er will, und echte Erben hat er nicht. Das ist für mich zweifellos erfreuend. Dagegen benimmt er sich einem weitberühmten Manne wie dem Herrn Kepler gegenüber als ein Filz. Er ist eben versessen auf die Astrologie, und davon will der Herr Kepler nicht viel wissen. Mit seiner ‚Antwort auf Röslini Discurs‘, dem ‚Tertius Intervenienti‘, war es erst ganz gefehlt. Nicht

Fleisch und nicht Fisch, sagt Serenissimus. So ist Erlaucht nun einmal. Und doch kann ich dem alten Peter Wok nicht böse sein. Versteht Ihr das?“

Regina war weiblich genug, um zu einem Gespräch über Männer immer bereit zu sein.

„Ein wenig verstehe ich das schon“, meinte sie. „Dann sagt es doch!“

„Nun ... man könnte Furcht vor ihm haben – doch das eben ist es. Man möchte gern wissen, wie weit er wohl gehen würde ...“

„Aufs Haar, das ist es!“ jubelte Aranka. – „Ihr seid ja gar kein Blaustrumpf, Regina.“ „Blaustrumpf? Ich?“ Regina war ehrlich verwundert.

„Ich dachte, Ihr würdet mir mit mathematischen Formeln aufwarten“, meinte Aranka.

„Mathematik ist nichts für Euch!“ erklärte Regina mit Entschiedenheit.

„Das macht nichts. Wenn ich auch des Mathematikers Kepler und nicht Ehem wegen herkam.“

„Herr Ehem ist mir jedenfalls nicht wesentlich“, wick Regina aus.

„Irren wir nicht ab. – Die Bedeutung Wittingaus als politischen Mittelpunkt kennt Ihr?“ Regina nickte nur.

„Um so besser! Nach allem wird es Euch also nicht befremden, daß auch unsere Damen, wenn sie Geschick dazu haben, gelegentlich Aufgaben erhalten. In allen politischen Suppen hat Serenissimus seine Löffel – begreift Ihr nun, daß er überall auch seine Leute haben muß, die ihm berichten? Nicht nur die Offiziellen, die er mit Briefen und Aufträgen schickt. Versteht Ihr mich? Überall – auch da, wo Ihr es nicht vermuten würdet?“

„Also Spioniererei!“ stellte Regina gelassen fest.

„Was denn sonst?“ – Aranka legte ihren Arm um Regina, und beide lachten. – „Natürlich sind wir feine Leute, und unser eigenes Spionieren nennen wir Information. Eine kostspielige Angelegenheit ist das, wie sie nur der alte Wok sich leisten kann, ein Apparat mit vielen ständigen und vielen hundert zeitweiligen Mitarbeitern. Beauftragter für Böhmen ist ... Es ist scheußlich!“ unterbrach sich Aranka. „Wenn ich den Beauftragten nenne, ist es Verrat, und wenn ich schweige, glaubt Ihr mir kein Wort.“ „Muß ich es denn wissen?“

„Glaubt Ihr, ich wäre von Teplovec auf den miserablen Wegen vierspännig und mit sechs Mann Bedeckung nach Eurem blöden Kunstadt geschaukelt, nur um hier zu erklären: Entschuldigt, Fräulein, ich sag’ es doch lieber nicht? Aber denkt nur nicht, Regina, Ihr hättet mich in der

Hand, wenn ich Euch sage, was Ihr wissen müßt. Von Euch weiß ich mehr – einfach alles.“

Regina lächelte nur.

„Ich glaube, Ihr wißt zuwenig.“

„Das wird sich zeigen. Aber der Reihe nach. Der Beauftragte für den Rosenbergischen Geheimdienst in Böhmen ist derselbe Ehem, dem es das Fräulein Regina so angetan hat. Aber erschreckt nicht gleich. Ihr habt keinen Grund dazu. Ehem bildet sich nämlich nur ein, die Abteilung Böhmen zu leiten. Männer sind leichtgläubig. In Wirklichkeit bin ich der Chef, und Euch hält er für so rein und hehr, wie nur je ein korrekter Depp ein Mädchen hielt, daß er zu ehelichen gedachte.“

„Ich sagte bereits: Ihr wißt höchstens die Hälfte. Was habt Ihr herauspioniert? Hat Euer Agent unseren Turm beschlichen, hat er den Birnbaum erklettert? Das, was Ihr wissen müßt, um uns in die Hand zu bekommen, könnt Ihr niemals beweisen. So etwas läßt sich nicht beweisen.“

„Und die vielen Zeugen, die Eurer Mutter Eifersucht bekunden?“

„Meine Mutter war schon eifersüchtig auf mich, als ich meinen achten Geburtstag noch vor mir hatte. Etwas anderes ist klarer: Ihr sprecht von Ehem und behauptet dann, daß es sich um Herrn Kepler handelte. Ihr wollt also glauben machen, daß sich Kepler in einer Gefahr befinde, aus der Ehem ihn retten solle, wogegen ich, um das zu bewirken, wahrscheinlich den Junker zu heiraten hätte?“

„Ihr seid ein harter Brocken, Regina“, sagte Aranka voll ehrlicher Bewunderung.

„Sehr schmeichelhaft!“ bedankte sich Regina. „Doch wir sind nicht der Komplimente wegen hier. Dagegen räume ich ein, daß ich den Gegenbeweis ebensowenig führen kann und daß es auf Beweise gar nicht so sehr ankommt. In einem solchen Fall ist eine wohl vorbereitete leere Behauptung oft wirkungsvoller als eine noch so erhärtete Tatsache. Durch das bloße Gerücht, mit mir, seiner Stieftochter, unerlaubte Beziehungen zu unterhalten, könnte mein Herr Stiefvater also zu Schaden kommen. Ich selbst natürlich auch.“

„Übertölpeln kann man Euch wirklich nicht, Regina, und das war von mir auch nicht beabsichtigt. Viele Geheimnisse sind in meine Hände gelangt. Was Ihr wissen müßt, sollt Ihr erfahren. Es handelt sich in der Tat

um Kepler. – Spricht er mit Euch zuweilen über eine Audienz bei der Majestät?“

„Nie. Das seien Geheimnisse des Kaisers, sagt er.“

„So habe ich ihn mir vorgestellt. Dann muß ich Euch also sagen, daß seit längerer Zeit im Hradschin ein Plan erwogen wird, in den der Kaiser sich verbissen hat. Der Urheber ist der Reichshofrat Hanewald – wartet einmal: von Eckersdorf heißt er auch noch – kennt Ihr ihn?“

„Wir waren nie bei den Hanewalds und sie nicht bei uns.“

„Es handelt sich dabei um Bauernfreilassung und so Ähnliches. Der Plan soll ganz bestechend, aber nicht ausführbar und so ziemlich das Verrückteste sein, um damit nicht nur alles, was sich gegen den Kaiser bisher schon zusammenballte, sondern auch noch den Rest gegen ihn in Wut zu bringen. Ja – und über diesen Plan hat der Kaiser über eine Stunde mit Eurem Stiefvater gesprochen.“

„Wenn der Plan verrückt ist, hat mein Herr Vater den Kaiser gewiß nicht bestärkt.“

„Wir wissen sogar, daß er ihn dem Kaiser auszureden versuchte. Aber der Zeuge hat unerlaubterweise gehorcht. Er möchte nicht Dienst und Freiheit verlieren und wird darum nichts sagen. Den Hauptzeugen, den Kaiser selbst, kann man aber nicht vorladen.“

„Hat man Väterchen denn bezichtigt?“

„Leider. Von Prag aus ist beim Erzherzog in Wien eine Denunziation eingelaufen. Ein Irrtum ist unmöglich.“

„Und was ...?“ wollte Regina noch fragen.

„Kepler soll der Urheber des verhaßten Planes sein, dessen Anwendung allerdings – schon beim bloßen Versuch – alles zusammenstürzen ließe.“

„Und wer behauptet das? Oder dürft Ihr es nicht sagen?“

„Ich dürfte nicht. Aber ich sage es. Ihr wißt, Regina: ich habe Euch mehr in der Hand als Ihr mich.“

„Wie gleichgültig ist das jetzt!“ rief Regina. „Oder glaubt Ihr, daß ihm dieser Brief nicht schaden kann?“

„Schaden? Der Brief ist auf dem besten Wege, Kepler zu vernichten.“

Regina funkelte vor Angst und Zorn.

„Dabei weiß er selbst nichts davon! Nicht einmal wehren kann er sich!“ klagte sie an.

„Nein, der Herr Kepler weiß nichts davon, und es wäre sehr gut, wenn er von dieser ganzen Intrige, so sehr sie ihm auch ans Leben gehen kann,

niemals etwas erführe.“

„Ja, aber ...?“

Aranka ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern ergriff ihre Hände.

„Regina! könnt Ihr mit gutem Gewissen behaupten, Kepler wäre der Mann, mit dieser Sache fertig zu werden?“

„Ich weiß nicht recht ... Hier genügte es wohl nicht, seine Meinungen zu verbergen?“

„Meinungen? Hier handelt es sich um Tatsachen. Was würde er also tun? Wahrscheinlich alles ableugnen.“

„Was könnte er anderes tun? Es ist doch alles nicht wahr!“

„Eben deswegen. Ableugnen ist das wenigst Überzeugende. Seine Beziehungen müßte er spielen lassen, der Intrige mit einer wirksameren begegnen, die statt ihn seinen Gegner vernichtet.“

„Das – oh, Aranka! – ich glaube, das kann er nicht!“

„Und dann wollt Ihr ihn zu einem Zweikampf antreten lassen, wollt wie ein Ritterfräulein beim Turnier auf der Tribüne sitzen und zusehen, wie dieser Lang ...“

Regina schrie auf.

„Ihr kennt ihn?“

„Natürlich! Ritter von Langenfels?! Er ist es, der ...?“

„Wer sonst?“ – Arankas Antwort begrub Reginas Hoffnung. – „Ritter von Langenfels stimmt auch“, bestätigte Aranka obendrein. „Besitzer eines Haufens von Rittergütern, Gerichtsbarkeiten, Burg- und Zollvogteien, von Gold, Geld und Schmuck, und was weiß ich sonst. Aber er ist auch der Mensch, der zahllose andere ins Gefängnis und auf die Folter brachte, ihnen Geld, Freiheit und das Leben – Geld und Freiheit, wie dem Kammerheizer Blahel, oder daneben auch noch den Kopf, wie dem großen Feldmarschall Rußworm, nahm. Es waren nicht die einzigen. Ob Heizer oder Feldmarschall ist ihm gleich – an beiden verdient er.“

„Er ist eine Macht“, stöhnte Regina.

„Die größte Macht in Prag. Selbst die Kaisertochter, Donna Karolina, muß ihn bestechen, weil sie sich vor ihm fürchtet. Und dem wollt Ihr Euern Stiefvater ausliefern? Und Ihr liefert ihn aus, wenn Ihr ihn veranlaßt, sich zu rühren. Lang darf nie vermuten, daß Kepler auch nur etwas ahnt. Ein bloßer Verdacht schon seitens Lang könnte Keplers Untergang sein. Je mehr Lang in Euerm Mathematikus nichts als sein Opfer erblickt, um so weniger wird er ihm nachspüren. Lang, dieser Wüstling, Kuppler und

Frauenschänder, würde den kleinsten Anlaß ausbeuten – und es gibt doch einen Anlaß. Ihr sagtet es selbst: unter Umständen genügt ein Gerücht.“

„Steht es so schlimm?“ flüsterte Regina.

„Sieht fast so aus“, meinte Aranka. „Aber der alte Wok weiß ganz genau, warum er mir seinen Auftrag gab. Für Wok handelt es sich nicht um Astronomen und kleine Mädchen, sondern um europäische Politik. Davon profitiert Ihr.“

„Ich gehe zum Kaiser!“ rief Regina mit plötzlichem Entschluß.

„Tapfer, aber mordsdumm“, lautete Arankas Urteil. „Selbst wenn Ihr ihm Langs Brief auf den Tisch legtet – ohne seinen Philippus glaubt der Kaiser nun einmal nicht fertig werden zu können, ohne ihn nie mehr eine Ordnung in seine verfahrenen Angelegenheiten zu bekommen. So endete bisher jeder Angriff beim Kaiser auf Lang.“

„Was kann ich sonst tun?“

„Nachdenken. – Ich verstehe Euch ganz gut, Regina, und an Eurer Stelle würde ich mich wahrscheinlich ähnlich benehmen.“

Regina fiel ihr um den Hals.

„Seid mir nicht böse, Aranka. Ich bin aufgeregt ...“

„Ich könnte ja – zwar nicht zum Kaiser, doch zum Philipp Lang gehen. Mit Rücksicht auf Erlaucht würde er mir Frieden und Freundschaft geloben ..., aber das Ergebnis wäre, daß man Euch beide, Euch und den Herrn Magister – nicht gleich, doch eines Tages – in den Turm abführte, freilich nicht in euern Sternenturm.“ – Sie unterbrach sich, um Regina zu streicheln. – „Ruhig bleiben. Zum Jammern und Stöhnen ist immer noch Zeit.“

„Es hilft also nichts gegen diesen Mann?“

„Wenn wir alles bedacht haben, werden wir es wissen“, sagte Aranka. „Zum Glück gebietet der Lang nicht über meinen Informationsdienst – dafür verfügt er jedoch über die Folter, und ihm auch nur den allergeringsten Anlaß zu geben, wäre Verbrechen gegen Kepler und Euch selbst.“

„Ja“, sagte Regina hart. „Es ist aus. Ich muß fort von Prag.“

Aranka war überrascht, sie hatte Tränen erwartet.

„Seid ein tapferes Mädel, und damit wäre eine Gefahr beseitigt.“ Die Worte kamen, als striche sie eine Position von ihrer Liste. „Fertig sind wir deswegen noch nicht. Daß der Kaiser sich nicht halten kann, wissen wir beide. Er wird nicht aufhören, alles zu tun, was seinen Feinden nützt.“

Erzherzog Matthias wird Österreich und Ungarn bekommen und Mähren dazu – nicht als Statthalter, sondern als König und Fürst. Ob man ihn liebt oder nicht – er ist der kommende Mann, und Kepler beim Erzherzog anschwärzen heißt Keplers Existenz vernichten. Welcher Fürst und welches Land werden ihn noch anstellen, wenn von Wien Abmahnungen zu erwarten sind?“

„Bleiben kann er nicht“, meinte auch Regina, „man zahlt ihm schon nichts mehr.“

„Und wie mißlich es für ihn wäre, vom Geld Eurer Mutter leben zu müssen, wißt Ihr selbst.“

„Aber ich? Wenn ich erst mündig bin, habe ich selbst Geld und mehr als die Mutter.“

„Damit schafft Ihr den Lang nicht weg. Den müßt Ihr vernichten, oder ihr werdet von ihm vernichtet.“

„Wie kann ich ...?“

„Ihr nicht. Aber er hat sich in seiner dummdreisten Großschnäuzigkeit an kurpfälzischen Interessen vergriffen – das bricht ihm das Genick. Kepler wäre damit aber nicht geholfen, der Brief und dessen Folgen blieben bestehen. Anschwärzen ist leichter als Weißwaschen.“

„Dann sagt schon, was ich tun soll, Aranka!“ empörte sich Regina. „Ich fragte. Ihr aber sagt immer nur, was nicht hilft – sagt endlich, was hilft!“

Durchaus nicht beleidigt fühlte sich Aranka. Im Gegenteil! Sie sah sich am Ziel.

„Einem Privatmann gelänge es jetzt unmittelbar vor dem Bürgerkrieg kaum, den Fall des Mathematikus Kepler in Wien aufzurollen und zu einem guten Ende zu führen ...“

„Wem dann? Ich will alles tun, alles, was ich nur immer vermag!“

„Ich sagte es schon.“

„Also doch? Ich soll Ehem ...?“

„Ganz recht – heiraten. Den Mann, der Kepler helfen kann, sollt Ihr heiraten.“

„Demnach hat Euch doch Ehem geschickt!“

„Er weiß von nichts. Was mit den Männern geschehen soll, müssen wir Frauen untereinander ausmachen. Ihr sollt ihn ja auch erst heiraten, wenn er mit einem gnädigen Handbriefl vom Erzherzog an Kepler zurückkehrt. Und von Prag müßt Ihr fort. Das sagtet Ihr selbst. Ehem ist der Richtige. Der Kurfürst von der Pfalz ist augenblicklich die Macht, mit der es weder der

Kaiser noch Matthias verderben möchten, und ein paar Zeilen vom alten Wok, die nicht viel weniger wert sind, werde ich beisteuern. Dazu krieg' ich meinen Alten schon, übrigens ist Ehem noch jung, sieht gut aus ...“

„Hört auf!“

Aranka erhob sich schroff.

„Laßt mir den Ehem, wie er ist. Ich weiß selbst, daß er nicht weit über die Konventionen hinausreicht und daß er nichts als ein kleiner Beamter ist, der sich einbildet, ein großer zu sein. Aber als Ehemann ist er brauchbar. Und ich mag ihn nun mal!“

„Dann heiratet Ihr ihn doch!“

„Ich war gar nicht so weit davon. Aber Wok hätte nie eingewilligt.“

„Was geht Euch der alte Mann an?“

„Was er mich angeht? Ich bin seine Altersgeliebte, und bin es nicht umsonst; denn er ist die Macht, und die überlasse ich nicht anderen Händen. Außerdem ist Euer Stiefvater nicht mein Stiefvater.“

„Aber muß ich Ehem denn gerade heiraten ...? Würde es für so ein paar Schreibereien nicht langen, wenn ich ...? Hier in Kunstadt zum Beispiel bin ich so gut wie allein.“

„Allerhand!“ unterbrach sie Aranka. „Und ich meinte, Ihr seid zwar klug, aber ohne die Erfahrungen, die mir nicht erspart blieben.“

„Es ist doch so: nur, weil Ihr ihn los sein wollt, soll ich ihn heiraten?“

„Nein, weil er ein guter Junge ist, weil er hoffnungslos in Euch verliebt ist und weil auch Ihr ihn brauchen könnt. Ihr wißt, daß Ihr Euch von Kepler trennen müßt. Seinetwegen müßt Ihr Euch von ihm trennen, wenn Ihr es Euretwegen auch darauf ankommen ließt ...“

„Versteht Ihr denn nicht?! Seit ich ein kleines Kind war“, stieß Regina aus sich heraus, „war ich mit ihm zusammen. Mit meiner Puppe fing es an. Er ist meine Heimat.“

„Alle Achtung! Früh angefangen habt Ihr. Doch vergeßt nicht: Daß Ihr von ihm geht, hat mit Ehem nichts zu tun. Und wißt Ihr – in Wittingau waren mal Komödianten, und einer sagte: ‚Ich könnte in einer Nußschale eingeschlossen sein und mich Herr unendlicher Welten träumen.‘ Herrin unendlicher Welten, Regina, das wäre dann Eure Wirklichkeit, und darin sollte nicht auch immer ein Platz für Euern Stiefvater sein? Daneben kann dann noch vieles einherlaufen – auch ein Ehemann. Ihr wollt doch nicht als Tante Eurer jüngeren Geschwister alt werden und verschrumpeln?“

„Aber Ehem? Ich kann ihn nicht lieben“, erklärte Regina mit großer Festigkeit. „Mit dem besten Willen kann ich das nicht!“

„Wer spricht denn vom Lieben? Vom Heiraten war die Rede. Und beim Heiraten merk dir bitte: nie ein Geständnis! Das auf keinen Fall! Er muß immer überzeugt bleiben, daß seine hehre und engelreine Regina ihn in einem letzten, gefährlichen Augenblick dem Sumpf Arankas entriß. Und seine Korrektheit ...“

Bei dem Wort „Korrektheit“ seufzte Regina.

„Seufze nicht, Mädchen“, ermunterte sie Aranka, „das Quantum an Freiheit, das du hin und wieder brauchen wirst ..., darüber mach dir nur keine Sorgen, das kannst du dir später unbedenklich gestatten. – Ehem ist viel zu korrekt, um an seiner Ehehichen jemals zu zweifeln.“

Eine direkte Antwort gab Regina nicht.

„Ich bin überzeugt“, sagte sie, „daß du ihn bis zur Unerträglichkeit verwöhnt hast. Es ist die höchste Zeit, daß er in feste Hände kommt!“

XXXIII

Zuerst war es ganz so gekommen, wie Fürst Anhalt und Peter Wok es in ihrer Wittingauer Besprechung vorausgesehen und gewollt hatten. Erzherzog Matthias' Vormarsch war erfolgt. In Mähren hatten sich die Stände auf das erzherzogliche Einberufungsschreiben hin ohne Erlaubnis des kaiserlichen Landesherrn versammelt und dem Matthias gehuldigt. Die Mährer waren also von Rudolf abgefallen und hatten ihn durch den Bruder ersetzt. In Böhmen dagegen war auf ein gleiches Einberufungsschreiben des Matthias kein einziger böhmischer Standesherr in Caslau erschienen. In Heidelberg war das erwünschte und betriebene Fiasko von Caslau dem Legationsrat Ehem deswegen nicht minder als Erfolg angerechnet worden, weil seine Tätigkeit dabei hatte geheimbleiben müssen, und das andere Verdienst, daß durch ihn der kaiserliche Mathematikus beim Wiener Hof wieder zu Gnaden gekommen war, hatte ihm dessen Stieftochter gelohnt.

Zur Zeit der Gründung der Evangelischen Union mit dem Pfalzgrafen als Direktor, im Frühling 1608, hatte Regina den Herrn Ehem geheiratet. In seinem jungen Glück hätte es Ehem nichts verschlagen, wenn ihm des alten Herrn Wok Meinung bekannt gewesen wäre, daß Caslau in erster Linie der Dame Aranka zu verdanken sei.

Übrigens hatte Aranka den Hock, nicht geheiratet. Erstens war sie der Meinung gewesen, er könne in seiner Eifersucht schwierig werden, wenn sie ihm eheliche Rechte einräumte. Und dann habe er zwar Einfluß auf Erlaucht; aber wenn bei einem Manne wie Wok ein männlicher und ein weiblicher Einfluß miteinander streiten, sei der weibliche stärker – sie brauche sich also nur Mühe zu geben. Und sie hatte sich Mühe gegeben. Jetzt antichambrierte der Kabinettsrat, wenn er bei Erlaucht etwas durchsetzen wollte, bei der Dame Aranka Kerbová, Landfrau auf Teplovec. Gegen Arankas schöne Beine konnte er mit all seiner Theologie nicht aufkommen.

Aber auch die Großen hatten ihre Geschäfte gehabt, und dem Erzherzog Matthias waren sie besser gelungen, als Anhalt lieb gewesen sein konnte. Böhmen war zwar dem Kaiser geblieben, doch die Nachfolge war vom böhmischen Landtag dem Matthias zugestanden worden. Und König von Ungarn war er auch noch geworden. Gerade mit seiner angeblichen Ungefährlichkeit hatte Matthias des Fürsten Anhalt Politik durchkreuzt.

Das einzusehen, war der Fürst klug genug; aber durch Ehems frühen Erfolg verwöhnt, hatte er die Glückshand des Herrn kurpfälzischen Gesandten in Prag diesmal vermißt. Wenige Monate nach seiner Hochzeit mit Regina war dem Herrn Legationsrat denn auch eröffnet worden, daß er das Amt Pfaffenhofen in Anhalts oberpfälzischer Statthalterschaft übernehmen solle. Dieses Pfaffenhofen war ein Ort in gesunder Lage, so recht geeignet, dort eine zahlreiche Nachkommenschaft in die Welt zu setzen – für den Ehrgeiz eines noch jungen Mannes jedoch war es das Grab.

Wer da geglaubt hatte, daß mit dem für Matthias so gewinnreichen Vertrag vom elften Juni 1608 die Ruhe wieder einkehren würde – der wäre kein guter Kenner des kaiserlichen Gemütes gewesen. Die überwiegend protestantischen Stände Böhmens hatten zu ihrem König Rudolf wohl noch gegen Matthias gehalten; aber nun verlangten sie selbstverständlich auch dieselben Rechte, die Matthias seinen protestantischen Ständen in Mähren, Österreich und Ungarn bereits eingeräumt hatte.

Für jeden Menschen war das klar gewesen – nur nicht für den Kaiser. Immer wollte er die Macht behalten, die er längst nicht mehr besaß.

In diesem Fall hatte er, ohne auch nur das Geringste durchsetzen zu können, über ein Jahr ganz überflüssigerweise mit seinen böhmischen Ständen geschachert, bis er am Abend des neunten Juli 1609 doch den „Majestätsbrief“ hatte unterschreiben müssen. Dieser Brief war das Gesetz, das die Beziehungen der Konfessionen untereinander und zur Krone regeln sollte. Alles war in ihm vorgesehen, nur das eine nicht, daß Rudolf in demselben Augenblick, da er das Gesetz unterschrieb, auch schon fest entschlossen war, es zu brechen.

Vor dem Zustandekommen dieses Majestätsbriefes war der katholische Protest des Neffen Leopold, Bischofs von Passau, als der eines noch zu jungen Mannes vom Kaiser zurückgewiesen worden. Unmittelbar danach hatte der Erzherzog-Bischof – vom Kaiser zur Aufstellung eines Heeres ermächtigt, dessen Führung übernommen, und zugleich hatte der Kaiser zur Schlichtung bestehender Unstimmigkeiten einen Fürstenkongreß nach Prag berufen. Erstaunlich daran war nur gewesen, daß tatsächlich Reichsstände wie die Kurfürsten von Mainz, Köln, Sachsen und Fürsten wie Hessen-Darmstadt und Braunschweig gekommen waren. Denn Heinrich IV. von Frankreich hatte im Bündnis mit der ebenfalls gerüsteten Evangelischen Union nicht daran gedacht, den deutschen Streitigkeiten fernzubleiben. Mit

seiner Armee war er bereits am Rhein. Diese Gefahr richtig einzuschätzen, waren die Kurfürstlichen und Hochfürstlichen in Prag offenbar nicht fähig.

Genau in diesem Augenblick wurde Heinrich ermordet. Aber erst elf Tage nach dem Mord war die Nachricht davon nach Prag gekommen, und bereits am zweiten Juni traf Kepler Erzherzog Leopolds Sturmvogel, Tycho Brahes Schwiegersohn Tengenagel, den alten Widersacher.

Der Herr kaiserliche Appellations- und fürstbischöfliche Geheimrat war zwar immer noch kein großer Astronom, aber in den Hauptstädten Europas hatte er sich durch diplomatische Erfolge bewährt. Daß man die phantastischen Pläne seines jungen Erzherzogs sich überhaupt angehört hatte, war jedenfalls Tengenagels Verdienst gewesen. Der geschickte Herr gehörte zu jenen Männern, die kaiserliche Majestät einmal Kepler gegenüber so gerühmt hatte – zu den Leuten gehörte er, die immer noch einen Ausweg wußten, wenn Ehrlichere schon längst hilflos vor einer Mauer standen. Auch jetzt sah sich Tengenagel vor nicht weniger als die Entscheidung in dem jahrelang vorbereiteten großen Spiel um die Kaiserkrone für Erzherzog Leopold gestellt.

In der Antikamera sprach er Kepler an, und fast freundlich ergab sich das Wiedersehen. Von Keplers Arbeit an den Rudolfinischen Tafeln und den Rechten der Brahefamilie an dem Beobachtungsmaterial war auch gar nicht die Rede. Kein alter Zwist störte. Tengenagel fühlte sich von seiner Tageswichtigkeit zu sehr erhoben, um nicht sogleich zu bekunden, daß er direkt von Paris komme und den Tod König Heinrichs miterlebt habe.

„Ravaillac hatte ein zweiseitig scharfgeschliffenes breites Messer. Gleich der erste Stoß war tödlich. Zwei Herzstöße empfing der König.“

„Schrecklich ...“, murmelte Kepler.

„Wieso ‚schrecklich‘?“ fragte Tengenagel. „Ein großes Glück! Heinrich war doch mit der Evangelischen Union und den niederländischen Rebellen verbündet. Gerade im Begriff war er, in Deutschland einzufallen. Das ist nun vorbei. Die französische Königin-Regentin, die Medici, wird eher weniger Truppen marschieren lassen als mehr. Monsieur le Prince – ich meine Condé – ist überhaupt gegen den Feldzug, und er ist nach dem Herzog von Orleans der erste Prinz von Geblüt. In Frankreich denkt jetzt jeder nur an sich. Der Herr Magister weiß doch, wie es in einem solchen Falle zugeht.“

„Und der Mörder?“

„Den hat man gefoltert. Aber als ich abreiste, wußte man noch von keinem Geständnis. Natürlich steckt Spanien dahinter.“

„Glaubt der Herr Appellationsrat, daß ein Mensch auf Einflüsterungen hin einen König mordet? Ich glaube nicht. Keiner kann hoffen, bei einem solchen Verbrechen einem grauenhaften Tod zu entrinnen.“

„Dann tat Ravaillac es vielleicht aus religiöser Überzeugung? Er ist katholisch und soll Mönch sein aus dem Orden der Feuillants, wie ich hörte.“

„König Heinrich war doch auch katholisch?“

„Er war es erst geworden, Herr Hofmathematikus.“

„Und Ihr wart es auch nicht immer, Herr von Tengenel.“

„Ich könnt' Euch nur empfehlen, es ebenfalls zu werden, Herr Kepler. Unserer kaiserlichen Majestät jedenfalls starb der König von Frankreich zur rechten Zeit.“ Damit schloß der Herr Rat ein Gespräch, das ihm unbehaglich zu werden drohte: „Wolle der Herr verzeihen, ich sehe dort Freunde.“

Johannes sah ihn zu den Grafen Sulz und Allhahn treten, die sich mit dem Hofrat Hegenrath und Oberst Ramée aus dem Gefolge des Erzherzogs Leopold gerade begrüßten. Es waren insgesamt Herren, die bei der Werbung Passauer Streitkräfte eine Rolle spielten. Mit vielen unerfüllbaren Versprechungen und gänzlich unzureichenden Barmitteln wurden diese Werbungen leichtsinnig vorgenommen.

Seit Beendigung des Türkenkrieges gab es arbeitslose Soldaten in Überfülle. Sie waren wohlfeil geworden und zur Zeit sogar auf Kredit zu haben. Die Hilfgelder des Reiches, Spaniens und des Papstes waren entfallen, ohne daß sich deswegen das Soldatenvolk verringert hätte. Im Gegenteil! Die Lage der Leibeigenen wurde von Jahr zu Jahr schlechter, und aus den Verzweifelten rekrutierten sich die Armeen. Unentrinnbar war das Elend der Unterdrückten. Sie selbst lieferten ja das Material zu weiteren Unterdrückungen – die Soldaten. Lieber ließen sich die Söldner von Herrschaften um ihren Sold prellen, als daß sie sich mit denen verbündeten, zu denen sie eigentlich gehörten und mit denen gemeinsam sie sich hätten retten können. Durch Steigerung des Unrechts hielt sich das Unrecht.

Diese Passauer waren genau so eine europäische Kriegsgefahr wie die Streitkräfte der Evangelischen Union im Westen. Aber nur ganz wenige erkannten das. Einer der wenigen war Peter Wok von Rosenberg. Seine Warnungen jedoch verhallten. Die böhmischen Stände entließen gar ihre

Truppen, und selbst König Matthias und die Österreicher wollten nicht glauben, daß Erzherzog Leopolds Passauer Regimenter im kaiserlichen Interesse für Böhmen und Prag bestimmt seien.

Was geschah? Peter Wok verstärkte seine Streitkräfte, und da er das Handgeld bar zahlte, konnte er so viel beflissene Protestanten anwerben, wie er nur wollte. Der Dienst bei ihm war gesucht.

Außer ihm verhielt sich noch Maximilian von Bayern, so erzkatholisch er sein mochte, abwartend und vorsichtig. Keinen Gulden und keinen Mann für Leopold. Auch die Königin von Spanien hatte weder Männer noch Gulden für ihren kleinen Bruder übrig. Niemand hatte etwas für ihn übrig.

Durch solche „Geringfügigkeiten“ ließ sich freilich der Erzherzog-Bischof in seinen Kriegsvorbereitungen nicht stören. Er handelte nach dem Grundsatz, daß der kluge Mann seinen großen Schulden durch neue und größere begegnen müsse. Jedenfalls war das Tegnagels Meinung, und auf die gab der junge Herr ziemlich viel.

Ließen sich auf diese Weise die Welthändler nicht zum besten an, so hatte auch Kepler zu kämpfen – wenn ihm freilich vom gestürzten Kammerdiener Lang auch keine Gefahr mehr drohte. Der war bereits verhaftet.

Für Regina war die Abschiedsstunde gekommen – Philipp Ehem mußte sein neues Amt als Pfleger in Pfaffenhofen antreten. Für Frau Barbara bedeutete das fast so viel, als verliere sie ihre Tochter für immer. Sie litt und ließ die ganze Familie mit an ihrer Gemütserschütterung leiden. Was wolle Johannes dagegen besagen, er sei ja nur der Vater – der Stiefvater. Freilich hatte er mehr als einen Grund, keiner Auffassung seiner Frau etwas entgegenzusetzen. Um so inniger versenkte er sich in die große Aufgabe, die noch für viele Jahre Arbeit in sich barg, in das astronomische Tafelwerk, das den Namen Rudolfs tragen sollte.

Der Fülle des Unheils entging er dadurch nicht. Barbaras Kummer steigerte sich bis zur Epilepsie, die mit dem Vormarsch von Erzherzog Leopolds Passauer Truppen zusammenfiel, und als die die Prager Kleinseite eroberten, lagen Barbaras drei Kinder an Pocken darnieder. Die Truppen Leopolds kämpften mit den Streitkräften der böhmischen Stände um den Besitz der Stadt. Häuser wurden erbrochen, Frauen geschändet und zur Vergeltung Klöster erstürmt und ausgemordet. Die Einwohner sehnten König Matthias als Befreier zurück. Doch indes die Kinder Susanne und

Ludwig genasen, starb Kepler und seiner Frau vorher noch der vielgeliebte sechsjährige Friedrich.

Nur wenig fehlte, daß die Mutter ihm folgte. Was galt ihr noch Matthias? Neue Truppen und neue Zerstörungen?

Am dreiundzwanzigsten Mai 1611 überwölbte Glockengeläut die Stadt. Matthias, dem König von Ungarn, Erzherzog von Österreich und Markgrafen von Mähren, wurde im St.-Veits-Dom auf dem Hradschin nunmehr auch die Wenzelskrone aufgesetzt und er damit zum Kurfürsten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation erhöht.

Kepler befand sich nicht beim abgedankten Rudolf, dem nur noch die Kaiserkrone, als ein leerer Titel und ohne die allzu geliebte Macht, verblieb. Kepler saß am Bett seiner Frau und hielt deren Hand.

Auch er war ein Abgedankter. In Prag – das stand längst fest – war seines Bleibens nicht mehr. Er war nicht gewillt, die Sache des Kaisers wie ein leckes Schilf zu verlassen; aber auch ein Astronom braucht Brot, und er hatte seine Frau und zwei Kinder: die neunjährige Susanne und den vierjährigen Ludwig. Als ihm gebliebene Pfänder des Glücks betrachtete er sie und zugleich als Mittelpunkt beklemmender Sorgen. Noch wußte er nicht, wohin nach dem Versiegen aller Quellen ihre Häupter zu betten seien.

Die Hoffnung, anstelle Galileis nach Padua gehen zu können, war zerronnen, und am fünfundzwanzigsten April 1611 hatte der Herzog von Württemberg seinen Namen unter einen Akt gesetzt, der Kepler für alle Zeiten von einer Anstellung in der Heimat ausschloß.

Jetzt war Johannes im Begriff, sich von neuem, und dieses Mal in eigener Person, zu bewerben. Er wollte nach Linz. Sein Felleisen war gepackt, die Reise- und Zehrgelder waren beschafft. Auf einen ungewissen Erfolg hin wurden sie gewagt. Schlechter als ein Landstreuner und Bettler kam er sich vor; denn er müsse, was zum Unterhalt der Seinen dienen könne, noch daransetzen, während ein Landstreicher nichts zu verlieren habe, und zwischen einem Bettel um Arbeit und dem um Brot sei kein großer Unterschied: Arbeit sei Brot. Bei diesem Gedanken zerquälte ihn die Furcht, etwa mit leeren Händen heimkehren zu müssen. Lange saß er so. Keiner sprach ein Wort – weder Barbara noch er. Bis auf die Belldecke sank sein Gesicht.

Aus dem Schweigen strich es sanft über seinen Kopf. Es war Barbaras Hand, die ihm damit auf Unausgesprochenes Antwort gab. Der Krampf löste sich. Das Weh um das Kindergrab und die Sorgen wichen langsam

lindernden Tränen. Ohne Worte war er eins mit der Mutter seiner Kinder, mit seiner Frau.

Er küßte ihre Hand.

„Ich werde die Stelle bekommen“, sagte er und erinnerte daran, wie oft er schon von oberösterreichischen Standesherrn aufgefordert worden sei, nach Linz zu kommen. „Im vergangenen Dezember – weißt du noch? – der Helmhard Jörger. Er ist Landschaftsmarschall und kann nicht einfach drauflosreden. Man würde sich freuen, wenn ich käme, sagte er. Prag hat dir nie so recht gefallen, nur meinetwegen bist du geblieben. Ich danke dir, Barbara. Linz ist mehr so wie Graz, mit biedereren Menschen und viel mehr Sicherheit. Da kommt einem der Lohn von selbst ins Haus, und man braucht nicht hinter ihm herzurennen. Dort kann man rechnen und sich rühren. Und dann die Donau! Und die Weinberge! Einen Weingarten müssen wir auch haben, Bärbel, mit Blick auf den Strom ...“

Er hob den Kopf, und sie streichelte ihm das Gesicht.

Als der Mann und Vater am nächsten Morgen bereits im Sattel saß – aus Ersparnisgründen ritt Kepler –, nahmen sie und die Kinder von ihm noch einmal Abschied. Allzu schnell war er dann an der Straßenecke verschwunden. Nach Süden ging es, an die Donau auf Passau zu, und darüber hinaus.

Für Barbara war es eine Erleichterung, daß der häuslich begrenzte Teil ihrer Gedanken hin und wieder durch eine Aufgabe gesprengt wurde, die sie gerade in dieser Zeit besonders in Anspruch nahm. Seit jeher hatte sie Lob und Anerkennung mehr in den Außenbezirken ihres Lebens gesucht, wo sie für die gleichen Wohltaten reicher gezollt wurden als seitens der eigenen Familie, in der sie sich als etwas Selbstverständliches aus der Zusammengehörigkeit ergaben. Der Mutter, der Königin der Familie, dankte man für ihr Dasein, aber nicht so überschwenglich für jede einzelne Hilfe. Frauen, die ihre Wirksamkeit über ihr Eigenreich ausdehnten, waren in den letzten Wirren sehr notwendig geworden. Mit dem König Matthias waren die Österreicher und Ungarn erschienen. Sie lösten die Passauer wohl ab, begingen aber die gleichen Roheiten, und die Fleckfieberepidemie flammte in ihrem Gefolge neu auf.

Viel gepriesen wurde die fromme Frau Keplerin als ein Engel der Notleidenden und Bedrängten, und ebenso beklagt wurde die Frau des Mathematikus, als die Seuche auch sie ergriff.

In diesem Zustand fand der erfolgbeflügelte Kepler nach einem Monat seine Frau. Was half ihm nun sein Vertrag mit den Ständen in Linz? Auf Barbaras Krankengängen war ihr der Anblick blutiger Kämpfe und Ausschreitungen der Soldaten nicht erspart geblieben, und als sie nun gar selbst das Opfer solcher Handgreiflichkeiten geworden war, hatte sie, am Leben verzweifelnd, nur noch die Vereinigung mit ihrem verstorbenen kleinen Liebling begehrt.

Auf dem Weg von einem Krankenbesuch war sie das Opfer eines vielgeübten und immer belachten Soldaten-„scherzes“ geworden. Kein blankes Eisen war dabei zum Vorschein gekommen, kein Blut geflossen, niemand ernstlich verletzt worden. Eine Horde angetrunkener „kühner, heldenhafter“ Krieger des Erzherzog-Bischofs hatte sich lachend und neckend der ihr begegnenden Frau „angenommen“, bis aus Scherzworten und Widerworten Flucht und aus Flucht das beliebte „Kreiseldrehen“ geworden war. Es bestand darin, daß den Mädchen und Frauen die Kleider hochgehoben, am Halse zusammengebunden und die derart Entblößten und durch ihre eigenen Röcke Gefesselten mit Klatschen auf Gesäß und Schenkel gezwungen wurden, sich um sich selbst zu drehen – zu kreiseln. Dazu genügten die Hände, wenn sich nicht ein Zweig darbot oder ein Lederriemen größere Wirkung versprach. Für einen harmlosen Scherz hielten das die Soldaten, und es war auch meist niemand daran gestorben. Nur für Barbara war der Schock nach der Summe ihrer Unglücksfälle zuviel gewesen.

Es war vielleicht ein Glück, daß sie den größten Teil ihrer Tage bewußtlos lag. Unüberwindlich war ihre Melancholie. Als man ihr am dritten Juli ein frisches Hemd anzog, waren ihre letzten Worte eine Frage.

„Ist das das Kleid des Heils?“ fragte sie und entschlief.

XXXIV

Ohne Testament war Barbara gestorben. Johannes hatte die Vermögensaufstellung und die Erbteilung zwischen seinen beiden Kindern und Regina zu bewirken – eine schwierige Aufgabe, die ihm durch Philipp Ehem nicht erleichtert worden war. Selbst eine gerichtliche Entscheidung hatte Ehem angerufen, und erst Reginas Dazwischenkunft konnte den unschönen Streit beenden.

Auf des Kaisers Verlangen hatte Kepler seinen Umzug nach Linz verschoben. Er stand dem Gestürzten jederzeit zur Verfügung, oder vielmehr: er ließ sich „in Audienz“ empfangen. Zuweilen war es ihm sogar ganz lieb, seinen eigenen Kümmernissen entzogen zu werden, lieber jedenfalls, als über leidige Schriftsätze in der Erbsache brüten zu müssen. Und das war der Fall gewesen, als sein Bruder Heinrich ihn wieder einmal aufgesucht hatte.

„Ich kann mir denken, was dich hertreibt, Heiner“, sagte Kepler, „ich soll kommen?“

„Das auch.“

„Das auch? – Nun, immerhin: ich soll also kommen. Aber habt ihr denn keinen Fourier zum Schicken? – Versteh mich recht, Heinrich. Mir gefällt du besser als jeder Fourier. Ich möchte nur wissen, warum man einen Hartschier schielet, wenn ein Fourier gebraucht wird.“

„Das ist, weil ich doch dein Bruder bin.“

„Bist du. Und?“

„Erstens ist es, weil du dann eher kämest, wenn ich dir's sage – so glauben sie –, und dann möchten sie gern wissen, wann du wohl nach Linz in deinen neuen Dienst gingest. Einem Fourier werdest du es nicht auf die Nase binden. Meinen die.“

„Ich hab' doch versprochen, daß ich mich nicht ohne Abschiedsaudienz davonmachen werde.“ „Geld kriegst du eh' keins mehr.“

„Wenn ich alles Geld hätte, was mir die Hofkasse schuldet, wär' ich ein wohlhabender Mann.“

„Bist aber keiner. Und doch bleibst du?“

„So lange ich kann. Aber sonst: meinen Kindern und mir selbst kann ich helfen – dem Kaiser nicht, oder doch nur über ein paar trübe Stunden hinweg kann ich ihm helfen. Also gehen die Susann' und der Ludwig vor.“

Der Heiner war glücklich, endlich einmal mit dem großen Herrn Bruder übereinzustimmen.

„Siehst du, so kann ich's verstehen!“ sagte er. „Wenn ich sonst mit euch Lateinischen auch nicht gut zurechtkomm'.“

„Dann versteh auch, daß ich wissen will, wie's um den Kaiser bestellt ist. Vergiß nicht: Kaiser ist er noch immer. Kommen die Räte fleißig? Den Barwitz mein' ich, den geheimen Rat und die andern, den Hegenrath und den Hanewald. Du weißt schon. Es muß Betrieb um ihn sein ... Er darf nicht merken, wie unnütz er ist.“

„Hab' lang' keinen mehr gesehen von den gelernten und auch nicht von den hohen Herren. Der Herr Oberst Gunderode soll hier und da kommen, aber der ist Gesandter des Königs von England, und so wird er sich trauen. Der Markgraf von Ansbach ist selbst ein Regierender, dem kann keiner was anhaben ...“

„Und die Herren Beamten lassen sich nicht blicken?“

„Könnst' ich nicht recht sagen. Wundert das den Herrn Bruder? Die möchten nicht, daß es ihnen mal wie dem Appellationsrat Tengnagel ergehe, der, den der Herr Bruder auch kennt. Der hatte doch nur getan, was ihm der Leupold, der Erzherzog-Neffe, und der Kaiser geheißen haben. Als aber König Matthias gekommen ist – was haben sie da mit dem Tengnagel gemacht? Auf die Folter haben sie ihn gelegt. Soll freilich nicht viel draus geworden sein; aber weiß man denn, wo ein Halt ist, wenn es erst einmal angefangen hat?“

„Magst recht haben, Heiner“, meinte Johannes, der seinem Widersacher Tengnagel nichts Schlechtes wünschte und nie vergaß, was er Tycho Brahe verdankte.

„Eigentlich könnte es so einem, wie ich bin, nur ganz recht sein, wenn es auch einmal gelernte Herren trifft“, sagte Heiner, „und nicht immer nur die Kleinen, die keiner zählt. Doch recht wär's nimmer, und recht ist vieles nicht, was geschieht. Gerad' auf der Burg!“

„Nun sag's schon! Ich seh', 's drückt dir schier das Herz ab. Bist schließlich mein Heinerbruder.“

Fast gerührt war der „Heinerbruder“.

„Es ist schön zu denken, daß man zu einer Familie gehört. – Nun ja, ich hab' ja auch eine für mich allein. Doch bei der bin ich nur so dazugekommen und wart', bis mir die Else mal auftut. Aber das, was sie

jetzt mit ihr machen – das ist auch nicht besser als das mit dem Rat Tengnagel. Gelt? Du versprichst mir, daß du dem Kaiser einheizen wirst?“

Kepler lächelte.

„Ich bin nicht sein Beichtvater.“

„Zu dem, was sie der Else antun, dazu brauchst keinen Beichtvater.“

„Sag her! Was ist mit ihr?“

„Nicht eigentlich grad’ mit der Else – mehr mit der Steffi. Du weißt doch, die Verrückte, Katholische.“

„Wie sollt’ ich die Steffi nicht kennen. Ist doch deine Stieftochter.“

„Ich mein’ nur alleweil, wegen des vielen Denkens kannst vielleicht nicht alles so behalten.“

„Hat noch keine Not, Heiner. Was also ist los mit der Steffi ...?“

„Daß sie ein Kind kriegt! Das ist los.“

„Ist andern Mädchen auch schon passiert. Oder hat sie keinen Mann dazu?“

Der Heinrich sah sich um, als könne man sie belauschen.

„Der Vater dazu ist der Kaiser“, flüsterte er dann.

„Und deswegen stöhnst du? Für die Steffi und das Kind wird es immer noch langen ..., das heißt, anerkennen muß er das Kind.“

„Es ist doch noch gar nicht da ...“

Kepler wurde mißtrauisch. „Du, hör mal, nach dem, was du von der Steffi erzähltest – ist ihr auch zu trauen?“

„Man kann’s sehen, das Kind. In sechs Wochen wird’s kommen, sagt der Doktor Armannstätter.“

„Der Armannstätter? Das ist gescheit, daß sie zum Leibarzt ‘gangen ist. Und der Kaiser selbst?“

„Er hat’s anerkannt, das Kind.“

„Vor Zeugen?“

„Der Doktor und der Herr Kammerdiener Rucky waren mit der Steffi beim Kaiser. Aber die Herren von der Kanzlei verlangen’s schriftlich. Und da meint’ ich ...“

„Ihr hättet den Mund halten sollen, bis ihr es von kaiserlicher Majestät schriftlich gehabt hättet. Der Kaiser soll krank sein. Wie nun, wenn er stirbt, und ihr habt nichts in der Hand?“

„Aber der Rucky ...?“

„Denk an den Tengnagel! Der Rucky wird sich selbst seiner Haut wehren müssen. Er wird sagen, was ihm nützt. Würde es ihm aber bei

König Matthias nützen, zu den sechs in letzter Stunde noch einen siebenten Bankert des Kaisers ans Licht zu bringen? Außerdem könnte man sagen, der Rucky sei bestochen, was nicht so unglaublich wäre.“

„Mach mir nicht bange“, bat Heinrich. „Könnt’ denn der Steffi was geschehen?“

„Es muß nicht, aber es kann ihr an den Leib gehen, wenn ein Widriger es auf die Spitze triebe und die beiden Zeugen sich nicht entsinnen möchten.“

„Das kann doch nicht ...“ Ganz blaß war der Heiner. „Vom Henker gestrichen, mit Ruten, auf offenem Markt? Nur weil der Kaiser ihr ein Kind gemacht hat? Sehr oft war sie mit dabei, wenn die Kammerdiener für den Kaiser Mädchen ins Schloß schaffen mußten. Ich kann’s verstehen. Hübsch ist sie schon. Ich sah sie doch damals – du weißt. Und nun die Schand’!“

„Wir müssen das Papier haben“, erklärte Johannes bestimmt. „Der Kaiser hat die Wassersucht und offene Füße. Wenn er nur nicht ein so ungebärdiger Patient wäre! Aber deswegen soll die Steffi mir nicht an den Pranger! Mit Schrift und Siegel soll er seine Vaterschaft anerkennen. Ich werde ihn bitten.“

Es war das erste Mal in acht Jahren, daß Kepler mit dem Nebengedanken zur Audienz ging, anderes als etwa eine Abzahlung auf sein Guthaben zu erbitten. Sonst waren das seine Gesuche, die er an schicklicher Stelle in seine wissenschaftlichen Vorträge einflocht. Heute hatte er keinen Gedanken für die Astronomie übrig, obwohl einiges zu berichten gewesen wäre; denn er hatte gerade sein neuestes Werk „Dioptrice“ abgeschlossen.

Ein neues Wort war das für eine neue Sache. Das Wort hatte Kepler sich ausgedacht. Die Sache war von Hans Lippersheim aus Wesel am Niederrhein erfunden worden.

Er hatte sich nach Holland gewandt und sich in Middelburg als Brillenschleifer niedergelassen, wo man ihn Jan Lipperhey nannte. Ihm war der Gedanke gekommen, zwei Glaslinsen in die beiden Enden einer verstellbaren Röhre zu setzen, um bei der richtigen Stellung das Sehbild näher zu rücken, also zu vergrößern.

Die praktischen Vorteile der Erfindung hatten auf der Hand gelegen. Besonders bei der Seefahrt waren sie nicht zu übersehen gewesen. Angesteuerte Küsten konnten bereits ausgemacht werden, wenn sie dem

bloßen Auge noch nicht sichtbar waren, und dasselbe war mit anderen Schiffen der Fall.

Auf dem Seewege waren diese Fernröhren denn auch nach Italien gekommen, in dem sie als einem fast ganz von Küsten begrenzten Gebiet größtem Interesse begegnet waren. Hieraus wieder hatte sich ergeben, daß ein solches Instrument wohl in die Hand des Astronomen Galileo Galilei, nicht aber in die von Johannes Kepler in Böhmen hatte geraten können.

Selbstverständliches hatte sich daran angeschlossen. Es wäre widernatürlich gewesen, wenn ein Astronom ein solches Vergrößerungsglas nicht auf die Gestirne gerichtet hätte, die ihn mehr angingen als Schiffe und Küsten. Auf diese Weise waren von Galilei als erstem die bisher unsichtbaren Jupitermonde entdeckt worden, was ihm viel Geschrei und Anzweiflung eingetragen hatte.

Kepler hatte sich dem Streit nicht entziehen können und war auf die Seite des Entdeckers getreten. Seiner Bitte um ein Fernrohr an Galilei, der sich die Keplersche Unterstützung gern hatte gefallen lassen, war allerdings nicht entsprochen worden. Erst die Politik hatte dem kaiserlichen Mathematikus geholfen. Unter den in Prag zu Rudolfs Unterstützung versammelten Reichsfürsten befand sich auch Kurfürst Ernst von Köln, Herzog von Bayern, und der hatte Kepler für kurze Zeit ein Fernglas geliehen, das den Problemen nahestand, die Kepler in seiner Optik bereits theoretisch gelöst hatte.

Bis dahin war das Fernrohr allerdings mit Einschluß einiger Gallileischer Verbesserungen immer noch das Ergebnis von Experimenten geblieben. Die wissenschaftlichen Gesetze zu entdecken, nach denen dann zu beliebigen Zwecken beliebige Fernrohre hergestellt werden konnten, hatte Kepler als seine Aufgabe betrachtet. In wenigen Wochen war sein Buch entstanden.

Aber weder vom Brechungsgesetz noch der Proportionalität zwischen Einfallswinkel und Brechungswinkel, noch der Totalreflexion sollte während dieser Audienz die Rede sein.

Rudolf hatte seine Residenz im Hradschin behalten, wo allerdings dem König Matthias ebenfalls Räume zustanden.

„Kennt Ihr den Mann“, fragte Rudolf, „dem ich vor Euch Audienz gab?“

„Die Majestät meint den Oberst Gunderode? Soviel ich weiß, ist er Gesandter?“

„Seinen König Jakob werdet Ihr besser kennen. Der König gehört ja auch zu uns Gelehrten. Ihr sollt mit ihm Korrespondenz unterhalten“ – Johannes bestätigte es durch eine Verneigung –, „und auch mir ist er wert. Er vertritt – oder der Herr Gunderode, was dasselbe ist, vertritt meine Politik bei den Glaubensgenossen Seiner königlichen Würde.“

„Bei der Union?“

Die Rückfrage erfolgte prompt. Es war eine Zeit, in der auch Kepler sich der Berührung mit der Politik Rudolfs II. nicht hatte entziehen können. Der Erfolg war freilich gewesen, daß er seine Verpflichtung im kleinen Linz als Rettung für seine Kinder und sich betrachten mußte. Es gab Männer unter den hohen kaiserlichen Beamten, die ihn um seinen Hafen beneideten. Auch der Erste geheime Rat Barvitius gehörte zu ihnen. Als ein vernünftiger Mann war er dem Kaiser verdrießlich geworden und halte jetzt Muße. Von ihm wußte Johannes mehr, als einem Privatmann zugekommen wäre, und da er sich auf Schlußfolgerungen verstand, bald mehr als der geheime Rat selbst, dessen Geschäft Politik war.

„Der Herr Kepler hat recht“, sagte der Kaiser, „Gunderode soll Unsern lieben Sohn, den Markgrafen von Ansbach Liebden, den Wir adoptierten, bei der Vertretung Unserer Interessen vor der Evangelischen Union unterstützen. Unsern Sohn ...“, wiederholte Rudolf und versank in seinen Gedanken. Dann hob er den Kopf. „Ihr habt auch einen Sohn verloren, Kepler? – Armer Mann!“

„Es war mein liebster.“

„Jedes Kind, das man verliert, ist das liebste.“

Johannes wußte sich des Kaisers „auch“ zu deuten. Er denke gar nicht mehr an den protestantischen Markgrafen, selbst Mitglied der Union und deren Gesandter, dessen Adoption einer von den wunderlichen kaiserlichen Einfällen gewesen war – der Kaiser denke an Don Julio, den Erstgeborenen seiner natürlichen Söhne, den er zum Marchese gemacht hatte.

In Prag hatte sich der junge Mensch durch seine Trunksuchtsverbrechen, seine gewohnheitsmäßigen Belästigungen von Frauen und Mädchen unmöglich gemacht, nicht zu reden von friedlichen Bürgern, die er – wie es sein Vater gelegentlich mit den Kammerdienern machte – gezogenen Degens gejagt und nicht seilen verwundet hatte. Nach Krumau, der Stadt mit der massigen Burg, war er verbannt worden, aber

nur, um dort mit dem wieder anzufangen, was man ihm in Prag so sehr verübelt hatte. Krumau jedoch war nicht Prag, und die Bitte der Krumauer Stadtväter, Seine Gnade anderswohin zu schaffen, war keiner Antwort gewürdigt worden.

Unter anderen war auch ein Mädchen mit Hilfe der eitlen Mutter in seine Hände gefallen. Es mochte sein, daß er sie wirklich „geliebt“ hatte; aber es war eine Liebe mit Schlägen gewesen, bis er die Auserkorene ohne Anlaß mißhandelt, ihr Stichwunden beigebracht und sie schließlich in den Schloßteich geworfen hatte.

Trotzdem war sie in das Haus ihres Vaters, eines ehrsamten Baders, entkommen. Kaum hatte Don Julio das erfahren, als ihre Auslieferung vom Vater verlangt wurde. Das weitere war der übliche Ablauf gewesen. Für seine Weigerung war der Vater gefänglich eingezogen und mit einem Todesurteil bedroht worden.

Nur aus töchterlicher Liebe war das Mädchen zum Sohn des Kaisers zurückgekehrt, dem die allgemeine Knechtseligkeit ihren Leib liebedienerisch überlassen hatte. Der Wahnsinnige war Don, war Marchese, war habsburgischen Geblütes gewesen – Auflehnung den Untertanen unmöglich erschienen. Noch anderthalb Jahre hatte Don Julio die Gemordete überlebt. Nicht eine Stunde war er seiner Freiheit beraubt worden. Er hatte sein Herrenrecht gebraucht und seinen Lustmord genossen.

An ihn dachte Rudolf.

„Ja“, sagte er, „und zum Sohn habt Ihr noch Eure Frau verloren. Ihr seid wahrlich ein schwergeschlagener Mann. Ich aber auch! Womit habe ich das verdient? Was habe ich getan, daß mir mein Gutseinwollen so unbarmherzig vergolten wurde? Sagt mir das, Herr Kepler, Ihr, der Ihr so vieles wißt, was andern verborgen bleibt.“

„Ich schau auf das Leid der andern – das macht meines klein.“

„Der andern? Wieso der andern ...?“ Eine Störung von draußen ließ ihn auffahren. „Was ist?! Ich will nicht ...!“

„Befehl kaiserlicher Majestät“, meldete der Eintretende. Es war der Erste Kammerdiener Proskowsky, dem ein Sekretär der Hofkanzlei folgte. „Die Ausfertigung sollte Eurer Majestät ohne Verzug vorgelegt werden ...“

„Gebt her!“

Rudolf unterzeichnete die Urkunde und reichte sie Kepler.

„Ist sie registriert?“ fragte er noch. „Nun ja, hier ist das Siegel. Nehme der Herr Kepler.“

Es war die Anerkennung von Rudolfs Vaterschaft des zu erwartenden Kindes der Stefanie Bodensky, katholischen Glaubens, Bürgerin in Prag.

Kepler hatte gedankt – Kammerdiener und Sekretär waren verschwunden, als der Kaiser die Unterhaltung wieder aufnahm.

„Wovon sprachen wir, Herr Kepler ...? Nein, danke, laßt nur, ich weiß schon: Von Unserm Freunde Jakob von England sprachen wir – ja, und vom Gunderode, also von der Evangelischen Union. Das wär's!“ Rudolf setzte sich behaglich in seinem Sessel zurecht, ehe er fortfuhr: „Was dünket Euch, Herr Kepler, wenn ich nun protestantisch würde?“

Das war ein Überfall, der selbst Kepler vom Stuhl hob.

„Majestät! Euer kaiserliche Majestät ...“

„Überrascht?“ fragte Rudolf. „Warum? Ihr seid doch selbst Protestant – mehr noch: Ihr seid ein Mann der Wissenschaft, also einer, der seine Meinung erst sucht und sie nicht fertig von andern entlehnt.“

Kepler konnte sich dem indirekten Vorwurf des Kaisers nicht verschließen.

„Ich erkenne den Tadel der Majestät als berechtigt an, und wenn Allerhöchstsie befehlen, müßte man die Möglichkeit des von Eurer Majestät aufgeworfenen Planes untersuchen.“

„Das eben will ich.“

„Die erste Frage wäre also: Was braucht das deutsche Volk?“

„Ich verstehe Euch nicht, Herr Mathematikus. Ich dachte, es handele sich um mich? Das deutsche Volk braucht nicht noch protestantischer zu werden. Es ist dies schon mehr als genug.“

„Mit diesen Worten hat die Majestät die Frage bereits entschieden.“

„Nichts habe ich entschieden!“ rief Rudolf, sichtlich verärgert. „Ich hätte nicht gedacht, daß ein Mann wie Ihr, Kepler, mir etwas unterstelltet, was ich nicht gesagt habe. Das tun sonst nur die Kleinen.“

„Die Majestät wolle mir gnädigst erlauben ...“

„Er will widersprechen? So? – Rudolf sah Kepler mit einem Blick an, in dem Mißtrauen und Befürchtung sich mischten. – „Widerspreche Er also“, sagte er dann mit einem Achselzucken der Resignation – „Wenn Ihr glaubt, es zu müssen, ist es Eure Pflicht. Ein Narr hat sie nicht, diese Pflicht.“

„Majestät wünscht gar nicht, durch Übertritt der Allerhöchsten Person zum Protestantismus diese Konfession zur alleinigen in Deutschland zu machen. Der Versuch wäre auch völlig aussichtslos. In Glaubenssachen hat äußere Macht noch niemals gesiegt –“

„So? Und die Albigenser?“

„Sie haben sich in andere Sekten mit anderen Namen verwandelt – ausgelöscht wurden sie nie, nur ... ausgeraubt.“

„Ihr ... könntet recht haben“, sann Rudolf, der in fast allen Fällen seine Hofleute an geschichtlichem und anderem Wissen beträchtlich übertraf.

„Nun sind Konfessionen unverkenbar eine Angelegenheit der Überzeugung. Die äußere Macht jedoch kann nur die Gläubigen vernichten – nicht den Glauben, der durch die ihm gebrachten Opfer nur stärker wird. Im Grunde sind die Abweichungen des Protestantismus von der katholischen Kirche geringfügig – die Beschlüsse des Konzils von Nicäa werden beiderseits anerkannt – dennoch sind die Fronten erstarrt, zuviel Leute ziehen aus der Spaltung ihren Nutzen, besonders die Fürsten, zumal die protestantischen. Wenigstens hat es den Anschein.“

„Das sagt Ihr, ein Protestant?“

„Um Glaubenssätze handelt es sich längst nicht mehr bei der Fürstenpolitik, sondern um Besitz- und Machtfragen. Die Evangelische Union und die katholische Liga sind zwei Heerlager, in denen sich die deutschen Fürsten mit ihren ausländischen, reichsfeindlichen Verbündeten kampfbereit gegenüberstehen. Katholisch, protestantisch, calvinistisch sind Etiketten geworden. Es geht um das Land und um den Besitz der Klöster und Bistümer, um die Unumschränktheit der Fürstenmacht, es geht gegen eine deutsche Nation, die zueinander strebt, aber den Sonderinteressen der Herrschenden und Besitzenden geopfert werden soll.“

„Und was kann ich dagegen tun“, beehrte Rudolf auf, „jetzt, da man mir das Letzte genommen hat, mein Böhmen? Und wenn sie nun gar gegen meinen Willen und meine Erlaubnis den Matthias zum römischen König wählen? Unmöglich wäre es nicht. – Ihr wart schon klarer, Herr Kepler.“

Forschend und fordernd sah er seinen Mathematikus an, um dann plötzlich auszubrechen: „Entmachtet haben sie mich!“ „Majestät denkt an Krieg?“

„An was denn sonst! Oder ... wißt Ihr etwas anderes?“ schloß er mit einer irren Hoffnung lauernd. Krieg – immer nur Krieg ...

Johannes erinnerte sich eines früheren Gesprächs mit dem Kaiser. Beide hatten sie einander gestanden, daß sie den Krieg nie sahen. Das war jetzt anders. Rudolf hatte die feindlichen Truppen seines Bruders in Prag sehen müssen, und er hätte auch das Wüten seines eigenen Soldatengesindels aus Passau zu beobachten Gelegenheit gehabt ... wenn es ihm der Mühe wert erschienen wäre. Johannes dachte daran – oft – und stets, wenn seine Gedanken bei Barbara waren.

„Ja“, sagte er, „ich weiß etwas anderes: Auch der Friede kann eine Macht sein. Auch ohne Österreich und Böhmen ...“

Rudolf sprang auf. „Was?!“ kreischte er. „Willst du mich höhnen? Glaubst du, ich hätte nicht einmal mehr so viel Macht, um einen Wurm, der mich in meinem eigenen Hause höhnt, zum Schweigen zu bringen?“

Rudolf faßte an seinen Degen, und bei solchen Anstalten hätte ein Kammerdiener so schnell wie möglich die Tür zwischen sich und den Wütigen gebracht. Diese Herren waren an derartige Anfälle gewöhnt. Mehr als der Tür vertraute Kepler der Wirkung seiner eigenen Persönlichkeit. Er blieb, wie schon einmal, stehen – nicht gern, aber er blieb.

„Ich sagte: der Friede ...“, beharrte er.

Keplers Standhaftigkeit tat seine Wirkung – allmählich verging Rudolfs Erregung.

„Und Ihr glaubt wirklich, ich hätte die Macht ...?“

„Die Majestät glaubt doch selbst an Ihr Wort. Um was anderes als um ein Wort handelt es sich bei Eurer Majestät Absicht, Protestant zu werden? In jedem Fall nur um ein Lippenbekenntnis.“

„Sie zahlen mir dafür“, flüsterte ihm Rudolf als wichtiges Geheimnis zu. „Über zweihunderttausend Goldgulden jährlich zahlt mir die Evangelische Union, wenn ich übertrete. Sie wissen nur noch nicht, wo ich meine Residenz aufschlagen soll. In Dresden wollen sie mich nicht. Versteht Ihr das, Kepler?“

„Sehr gut kann ich das verstehen. Es ist für keinen Kurfürsten angenehm, in seiner eigenen Residenz einen Kaiser zu haben. Der Name ist zu groß. Es ist auch nicht das Geld, das Eurer Majestät den Gedanken eingab ...“

„Was Ihr nicht alles wissen wollt!“

„Euere Majestät fühlt sich von Höchstdero hohem Hause, vom Papst, von Spanien verlassen“, fuhr Kepler unbeirrt fort, „und dieses eine Wort, das Euere Majestät zum Protestanten machte, wäre ein gewaltiger Schlag

gegen sie, die zu bestrafen Euere Majestät mancherlei Ursache zu wünschen hätte.“

„Da seht Ihr ihn selbst, Herr Kepler, den tieferen Grund.“

„Ebenso kann Euere Majestät daran erkennen, welche Kraft einem kaiserlichen Wort innewohnt – sei es für die Rache, die sehr leicht den Krieg entfesseln könnte, oder ...“

„Oder?“

„– für den Frieden.“

Ärgerlich schüttelte Rudolf den Kopf.

„Dann bliebe ja alles, wie es ist.“

„Eben der Friede bliebe. Genügte das der Majestät nicht? Trotz der Kriege an allen Ecken hat der Krieg doch das Ganze noch nicht ergriffen.“

„Wie könnte ich ihn hindern?“

„Der Versuch wäre nicht aussichtslos, wenn die kaiserliche Majestät den Ihr gebührenden Platz einnähme, den über den Parteien, um den Frieden zu wahren.“

„Ohne Heer?“

„Ohne Heer. – Leider ist die Schwäche der zentralen Reichsgewalt zu beklagen. Und dennoch, der Augsburger Religionsfriede von 1555 ist Reichsgesetz und bestimmt, daß der Friede bei Strafe der Reichsacht unverbrüchlich gehalten werde. Dieses Gesetz, das dem Herzen des Volkes teuer ist –“

„Des Volkes!“ Kurz abwehrend lachte Rudolf. „Ihr seid ein Mathematikus, Herr Kepler, ein guter, wie ich zugebe – das Herrschen lernt Ihr nie. Ihr seid nicht dazu geboren. Ich aber! Seit sechsunddreißig Jahren bin ich der Kaiser, und nun redet Ihr vom Volk, vom Gesetz – vom Frieden sprecht Ihr? Die beste Bürgschaft für den Frieden ist ein gutes Heer in Händen der legitimen Macht. Ich wurde mit dem Recht auf den Thron geboren. Ich bin die legitime Macht! Was soll mir Volk und Gesetz? Die Fürsten und ihre guten Freunde werden sich viel um Volk und Gesetze scheren! Macht braucht man! Mir hat man die Macht gestohlen! Meine lieben Brüder und Neffen, der Papst, Spanien haben sie mir gestohlen. Ich wurde zur Macht geboren. Ich will sie wiederhaben! Meine Königreiche! Meine Herzogtümer! Meine Grafschaften und Pfalzen! Alles will ich wiederhaben! Ich habe ein Recht auf die Macht! Yo soy el emperador!“

In einer anderen Stunde hätte Kepler der Audienz zu entrinnen getrachtet. Heute dachte er anders. Er war überzeugt, die letzten Worte mit

Rudolf zu wechseln – heute – und dann wohl nie mehr. So blieb er und wäre auch geblieben, hätte Rudolfs Hand das Zeichen der Entlassung bereits gegeben.

„Eben diese kaiserliche Macht“, begann Kepler an des Kaisers so oft wiederkehrenden Ausbruch anzuknüpfen, „schlug ich vor einzusetzen – ungebraucht stirbt sie. Die Majestät hat zweifellos einen zu hohen Begriff von sich selbst, um zu glauben, diese Macht sei Ihr zum eigenen Vergnügen vererbt worden, um nicht zu wissen, daß Macht als Genuß auch einen zum Thron Geborenen in die Ohnmacht führt. Dagegen würde das Handeln des Kaisers, ein Aufruf zum Frieden, ein erregendes Ereignis sein.“

„Ein Aufruf? Ein Aufruf an wen?“

„An das Volk.“

„Ich entsinne mich, daß der Herr Kepler mir einmal von der Machtlosigkeit des Volkes sprach.“

„Damals begehrte die Majestät diese Volksmacht von einer Stunde auf die andere, während nach dem Volkswillen überhaupt nicht gefragt wurde.“

„Wille des Volkes? Was ist das? – Das Wollen ist Sache der Herren, ist über allen das Recht des höchsten irdischen Herrn, nämlich meins. Auch ist es nicht das Volk, das mir mein Recht stiehlt. Das Volk ist ewig unmündig, zum Gehorchen bestimmt und dazu bereit.“

„Es ist heute noch unmündig, und es wird es wahrscheinlich noch sehr lange sein“, erklärte Kepler. „Aber nichts bleibt stehen. Die Majestät meinte damals, als Sie vom Volk zu mir sprach, das Volk der leibeigenen Bauern und der kleinen Leute, das mit seiner Hände Arbeit die Menschheit ernährt und erhält und selbst ein elendes Leben führt. Gepeinigte Menschen, die sich hier und da erheben und hier und da einen Vogt erschlagen oder eine Burg abbrennen, sind noch kein Volk. Aber das Ziel, das alle ohne Ausnahme mit ihrer Arbeit, ohne es recht zu wissen, wollen und das alle einen würde, dieses Ziel nennt kaum einer, weil es kaum einer zu denken wagt. Die aber, die es vermöchten, sind zu schwach, um vom Volk in seiner ganzen Breite und Tiefe vernommen zu werden. Gepriesen der, dessen Stimme weit genug dränge und der willig wäre, das Ziel auszurufen! Wenn der kaiserliche Wille als Friedenswille das Volk ergriffe, dann wäre er Volkswille und unwiderstehlich!“

„Schade“, sagte Rudolf mit einem Seufzer. „Auf die Gesetze der Sterne versteht Ihr Euch, Kepler – von den Menschen habt Ihr nicht die leiseste Ahnung.“

„Nicht? Die Kleinen, die alles – dessen die Menschen für Krieg und Frieden bedürfen – mit ihren Händen schaffen, haben am Krieg nichts zu gewinnen. Sie können sich seiner am wenigsten erwehren, und sie sollten den Frieden nicht wollen, wenn man sie dazu aufriefe, wenn man ihnen zeigte, daß sie ihn haben könnten, wenn sie nur wollten?“

„Ihr sprengt jede göttliche Ordnung. Ihr seid ein Ketzer, Herr Kepler. Denkt an Giordano Bruno! – Ich muß zuweilen an ihn denken. Aber es ist etwas Wunderbares um das Vertrauen, das Ihr in mich setzt“, fügte der Kaiser leise hinzu. „Warum tut Ihr das?“

Kepler fühlte das Gewicht der Stunde und konnte sich seines Kummers kaum noch erwehren.

„Die Majestät und ich“, ließ er dennoch vernehmen, „beide sind wir Menschen. Trotzdem ist Friede zwischen uns. Er ist da. Er ist möglich.“

Rudolf versank in seine Gedanken.

„Ihr seid ein Schwärmer, Herr Kepler“, sagte er dann.

Am 20. Januar 1612 starb Rudolf II. von Habsburg, römischer Kaiser. Am Vortage war ihm noch eine Tochter geboren worden, von der man nichts weiß, als daß er sie anerkannt hat. Donna Karolina, seine älteste und zwei weitere Töchter, lebten, die erste als Gräfin Cantecroy und die anderen als einfache Nonnen, ihr Leben. Auch die beiden Söhne verloren sich trotz anfänglicher königlich-spanischer Protektion in der Zahl der Unbekannten.

Matthias wurde Rudolfs Nachfolger als römischer Kaiser.

Kepler ging zwar nach Linz und später zu Wallenstein nach Sagan, blieb jedoch zugleich Hofmathematikus der beiden nächsten habsburgischen Kaiser. Es gelang ihm das schier Unglaubliche, seine Mutter einem Hexenverfahren zu entreißen. In Linz fand er das dritte Planetengesetz. Er vollendete die Rudolfinischen Tafeln und gewann in der wissenschaftlichen Welt immer höhere Anerkennung. Am 15. November 1630 verschied er zu Regensburg. An seinem Bett weilten Herren aus dem Gefolge desselben Ferdinand, der ihn einst aus Graz vertrieben hatte und nun als Ferdinand II. römischer Kaiser war.

Historische Zeittafel

- 1510 Nikolaus Kopernikus, geb. 1473, legt im „Commentariolus“ zum erstenmal seine Gedanken über den Aufbau des Sonnensystems dar.
- 1517 Luthers Thesenanschlag zu Wittenberg. Beginn der Reformation.
- 1525 Großer Deutscher Bauernkrieg. Thomas Müntzer gefoltert und hingerichtet.
- 1530 Die „Augsburger Konfession“, die erste zusammenfassende evangelische Bekenntnisschrift, wird dem Reichstag in Augsburg vorgelegt.
- 1534 Gründung des Jesuitenordens „Gesellschaft Jesu“ durch Ignatius von Loyola.
- 1536 Der Fall Münsters – Niederlage der Wiedertäuferbewegung.
- 1541 Der Arzt und Forscher Paracelsus gestorben.
- 1542 Das Inquisitionstribunal wird von Papst Paul III. wieder eingesetzt. Aufstellung des „Index librorum prohibitorum“ (Verzeichnis der von der katholischen Kirche verbotenen Schriften).
- 1543 Das Werk „De revolutionibus orbium coelestium“ (Über die Bewegungen der Himmelskörper) von Kopernikus bei Osiander in Nürnberg gedruckt. Kopernikus in Frauenburg gestorben. Hans Holbein d. J. Gestorben.
- 1546 Tycho Brahe zu Knudstrup in Schonen (Dänemark) geboren. Martin Luther im Eisleben gestorben.
- 1546-1547 Schmalkaldener Krieg zwischen den protestantischen Fürsten und Kaiser Karl V.
- um 1550 Mit Ausnahme von Österreich, Bayern, Böhmen und einigen kleineren Gebieten sind alle weltlichen Landesfürsten protestantisch geworden.
- 1552 Rudolf II. geboren.
- 1553 Lucas Cranach d. Ä. gestorben.

- 1555 Abschluß des Augsburger Religionsfriedens. Bestätigung des Grundsatzes, daß jeder Landesherr die Konfession seiner Untertanen zu bestimmen habe („Cujus regio ejus religio“). Jörg Wickrams „Rollwagenbüchlein“.
- 1556 Karl V. – seit 1519 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation – legt die Krone nieder und verfügt die Teilung der habsburgischen Länder in eine spanische und eine deutsche Hälfte.
- 1556-1564 Kaiser Ferdinand I.
- 1556-1598 König Philipp II. von Spanien.
- 1556 Beginn der Gegenreformation.
- 1562-1598 Die Hugenottenkriege in Frankreich.
- 1563 Beendigung des Konzils von Trient. Beseitigung der krassesten Mißstände in der katholischen Kirche (Ablaßhandel und Ämterschacher). Formulierung der „professio fidei“ (Katholisches Glaubensbekenntnis) – Ablehnung einer Versöhnung mit den Protestanten.
- 1564 Galileo Galilei geboren.
- 1564-1576 Kaiser Maximilian II.
- 1566 Herzog Alba rückt mit einem spanischen Heer in die niederländischen Provinzen. Bildung des Blutrats.
- 1568 Hinrichtung Egmonts und anderer Führer des niederländischen Aufstands.
- 27.12.1571 Johannes Kepler in Weil der Stadt in Württemberg geboren.
- 1571 Gründung der Londoner Börse.
- 1572 Beginn des niederländischen Freiheitskampfes unter dem Prinzen Wilhelm von Oranien. Niedermetzlung der Hugenotten in der Bartholomäusnacht in Paris (Bluthochzeit).
- 1576 Regierungsantritt Kaiser Rudolfs II. Hans Sachs gestorben. Johannes Fischart: „Das Glückhafft Schiff“ erschienen.
- 1583 Magister Michael Maestlin wird Professor für Mathematik und Astronomie an der Universität Tübingen.
- 16.10.1584 Johannes Kepler tritt in die Klosterschule Adelberg ein.
- 26.11.1586 Johannes Kepler besucht das höhere Seminar der Klosterschule

- Maulbronn.
- 1587 „Historia von D. Johann Fausten“ erschienen.
- 1588 Vernichtung der spanischen Armada vor der englischen Küste. England beginnt seinen Aufstieg zur führenden Seemacht im Atlantik. Kepler legt das Bakhalaureats-Examen in Tübingen ab.
- 1589 Johannes Kepler beginnt das Studium der Theologie an der Universität Tübingen.
- 10.8.1591 Kepler besteht die Magisterprüfung in Tübingen. Zu seinen Lehrern an der Hohen Schule gehören der bedeutende Astronom Maestlin und der Theologe Hafenreffer.
- 11.4.1594 Kepler wird Landschaftsmathematikus und Lehrer an der protestantischen Stiftsschule in Graz.
- 16.12.1596 Der achtzehnjährige Erzherzog Ferdinand wird Regent der Steiermark.
- 1597 Keplers erstes astronomisches Werk „Mysterium Cosmographicum“ (Weltgeheimnis) erscheint.
- 27.4.1597 Kepler heiratet Barbara Müller aus Mühleck.
- 28.9.1598 Ausweisung aller protestantischen Prediger und Lehrer aus der Steiermark.
- 1593 Kepler wird als einzigem Ende Oktober die Rückkehr nach Graz gestattet. Das Edikt vom Nantes. Heinrich IV. stellt den Frieden in Frankreich wieder her. Die Hugenotten erhalten volle staatsbürgerliche Gleichheit, z. T. auch das Recht freier Religionsausübung.
- 1599 Tycho Brahe als kaiserlicher Hofastronom von Rudolf II. nach Prag berufen.
- 1600 Kepler besucht Tycho Brahe in Prag.
- 30.9.1600 Kepler wird, wie alle Protestanten, die nicht zum Katholizismus übertreten, aus der Steiermark ausgewiesen. Kepler trifft mit Frau und Stieftochter in Prag ein und wird Mitarbeiter von Tycho Brahe.
- 17.2.1600 Der italienische Naturforscher und Philosoph Giordano Bruno (geb. 1548) als Ketzer in Rom auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

- 24.10.1601 Tycho Brahe im Alter von 55 Jahren in Prag gestorben. Kepler wird sein Nachfolger als Hofastronom Rudolfs II.
- 1603 William Gilbert, der Entdecker des Erdmagnetismus und der Anziehungskraft des Mondes, gestorben.
- 1604 Kepler überreicht dem Kaiser das Manuskript seines Werkes „Astronomiae pars optica“ (Grundlagen der geometrischen Optik). Der siebenbürgische Magnat Stephan Bockej stellt sich an die Spitze des Aufstands der Ungarn und bittet um die Hilfe der Türken.
- 1605 Die Erzherzöge des Hauses Habsburg verlangen auf einer Zusammenkunft in Linz, daß der Kaiser zur Abwehr der Türkengefahr in Ungarn erscheine oder die dortige Herrschaft an seinen Bruder Matthias übertrage.
- 1606 Rembrandt van Rijn geboren. Der Abschluß des Wiener Friedens beendet den ungarischen Aufstand, der mit ungeheuren Greueln von kaiserlichen Truppen bekämpft wurde. Die ungarischen Protestanten erhalten einen Religionsfrieden bewilligt.
- Mai 1608 Die evangelischen Fürsten verlassen den Reichstag in Regensburg und schließen ein Bündnis unter Führung des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, die sogenannte Union, ab.
- Juli 1608 Kaiser Rudolf II. wird gezwungen, die Regierung in Österreich, Mähren und Ungarn seinem Bruder Matthias zu übertragen.
- 1608 Keplers Stieftochter Regina heiratet Philipp Ehem, den Geschäftsträger des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz am Prager Kaiserhof.
- Juli 1609 Zusammenschluß der katholischen Fürsten unter Führung des Herzogs Maximilian von Bayern in der Liga.
- 9.7.1609 Im „Majestätsbrief“ sichert Rudolf II. den Protestanten in Böhmen den Schutz ihres Bekenntnisses zu.
- 1609 Kepler entwickelt in seinem Werk „Astronomia novo“ (Neue Astronomie) die ersten beiden Planetengesetze. Kepler verfaßt die Antwort auf „Röslini Discurs“, in der er sich gegen

- astronomische Prophezeiungen des Arztes Helisäus Röslin wendet.
- 1810 Heinrich IV. von Frankreich von einem katholischen Fanatiker ermordet. Der Prager Fürstentag bemüht sich um eine Versöhnung zwischen Rudolf II. und Matthias. Der italienische Physiker und Mathematiker Galilei entdeckt mit dem von ihm verbesserten Fernrohr die Jupitermonde, die Sonnenflecken, den Phasenwechsel der Venus, die Dreigestalt des Saturn und erkennt darin Beweise des kopernikanischen Systems.
- März 1610 Galileis „Sidereus Nuncius“ (Sternenbote) erscheint.
- Mai 1610 Keplers „Dissertatio cum Nuncio Sidereo“ (Unterhaltung mit dem Sternenboten) erscheint, in der er Galileis Entdeckungen anerkennt.
- Aug./Sept. 1610 Kepler verfaßt seine „Dioptrice“, in der er den gesetzmäßigen Verlauf des Strahlengangs bei Linsen und Linsensystemen nachweist.
- Feb. 1611 Bischof Leopold von Passau dringt mit seinen Truppen in Böhmen ein und besetzt die Kleinseite von Prag. Auf den Hilferuf der Stände erscheint Erzherzog Matthias mit einem österreichischen Heer und zwingt das Passauer Kriegsvolk zum Abzug.
- 19.2.1611 Keplers Sohn Friedrich stirbt an den Pocken.
- 24.3.1611 Erzherzog Matthias zieht in Prag ein und zwingt Rudolf II., als König von Böhmen abzutreten.
- 23.5.1611 Matthias zum König von Böhmen gekrönt.
- 3.7.1611 Keplers erste Frau Barbara stirbt.
- 20.1.1612 Tod Kaiser Rudolfs II.
- 18.3.1612 König Matthias bestätigt Kepler als Hofmathematikus.
- 13.6.1612 Matthias wird in Frankfurt/M. zum Kaiser gewählt. Kardinal Klesl wird sein leitender Staatsmann.
- 1612 Kepler geht als Landschaftsmathematikus und Lehrer an die Landschaftsschule nach Linz. Er wird vom Pastor der lutherischen Gemeinde in Linz vom Abendmahl ausgeschlossen, weil er sich weigert, vorbehaltlos gewisse Dogmen der lutherischen Kirche zu unterschreiben.

- 30.10.1613 Kepler heiratet die Schreinertochter Susanne Reuttinger.
- 1614 Zusammenbruch des Handelshauses der Welser.
- Galilei zum erstenmal vor dem Inquisitionsgericht. Ein Dekret der Kongregation erklärt die heliozentrische Lehre zur Irrlehre, die gegen die Heilige Schrift verstoße. Die Schriften von
- 1616 Kopernikus und Kepler werden auf den Index gesetzt. Gegen Keplers Mutter wird ein Hexenprozeß eröffnet. Shakespeare gestorben.
- Prager Fenstersturz. Beginn des böhmischen Aufstands gegen
- 26.5.1618 das Haus Habsburg unter Führung des Grafen Matthias Thurn. Beginn des 30jährigen Krieges.
- 20.7.1618 Kaiser Matthias gestorben. Kardinal Klesl verhaftet und nach Brixen entführt.
- 1619 Friedrich V. von der Pfalz von den böhmischen Ständen zum König von Böhmen gewählt.
- 1619-1637 Kaiser Ferdinand II.
- 1619 „Harmonice mundi“ (Weltharmonie) erschienen. Dieses Werk Keplers enthält das 3. Planetengesetz.
- Schlacht auf dem weißen Berge, Flucht des Winterkönigs,
- 1620 Auflösung der protestantischen Union. Beginn einer grausamen Gewaltherrschaft der Habsburger in Böhmen.
- 27 böhmische Herren und angesehene Bürger auf dem
- 21.6.1621 Altstädter Ring hingerichtet, unter ihnen Graf Andreas Schlick, Wenzel Budowec von Budow, Prof. Johann Jessenius. 30 000 Familien werden aus dem Lande vertrieben.
- Kepler rettet in Leonberg in Württemberg seine als Hexe angeklagte alte Mutter vor Folter und Scheiterhaufen. Allein in
- 1621 Würzburg werden in den Jahren 1623 bis 1631 unter der Regierung des Bischofs Philipp Adolf von Ehrenberg 900 Männer, Frauen und Kinder als „Hexen“ und „Hexenmeister“ verbrannt.
- 1621-1630 Eroberung ganz Mittel- und Norddeutschlands durch kaiserliche und ligistische Truppen unter Wallenstein und Tilly.
- 1623 Martin Opitz' „Buch von der deutschen Poeterey“.
- 1624 Keplers Logarithmenwerk.

- 1625 Albrecht v. Wallenstein kaiserlicher Oberbefehlshaber. Der große oberösterreichische Bauernaufstand unter Stefan Fadinger. Belagerung von Linz. Kepler zieht nach Ulm.
- 1627 Veröffentlichung der astronomischen Tafeln „Tabulae Rudolphinae“ in Ulm.
- 1628 Kepler lehnt, es ab, um persönlicher Vorteile willen katholisch zu werden, und übersiedelt auf Einladung Wallensteins nach Sagan in Schlesien.
- 1629 Das Restitutionsedikt bestimmt die Rückgabe aller seit 1552 einbezogenen geistlichen Gebiete an die Kirche.
- 1630 Jakob Bartsch, ein wissenschaftlicher Gehilfe Keplers, wird dessen Schwiegersohn. Der Jesuitenpater Chr. Scheiner veröffentlicht sein Werk über die Sonnenflecken „Rosa Ursina“. Keplers „Somnium sed Astronomiae Lunaris“ (Traum oder Mondastronomie) erschienen. Der „General-Obrist-Feldhauptmann“ des kaiserlichen Heeres, General des baltischen und ozeanischen Meeres, Herzog beider Mecklenburg, Herzog von Friedland und Sagan Albrecht von Wallenstein wird auf Drängen der katholischen Fürsten auf dem Reichstag in Regensburg von Kaiser Ferdinand II. abgesetzt. Landung Gustav Adolfs von Schweden an der pommerschen Küste. Kepler reist nach Regensburg, wahrscheinlich um auf dem Reichstag seine finanziellen Ansprüche geltend zu machen. Dort stirbt er plötzlich am 15. 11. 1630.
- 1631 Erstürmung und Zerstörung der Stadt Magdeburg durch Tilly. Schlacht bei Lützen. Tod Gustav Adolfs von Schweden.
- 1632 Galilei veröffentlicht den „Dialog über das ptolemäische und kopernikanische Weltsystem“ als Frucht einer 14jährigen wissenschaftlichen Arbeit.
- 1632-1634 Der Friedhof St. Peter, auf dem Kepler begraben wurde, wird im Verlauf der wechselvollen Kämpfe mit den Schweden mehrfach verwüstet, so daß Keplers letzte Ruhestätte nicht mehr auffindbar ist.
- 1633 Galilei erneut vor das Inquisitionsgericht gerufen. Angesichts der Folterinstrumente widerruft er seine Lehre.

- 1634 Wallenstein in Eger ermordet.
- 1635 Kriegseintritt Frankreichs. Deutschland wird zum Schauplatz der internationalen Machtkämpfe in Europa.
- 1636 Keplers zweite Frau Susanne stirbt völlig verarmt in Regensburg.
- 1637 Ferdinand II. gestorben.
- 1637-1657 Kaiser Ferdinand III.
- 1642 Kardinal Richelieu, der leitende französische Staatsmann, gestorben. Galilei, der seit 1633 unter strengster Aufsicht des heiligen Offiziums lebt und arbeitet, fast völlig erblindet in Acetri gestorben.
- 1643 Isaac Newton in Woolsthorpe geboren.
- 1646 Leibniz geboren.
- 1648 Der Friede von Münster und Osnabrück beendet den 30jährigen Krieg.